

Dieter Schwabe

Chinareise im Jahr 2000

mit Fahrradtouren



Reiseerzählung China

Planung und Reise

„Und wenn Sie eine außergewöhnliche Reise machen möchten“, sagte die Mitarbeiterin des Reisebüros, „dann wählen Sie doch einfach „China Aktiv“, Radfahren in China - hätten Sie nicht Lust?“

Ich war sofort von der Idee fasziniert, während meine Frau zuerst Bedenken äußerte, besaß sie doch zu dieser Zeit nicht einmal mehr ein Fahrrad. Da sie aber früher ebenso wie ich viel und gerne Rad gefahren war, gefiel ihr die Vorstellung, sich unter Millionen radelnde Chinesen mischen zu können, immer besser. Außerdem hatte uns China schon immer sehr gereizt. So kam es, dass wir die Reise im Frühjahr tatsächlich buchten. Wenig später kauften wir ein Rad für meine Frau, und ich holte meinen alten Tret-Esel wieder hervor. Den ganzen Sommer über machten wir zur Einübung schöne Radtouren im Stadtwald und hatten so ganz nebenbei eine neue Freizeitbeschäftigung für uns gefunden.

Übrigens kam noch hinzu, dass „China Aktiv“ im Vergleich zu den anderen Reiseangeboten in dieses Land preisgünstig war. Die dreiwöchige Rundreise wurde für unter 4000 DM pro Person im Doppelzimmer angeboten. Da konnte manche Reise für zwei Wochen nicht mithalten.

Wenn wir im Freundes- und Bekanntenkreis auf die übliche Frage nach dem Urlaub sagten, wir fahren diesmal nach China, dann erregte das alleine schon höhere Aufmerksamkeit.

Setzten wir aber noch eins drauf und ergänzten „China aktiv - Radfahren in China“, dann war uns das ungläubige Erstaunen sicher und so mancher dachte, dass wir wohl verrückt wären!

Auf der folgenden Karte ist die Reiseroute eingetragen:



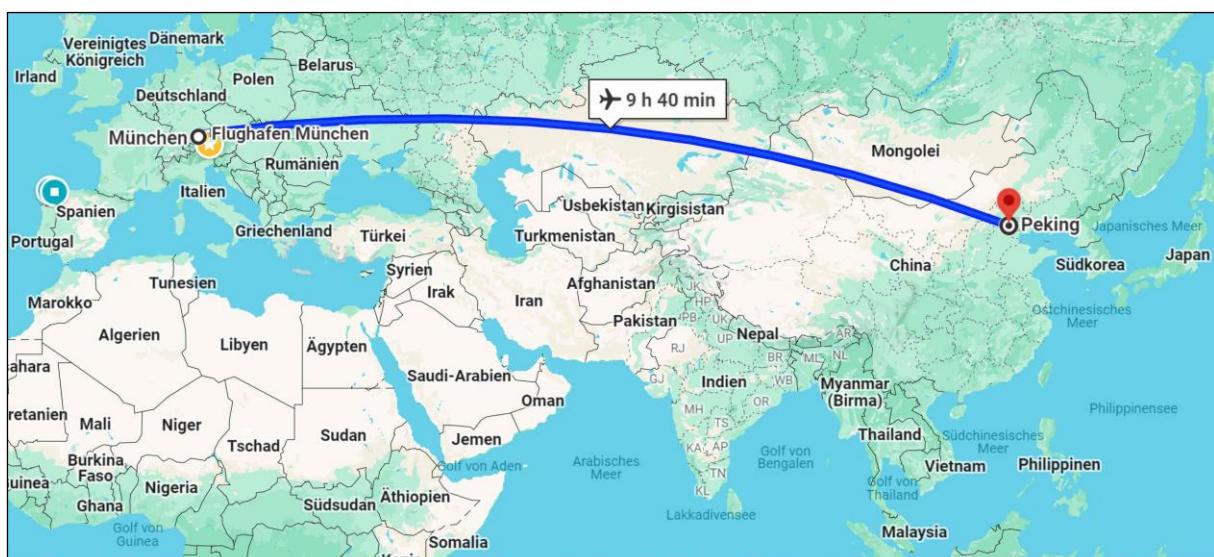
Als der September zu Ende ging, war der Tag der Abreise gekommen. Wir mussten zunächst mit dem ICE nach München fahren und mit der S-Bahn zum neuen Flughafen, denn der Flug nach Peking fand mit China Eastern von München aus statt.

Treffpunkt unserer Reisegruppe sollte der Check-In Schalter dieser Fluggesellschaft sein. Hier lernten wir auch unsere Reiseleiterin Frau Cha kennen, eine noch recht junge, zierliche, hübsche Chinesin, der man es auf den ersten Blick gar nicht zutrauen möchte, eine größere Reisegruppe zu führen und sich auch einmal durchsetzen zu müssen. Noch waren sich alle fremd und beäugten sich neugierig. Zunächst verlor man sich jedoch wieder aus den Augen, bis wir dann im Flugzeug saßen und vergeblich auf den Start warteten.

„Leider verzögert sich unser Abflug noch etwas“, war eine um Beruhigung bemühte Stimme zu vernehmen.

„Wegen einer Sicherheitskontrolle muss unser gesamtes Gepäck noch einmal ausgeladen werden. Wir bitten um Ihr Verständnis.“

Das war allerdings gar nicht beruhigend, im Gegenteil, Angst machte sich breit. Sollte es etwa eine Bombendrohung gegeben haben? Unentschlossen und abwartend blieb man sitzen, ein flaues Gefühl in der Magengegend, aber wieder aussteigen wollte natürlich auch keiner. Es kostete uns beinahe eine Stunde Verzögerung, bevor wir endlich abflogen. Ein Aufatmen allerseits und schon bald war der Zwischenfall vergessen.



Jetzt verlief alles glatt und ruhig. Der etwa zehnstündige Nachtflug führte uns über Österreich, Polen, Russland, Sibirien und die Mongolei in den Norden Chinas. Als es hell wurde, hatte man prächtige Sicht auf die Wüste Gobi. Kaum war sie überflogen, änderte sich das Landschaftsbild abrupt, und es tauchten wieder vom Menschen besiedelte Gebiete mit Feldern, Ortschaften und Städten dazwischen auf. Wir waren über Chinas Nordwesten angekommen. Gegen zehn Uhr Ortszeit landeten wir auf dem Capital Airport von Peking oder Beijing, wie es auf Chinesisch heißt. Das Abenteuer „China Aktiv“ konnte beginnen.

Unsere Reiseagentur hatte ein Gruppenvisum ausstellen lassen, so dass die einzelnen Teilnehmer mit der Visumsbeschaffung nichts weiter zu tun gehabt hatten, als ein Formular auszufüllen und es mit einer Kopie des Reisepasses an die Agentur zu schicken. Das war bequem gewesen. Nun mussten wir uns aber am Gruppenschalter auf eine zeitraubende Abfertigung gefasst machen, denn dort stand schon eine lange Schlange.

„Meine Damen und Herren“, richtete Frau Cha zum ersten Mal das Wort an die Gruppe, „ich muss Sie jetzt bitten, sich in der Reihenfolge der Namen im Visum aufzustellen, wie ich es gleich vorlesen werde.“

Aber erst als sie zweimal alle Namen aufgerufen hatte, stand die Gruppe in der richtigen Reihenfolge, so aufgereggt und unruhig waren jetzt alle.

„Hoffentlich würde es keine Probleme mit der Einreise und dem Visum geben“, dachte wohl so mancher, der sich vielleicht an Reisen in die DDR erinnerte, wo von den Grenzern immer ein großer Zirkus veranstaltete worden war.

Bei dieser Aufstellungsübung nahm die Gruppe nun für jeden ersichtlich Kontur an. Sie bestand aus 22 Personen, darunter Paare, Einzelgänger, eine Familie mit Tochter und eine Mutter mit erwachsenem Sohn, eine sicherlich nicht leicht zu führende Mischung.

Übernächtigt schleppten wir uns in der Schlange voran, hatten das Pech, an einen übergenauen Beamten geraten zu sein, der alles ganz penibel kontrollierte. Doch Probleme machte er zum Glück nicht, unterließ es seltsamerweise sogar, die Pässe zu stempeln. Das wiederum gefiel einigen aus unserer Gruppe gar nicht, die unbedingt einen Stempel im Pass haben wollten. Es musste ein willigerer Kollege gefunden werden, was zu einer nochmaligen Verzögerung führte. Aber wenigstens war das Gepäck vollzählig, so dass wir damit keine Zeit mehr verloren.

Die ersten Tage in Peking

In der Empfangshalle wurden wie üblich Schilder mit Hotel- und Agenturnamen hochgehalten, darunter auch eines von unserer Reisegesellschaft, hinter dem ein wohlgenährter Chinese mit rundlichem Gesicht und Brille abwartend stand. Erleichtert stürzte Frau Cha auf den Mann zu und wechselte schnell einige Worte auf Chinesisch mit ihm, um sich dann zu uns herumzudrehen:

„Das ist Herr Yu“, stellte sie ihn vor.

„Herr Yu ist unser lokaler Reiseleiter für Peking und wird uns die nächsten Tage begleiten.“

Die gesetzlichen Regelungen sind wohl so, dass eine ausländische Reisegesellschaft eine Reise in China nicht allein durchführen darf, sondern immer nur mit einer der staatlichen chinesischen Gesellschaften zusammen. Diese stellt dann lokale Reiseleiter in jeder Stadt, die Station einer Reise durch China ist. Er ist unter anderem für Einhaltung des Besichtigungsprogramms und Beförderung dorthin und zu den Hotels verantwortlich.

Herr Yu lächelte wohlgefällig und sagte in einwandfreiem Deutsch.

„Ich darf Sie herzlich in China begrüßen. Draußen wartet schon ein Bus unserer Gesellschaft, der uns in die Stadt bringen wird.“

Dann führte er uns nach draußen in einen schönen Spätsommertag mit blauem Himmel und Temperaturen weit über 20 Grad.

Nun war alles wohl organisiert. Wir konnten umgehend in den Bus einsteigen und fielen erschöpft in die Polster, froh endlich wieder sitzen zu können. Die vielen Erklärungen des redseligen Herrn Yu wie zum Beispiel:

„Peking bedeckt eine Fläche von so und so viel Quadratkilometern und hat heute eine Einwohnerzahl von so und so viel Personen“ hörten wir nur mit halbem Ohr.

Viel interessanter fanden wir jetzt, was wir draußen zu sehen bekamen, war es doch unser erster Eindruck von diesem Land. Die meisten von uns waren wahrscheinlich in etwas verklärter Erwartung auf ein altes, romantisches China hierhergereist. Dass dies antiquierte Vorstellungen waren, ließ spätestens ein Blick aus dem Busfenster erahnen. Die Realität sah nämlich ganz anders aus.

Vom Flughafen führte uns eine moderne Autobahn zur Innenstadt, an deren Seitenränder überall große Reklameschilder mit chinesischen Zeichen zu sehen waren. Der Autoverkehr war rasant, von Fahrrädern keine Spur, rundherum viele Wohnhochhäuser, dazwischen Geschäfte und Restaurants wie überall in Großstädten. Das nach unserer Vorstellung alte China blitzte nur auf, wenn man einen Einblick in eine der Seitenstraßen hatte. Da konnte man dann auch kleine Häuser, Garküchen, Straßengeschäfte, Fahrradfahrer und Trauben von Menschen beobachten, wie man es von Bildern her kennt.

Als wir die Innenstadt erreichten, tauchten gar moderne Geschäftshochhäuser auf und nur selten einmal mit asiatischem Ambiente. Alles schien eigentlich genau so zu sein wie in jeder beliebigen Metropole dieser Welt.



nannten Hutongs, graue Häuserzeilen mit ärmlichsten Wohnverhältnissen, mit Gemeinschaftstoiletten für mehrere Familien und Wasseranschlüssen nur auf den Höfen. Leute kochten und aßen im Freien. Verblüfft realisierten wir solch gravierende Unterschiede in dieser Stadt.

Herr Yu, dessen Redefluss zwischendurch etwas versiegte war, ließ sich nun wieder umso lauter vernehmen.

„Wegen der Verspätung des Fluges und der langen Abfertigung ist nun leider keine Zeit mehr, ins Hotel zu fahren“, hatte er uns mitzuteilen, „denn wir müssen heute unbedingt noch die Besichtigung der Verbotenen Stadt durchführen.“

„Das ist doch erst für morgen vorgesehen“, entgegnete ihm ein Vorwitziger unter uns. Herr Yu hatte für ihn ein höfliches, wenn auch nachsichtiges Lächeln übrig.

Aber dann gab es doch die ersten gravierenden Unterschiede. Plötzlich ergoss sich ein Schwall von Radfahrern über die Straßenkreuzung vor uns, denen Busse und Autos die Vorfahrt lassen mussten, in einer deutschen Großstadt undenkbar. Es schien im Chaos zu enden, aber der Verkehr rollte trotzdem langsam weiter.

Auch kamen wir jetzt in einen Stadtteil mit vielen Reihen kleiner, alter Häuser, vorne an der Straße Ladengeschäfte, im Hintergrund die so-

„Morgen, da ist der 1. Oktober, und das ist der chinesische Nationalfeiertag. Sie müssen wissen, dass dann drei Millionen Menschen zusätzlich in unsere Stadt kommen. Wir befürchten, da wird kein Durchkommen mehr sein.“

Frau Cha unterstützte ihn: „Herr Yu, meint, es ist besser, morgen nicht in der Stadt zu sein, sondern die Fahrt zur Mauer zu machen.“

Herr Yu nickte ihr dankbar zu und ließ einen beruhigenden Unterton in seine nächsten Worte einfließen:

„Vor dieser Besichtigung werden wir aber noch zum gemeinsamen Mittagessen fahren. Ich hoffe, Sie haben Verständnis für diese Änderung des Programms.“

Was blieb uns anderes übrig. Verschwitzt und müde wie wir waren, hätten wir jetzt viel lieber ein Duschbad genommen, uns umgezogen und etwas ausgeruht. Aber zum Widerspruch kam es gar nicht erst. Wir nahmen es fatalistisch hin.

Auf einer endlos langen, mit Bäumen gesäumten Straße angekommen waren wir gerade etwas eingeknickt, als Herr Yu erneut das Mikrofon nahm und uns mit „Bitte alle aussteigen!“ unsanft aus unseren Träumen riss. Wie wir sahen, hielt der Bus direkt vor einem chinesischen Restaurant.

„Im Pauschalangebot dieser Reise ist Halbpension inbegriffen“, erklärte Frau Cha, „dazu gibt es ein freies Getränk pro Teilnehmer. Das gemeinsame Essen findet meistens mittags statt, denn bei den Besichtigungen und Radfahrten, die oft den ganzen Tag dauern, ist eine längere Mittagspause unbedingt notwendig.“ Wie recht sie hatte, sollte sich später noch zeigen.

Jetzt führte uns Herr Yu ins Restaurant, in dem sich die Gruppe auf drei große runde Tische verteilte, ein jeder mit der bekannten Drehscheibe versehen. Wir saßen kaum, da wurden schon die Vorspeisen gebracht, Schalen mit Nüssen, kaltem Fleisch und Gemüse. Wenig später kamen die Hauptspeisen, eine Platte nach der anderen mit den herrlichsten chinesischen Gerichten, bis nichts mehr auf die Scheibe ging. Viele aus unserer Gruppe sahen sich jetzt verstohlen nach Bestecken um, aber vergeblich, es standen nur Stäbchen zur Verfügung.

Frau Cha hatte dies wohl bemerkt, ging an jedem Tisch vorbei und erklärte:

„Messer und Gabel werden Sie in chinesischen Restaurants nicht finden. Sie müssen sich auf dieser Reise an Stäbchen gewöhnen. Je früher wir anfangen, umso besser!“

Alle mussten es hinnehmen, Ausnahmen gab es nicht. Meine Frau und ich hatten auch früher schon mit Stäbchen gegessen, so dass wir uns jetzt nicht allzu ungeschickt anstellten. Aber einige Gruppenmitglieder hatten so etwas noch niemals auch nur ausprobiert. Denen fiel es jetzt verdammt schwer. Bei einigen wollte es gar nicht klappen. Hatten sie es endlich geschafft, ein Fleischstückchen oder etwas Gemüse zu packen, so fiel alles bei der leisesten Bewegung zum Munde hin garantiert wieder hinunter.

Unter viel Gelächter und Anspielungen wurde die Drehplatte weitergedreht, was neue Unruhe schuf, da einer mindestens immer noch mit seinen Stäbchen in einer Schale hing und seine Arme mitgezogen wurden. Frau Cha kam nochmals vorbei und zeigte, wie die Stäbchen gehalten werden sollten.

„Legen Sie das untere fest auf die Hand auf und bewegen sie nur das obere, dann ist es am einfachsten,“ so etwa riet sie uns.

Aber das war leichter gesagt als getan. Auch ich hatte bestimmt nicht die korrekte Handhaltung, denn ich hielt beide Stäbchen beweglich und viel zu tief, aber hatte sie wenigstens fest im Griff, so dass ich damit zupacken konnte. Als die Bedienungen es nicht mehr mit ansehen konnten und verschiedentlich zu helfen begannen, Fleischstücke wenigstens in die kleine Reisschale zu transportieren, die an jedem Platz stand, da hatte schließlich auch Frau Cha ein Einsehen. Hungrig bleiben sollte denn doch keiner. Vielmehr riet sie jetzt einigen:

„Wenn es überhaupt nicht klappt mit den Stäbchen, dann darf man auch einmal das kleine Porzellan-Löffelchen für die Suppe zu Hilfe zu nehmen. Das ist keine Schande.“

Unter den ulkigsten Verrenkungen gelang es nun auch den Uneschicktesten, sich zu bedienen. Zum Schluss waren alle wenigstens gesättigt. Das Essen war übrigens sehr gut und bestand im Wesentlichen aus den auch von Chinalokalen in Deutschland her bekannten Gerichten wie etwa Schweinefleisch süßsauer, Rindfleisch mit Paprika, Hähnchen mit Nüssen, Fischbällchen, um nur einiges zu nennen. Im Geschmack jedoch waren diese Speisen exquisit und noch besser als in chinesischen Restaurants in Deutschland gewohnt.

Nach dem Essen war es nur eine kurze Fahrt mit dem Bus bis zur „Verbotenen Stadt“, dem Bezirk mit dem Kaiserpalast und den kaiserlichen Wohnbereichen. Dort lebten früher der Kaiser mit seiner Familie und die hohen Beamten. Verboten heißt dieser Stadtteil, weil der gemeine Chinese während der Kaiserzeit diesen Stadtteil nicht betreten durfte. Heute ist die Verbotene Stadt eine der größten Touristenattraktion von Peking, ja vielleicht des ganzen Landes.

Kaum waren wir aus dem Bus gestiegen, da wurden wir auch schon von einer Meute Straßenverkäufer umringt, von denen ein jeder die anderen zu überschreien versuchte. Sie boten besonders Ansichtskarten, aber auch sonstigen Touristenramsch an:

„Hallo, wollen schön Ansichtskarten von Verbotene Stadt. One Dollar, please“, oder „hier sehen, klein Bild von Kaiserpalast, sehr schön, sie kaufen, zwei Dollar“, schrien sie uns entgegen.

Wir waren dermaßen überrascht, das in einem kommunistisch regierten Land anzutreffen, dass wir ihnen vollkommen hilflos und unvorbereitet ausgeliefert gewesen wären. Aber wir hatten ja kein Geld in einheimischer Währung, denn zum Umtausch hatte es bisher noch keine Gelegenheit gegeben. Es dauerte nicht lange, bis das auch die Verkäufer realisiert hatten. Von da an waren wir völlig uninteressant und sie wendeten sich dem nächsten Touristenbus zu.

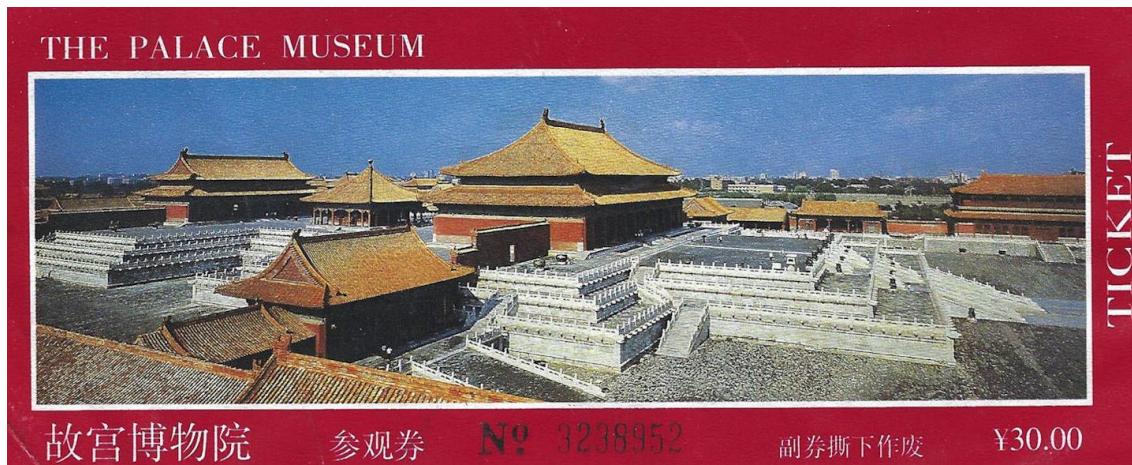
Die Verbotene Stadt

Nun führte uns Herr Yu zu der etwa zehn Meter hohen Mauer, mit der der gesamte Komplex der Verbotenen Stadt umgeben ist. Außen an der Mauer entlang gibt es eine kleine Straße, auf der wir noch eine Strecke bis zu dem auf der Südseite gelegenen Mittagstor, dem Haupteingang in die Verbotene Stadt, zurücklegen mussten. Brettspieler und ein Straßenfriseur waren die ersten lohnenden Fotomotive.



„No, no, Foto no“, winkte der Haarschneider ab und nahm gar eine drohende Haltung an, als sich keiner darum scherte. Das war indessen eher untypisch, denn wie sich später

zeigen sollte, sind die meisten Chinesen eher erfreut, wenn sie abgelichtet werden, besonders wenn eine „Langnase“, wie sie uns Europäer bezeichnen, mit aufs Bild kommt.



Auf dem Platz vor dem Mittagstor gab es viele Touristengruppen, so dass unser Reiseleiter ein kleines, grünes Fähnchen hervorholte, das er von da an immer hochhielt, damit wir ihn nicht verlieren konnten. Linkerhand schloss sich eine Grünanlage an, auf der gerade eine militärische Parade stattfand, der eine große Menschenmenge zusah. Dort war der Übergang zum Platz des Himmlischen Friedens, was wir aber jetzt gar nicht beachten konnten, denn gleich sollte es in die Verbotene Stadt hinein gehen. Zunächst machte Herr Yu aber noch einige Angaben zur Geschichte.

„An dieser Stelle befand sich bereits um 1300 die Residenz der mongolischen Yuan Dynastie. Der dritte Kaiser der Ming Dynastie Yongle ließ jedoch die alten Anlagen schleifen und ab 1604 einen neuen Palast gigantischen Ausmaßes an gleicher Stelle erbauen. Dieser Komplex wurde von den weiteren Kaisern der Ming und Qing Dynastien ständig umgebaut und erweitert, bis die heute noch erhaltene Anlage fertig war“, rezitierte er wie auswendig gelernt.

„Sie war noch Anfang des 20. Jahrhunderts vom letzten chinesischen Kaiser bewohnt, bevor dieser 1924 vertrieben wurde. Später wurde die einst verbotene Stadt zum sogenannten Palastmuseum und ist heute für Einwohner und Touristen zur Besichtigung freigegeben.“ Im folgende das Ticket zur Besichtigung des Palast Museums:

Er wies auf die drei großen hölzernen Tore in der Mauer hin und bemerkte dazu:

„Durch das mittlere Tor durfte nur der Kaiser schreiten, das rechte war der kaiserlichen Familie vorbehalten und das linke mussten die Beamten benutzen. Sonst durfte abgesehen von den Wach- und Schutzmannschaften niemand anderes diesen Stadtteil betreten. Selbst den Blicken war er durch die hohe Mauer verschlossen - so entstand der Name Verbotene Stadt.“

Uns Touristen wurde die hohe Ehre zuteil, die Verbotene Stadt durch das Kaisertor betreten zu dürfen. Wir kamen auf einen riesigen Platz, an dessen anderen Ende anscheinend der Kaiserpalast stand, so großzügig und gewaltig erschien uns das tempelartige Gebäude.

„Das ist doch bestimmt die Halle der Höchsten Harmonie dort drüber!“ meinte ich etwas vorwitzig. Aber Herr Yu belehrte mich sogleich:

„Nein, das ist das Tor der Höchsten Harmonie. Erst dahinter folgen die drei großen Hallen.“

Ich war überwältigt von solchem Gigantismus. An beiden Seiten des Platzes standen Nebengebäude, deren goldgelbe Dächer zum blauen Himmel einen fotogenen Kontrast bildeten.



„Gelb“, meinte Herr Yu, „das ist die kaiserliche Farbe. Sehen Sie irgendwo ein Gebäude mit einem gelben Dach, dann muss es sich um ein kaiserliches Gebäude handeln.“

Als wir über den Platz schritten, kamen wir an einen querverlaufenden Kanal.

„Hier floss früher Wasser durch und man nannte ihn den Goldwasserfluss“, belehrte uns Herr Yu, „fünf marmorne Brücken führen darüber.“

Als wir das innere Tor passiert hatten, kamen wir auf einen noch größeren, einen gewaltigen Hof, auf dessen anderer Seite wir erhöht auf einem Podest stehend eine noch viel großartigere Halle ausmachten. Was wir dort sahen, war nun tatsächlich das erste der offiziellen Gebäude des Kaiserpalastes, die aus einer Dreierkombination bestehen, nämlich Halle der Mittleren Harmonie, Halle der Wahrung der Harmonie und Halle der Höchsten Harmonie.

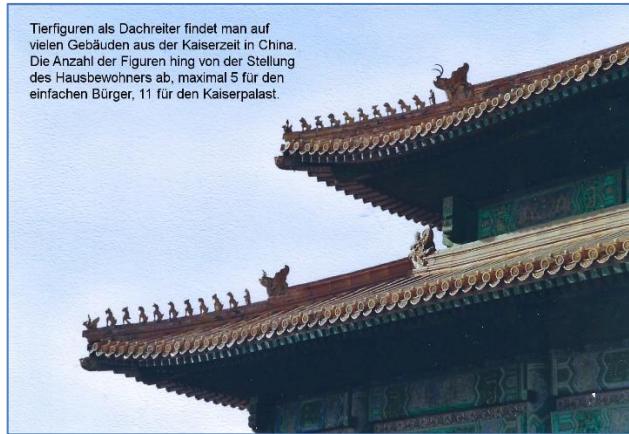
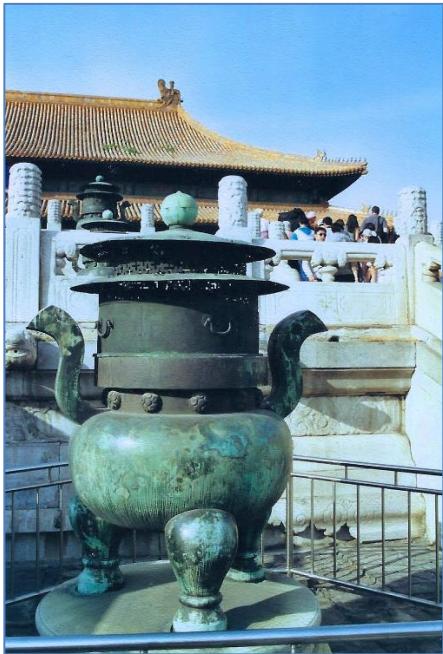
„Sie müssen sich das so vorstellen“, führte Herr Yu plastisch aus. „Bei offiziellen Anlässen saß der Kaiser in der Halle der Vollkommenen Harmonie auf einem einfachen Stuhl, der sein Thronsessel und einzige Sitzgelegenheit in der Halle war. Alle anderen, selbst die Angehörigen der kaiserlichen Familie und die höchsten Beamten mussten stehen.“

„Besonders bei religiösen Anlässen, da hielt sich der Kaiser ganz alleine dort oben auf. Die auf dem riesigen Platz Angetretenen konnten ihn von unten nicht einmal sehen, weil die Halle zurückgesetzt gebaut ist. Er war ihnen gewissermaßen entrückt, war in Verbindung zum Himmel, war der Sohn des Himmels!“ Schön wie er uns die wohlbekannten Redensarten nahebrachte.



Unter den vielen, die Fotoapparate und Filmkameras zückten, bemerkte ich erst jetzt eine junge Chinesin, die ständig mit surrendem Camcorder auf der Schulter um unsere Gruppe herumsprang. Weder Herr Yu noch Frau Cha hatten das Mädchen erwähnt, das uns zweifellos intensiv filmte.

„Komisch“, dachte ich mir, „was will die denn von uns?“ Ich konnte es mir nicht vorstellen und wendete mich wieder den Altertümern zu.



Am Aufgang zu den Hallen konnten wir überdimensionale Räuchergefäße bewundern. Es musste wohl einfach alles gigantisch gewesen sein zur Blütezeit dieser Dynastien. Als ich der ersten Halle nahe genug gekommen war, wurden mir zum ersten Mal die fantastischen Dachreiter bewusst.

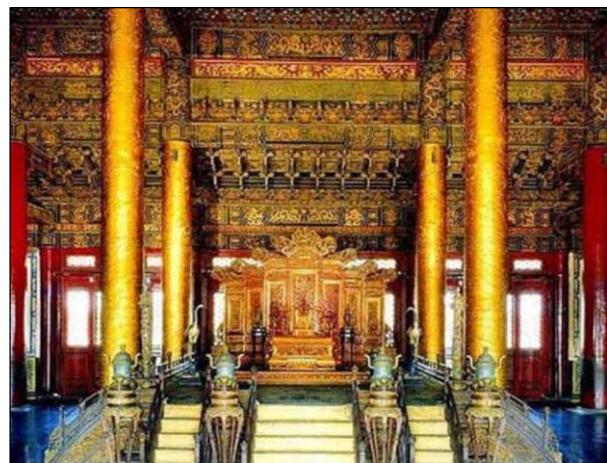
„Sie sollten die bösen Geister abhalten“, erklärte Herr Yu, „als er meinen fragenden Blick bemerkte.“

„Es musste immer eine ungerade Anzahl sein, und ein Dach hat umso mehr Reiter, je bedeutender das Gebäude ist. Der Kaiserpalast hat demnach die meisten Dachreiter aller Gebäude in China. Es müssten elf sein, wenn ich mich nicht irre.“ Und er hatte recht.

In den Hallen selbst war es sehr dämmrig, und gegen das helle Licht draußen waren die wenigen Möbel- und Schmuckstücke, wie der Thronsessel nur undeutlich zu sehen.

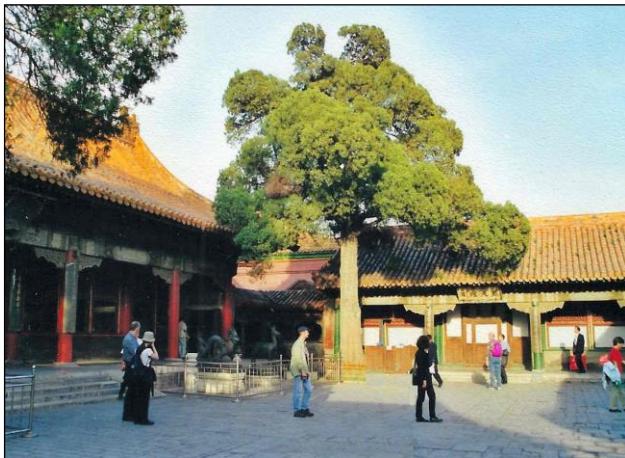
Hinter den drei Hallen war aber die Verbotene Stadt bei weitem noch nicht zu Ende. Erst einmal war ein weiteres Tor zu durchschreiten, dann folgte noch eine Dreierkombination von Palästen.

„Diese gehörten früher zum Wohnbereich der Ming Kaiser. Die Qing Kaiser jedoch benutzten sie für halboffizielle Anlässe und bewohnten mit ihren



Familien die Seitengebäude,“ lebte Herr Yu jetzt immer mehr auf. „Zum Beispiel lebte Kaiserin Cixi zum Ende des 19. Jahrhunderts in diesem Haus“, deutete er auf den Palast des Immerwährenden Frühlings.

„Cixi, das war eine Konkubine am Hof des Kaisers Xi’Anfeng, und sie gebar ihm als einzige einen Sohn. Nach dem frühen Tod des Kaisers war der Sohn noch ein Kind und seine Mutter herrschte praktisch als Kaiserin. Sie stand bei offiziellen Anlässen immer hinter einem Vorhang und flüsterte dem jungen Kaiser zu, was er sagen und tun sollte.“



Als wir auch dieses Gebäude noch gesehen hatten, waren wir von der Fülle übersättigt und einfach nicht mehr aufnahmefähig. Erschöpft schlepten wir uns durch den kaiserlichen Garten, den wir gar nicht mehr richtig wahrnehmen konnten. Trotzdem war die Tour, die langsam zur Tortur wurde, noch nicht zu Ende. Ein Durchgang führte zum hinteren, abgelegenen Teil des Gartens, in dem wir uns plötzlich in einem Souvenirgeschäft wiederfanden.

Es war ein staatlicher sogenannter Freundschaftsladen. Dort gab es zum Glück Sitzgelegenheiten und es wurde auch Tee gereicht. Noch nicht einmal zum Ansehen und Befühlen der Souvenirs war jetzt nach den Strapazen auch nur das geringste Interesse vorhanden, erst recht nicht zum Kauf von irgendetwas, nicht dem kleinsten Stück, ganz abgesehen davon, dass wir keine chinesische Währung hatten.

„Findest du nicht auch, dass es Schikane ist, uns jetzt noch hierher zu führen, wo doch alle ins Hotel wollen?“ fragte meine Frau mich.

„Ich bin auch nicht begeistert, aber was soll der Reiseleiter machen. Das ist bestimmt eine Anweisung aus seinem Büro, der muss er Folge leisten, das gehört zu seinem Job.“

So ließen wir auch das noch über uns ergehen und gingen an den Straßenverkäufern kommentarlos und blicklos vorbei, die uns auflauerten, als wir durch das Nord-Tor, das „Tor des Göttlichen Krieges“ die Verbotene Stadt verlassen hatten. Wir mussten nur ein kurzes Stück noch Spießruten laufen, bis wir in den Bus verschwunden waren, wo sie uns nicht mehr belästigen konnten.

Unser Hotel in Peking

Auf der Fahrt zum Hotel war von keinem ein Wort mehr zu hören. Selbst der redselige Herr Yu hatte ein Einsehen und schwieg die ganze Zeit. Erst kurz vor dem Hotel erwachte er wieder zum Leben.

„Morgen“, sagte er, „wollen wir die Fahrt zur Mauer und den Ming-Gräbern machen. Wir werden um halb neun abfahren, so dass um sieben Uhr Wecken ist, und es ab halb acht Frühstück gibt.“

Von uns kam keine Reaktion mehr, denn in diesem Augenblick war uns alles recht, wenn wir nur schnell in unsere Zimmer kämen.

Wir waren im Xin Qiao Hotel untergebracht, das in der Innenstadt nur eine Metro-Station vom Platz des Himmlischen Friedens entfernt an einer der großen Straßenkreuzungen gelegen ist. Es hat zwar eine imposante Eingangshalle mit Bars, Kaffee und Shops, aber die Flure sind schon etwas schäbig und die Zimmer auch nicht auf dem modernsten Stand. Deshalb wohl hat es nur drei Sterne, wenn es von weitem auch nach mehr aussieht.

Frau Cha wickelte den Check-In für uns ab und verteilte anschließend die Zimmerschlüssel, so dass wir uns ums Ausfüllen der Anmeldeformulare nicht zu kümmern brauchten, was bei der Müdigkeit dankbar aufgenommen wurde

Trotzdem musste eine Sache von jedem selbst unbedingt noch schnell erledigt werden, mussten wir uns doch mit etwas chinesischem Geld eindecken. Da bildete sich sofort eine Schlange an der Kasse des Hotels, an der jetzt natürlich jeder ungeduldig sein Bargeld tauschen oder Reiseschecks einlösen wollte und so mancher etwas ungnädig wurde, weil es ihm zu langsam voran zu gehen schien. Noch ein letztes Mal rief Frau Cha uns zusammen:



„Auch wenn Sie müde sind, wir wollen uns heute Abend um acht Uhr noch einmal zur offiziellen Begrüßung und Vorstellung treffen. Kommen Sie in die Hotelbar, dort drüben die paar Stufen hinauf“, zeigte sie uns die Richtung.

Dann war es endlich soweit, wir durften auf unsere Zimmer gehen. Noch ein Blick aus dem Fenster auf die belebte Pekinger Straßenkreuzung unter uns im Smog, dann konnten wir uns zum ersten Mal nach 24 Stunden wieder auf ein Bett legen. Aber so richtig entspannen konnten wir uns auch dann noch nicht.

Obwohl uns in der Halle hoch und heilig versichert worden war, das Gepäck sei schon in den Zimmern, war es leider nicht da. Frau Cha hatte die undankbare Aufgabe, danach zu

recherchieren, denn Herr Yu war längst nach Hause gegangen. Aber sie erledigte auch das mit Engelsgeduld.

Ob in einem kommunistischen Staat den Gepäckträgern ein Trinkgeld zu geben sei bzw. sie Trinkgeld überhaupt annehmen durften, wusste keiner genau zu sagen, selbst im Reiseführer war das recht vage beschrieben. Letztlich aber war es mehr eine akademische Frage, in Praxis nahmen sie es gerne und machten eher den Eindruck, als hätten sie mehr erwartet.

Als dann endlich die Koffer vor uns standen, hatten wir fürs Auspacken momentan gar nichts übrig. Wir fielen wieder zurück auf die Betten und waren im Handumdrehen eingeschlafen.

Um 20 Uhr war der Termin für das Treffen an der Bar. Meine Frau schlief jedoch so tief und fest, dass ich sie nicht mehr wecken wollte und alleine hinunter ging. Dort versammelte sich tatsächlich die ganze Gruppe wieder, obwohl doch ein jeder sehr erschöpft sein musste.

„Schön, dass Sie alle nach einmal gekommen sind“, begann Frau Cha: „Unser Reiseveranstalter spendiert ein Begrüßungsgetränk, bitte bestellen Sie jetzt, was sie möchten.“

Als jeder sein Getränk vor sich stehen hatte und ich noch ein Schälchen Nüsse extra, um den ärgsten Hunger zu stillen, fuhr Frau Cha fort:

„Dann stelle ich mich Ihnen jetzt einmal näher vor und danach bitte ich jeden von Ihnen reihum, es mir nachzutun. Es reichen ein paar wenige Wort, zum Beispiel, was Sie beruflich und in ihrer Freizeit tun und welche Reisen Sie schon unternommen haben.“

Dann räusperte sie sich kurz und fing an: „Ich habe in Deutschland Germanistik studiert, bin verheiratet, habe eine kleine Tochter und arbeite nebenbei ab und zu als Reisebegleiterin. Diese Rundfahrt mit Ihnen ist aber meine erste Reise als Gesamtreiseleiterin, insofern ist das auch eine neue Herausforderung für mich.“

Nun stellten sich auch die anderen mit mehr oder weniger Worten vor, was jedoch ziemlich unterging. Zum einen war es so laut in der Bar, dass man nur die am nächsten Sitzen den überhaupt verstehen konnte. Zum anderen war die jetzt noch vorhandene Aufnahmekapazität gleich Null. Ich glaube, die meisten waren froh, als sie es hinter sich gebracht hatten.

Frau Cha musste aber noch die üblichen Erläuterungen und Verhaltensmaßregeln abgeben, bevor sie uns entlassen konnte:

„Die Kriminalität ist zwar sehr gering in dieser Stadt wie auch sonst in China, aber ich muss Sie doch besonders vor Taschendieben warnen, die auch hier hin und wieder ihr Unwesen treiben. Also sind Sie immer wachsam.“

Diese und andere Warnungen und Regeln gab sie weiter, doch wer hörte da schon noch zu. Die einen wollten sofort ins Bett, andere fanden sich zusammen, um noch etwas essen zu gehen. Während ich unentschlossen herumstand, gesellte sich ein älterer, schon etwas kahlköpfiger Reisekollege zu mir:

„Wollen Sie auch lieber schlafen gehen? Ich habe etwas Kopfschmerzen. Das war ein anstrengender Tag“

„Das kann man wohl sagen“, antwortete ich. „Uns gleich vom Flughafen zur einer der wichtigsten Sehenswürdigkeiten zu lotsen - ein starkes Stück!“

„Ja, aber es hat mir sehr gut gefallen.“

„Ohne Zweifel, die Verbotene Stadt ist einmalig. Doch ich hätte sie lieber ausgeschlafen besichtigt.“

So kamen wir ins Gespräch und ich erfuhr, dass er Bernd hieß und in Südostasien aufgewachsen war, nun aber in Deutschland wohnte und arbeitete. Er lebte allein und schloss sich deshalb Reisegruppen gerne an.

„Dann bin ich gespannt, was wir hier noch alles zusammen erleben werden“, schloss ich die Unterhaltung ab, als wir mittlerweile am Fahrstuhl angekommen waren.

„Besonders das Radfahren, wenn ich den Verkehr hier draußen sehe, ich weiß nicht?“ ließ er offen, was er gemeint hatte, ehe er sich verabschiedete.

Am Nationalfeiertag zur Chinesischen Mauer

Erster Oktober - Nationalfeiertag der Volksrepublik China - Wecken 6 Uhr, Frühstück 6 Uhr 30 - Abfahrt 7 Uhr 30 zur Großen Mauer - so fing dieser Feiertag für uns an. Es war das erste Frühstück im Xin Piao Hotel, und wir waren sehr zufrieden. Die östlich-westliche Mischung kam, glaube ich, bei allen gut an, beispielsweise gab es neben "Bacon und Eggs" auch chinesische Nudeln, neben Toast und Kuchen auch verschiedene chinesische Gemüse.



Mit dem Bus verließen wir die Innenstadt in nordwestlicher Richtung auf der Fahrt nach Badaling an der Chinesischen Mauer. Das schöne Wetter von gestern war leider verschwunden und hatte einem unangenehm diesigen Smog Platz gemacht. Auch auf dieser Fahrt konnten wir jedenfalls im Innenstadtbezirk keine Einfamilienhäuser sehen. Das Beste zum Wohnen schienen die allerdings ziemlich seltenen, modernen Appartementhäuser zu sein. Ansonsten gab es nur Wohnsilos, soweit das Auge reichte. Herr Yu nahm gleich wieder das Mikrofon:

„Ich möchte Ihnen einiges zum Wohnen in Peking und China erklären“, fing er an. „Nachdem die Kommunistische Partei die Führung übernommen hatte, wurden Einheiten gegründet, in denen sich eigentlich fast das ganze Leben der Menschen abspielte.“

„Wahrscheinlich meinte er so etwas wie erweiterte volkseigenen Betriebe“, dachte ich mir.

„Der Bürger trat normalerweise schon in jungen Jahren in eine Einheit ein und bekam von ihr eine Einzimmerwohnung gestellt. Nach 10 Jahren in der gleichen Einheit hatte er dann schon auf zwei Zimmer Anspruch, nach 20 Jahren schließlich auf drei Zimmer. Außerhalb der Einheiten hatte der Normalverbraucher praktisch keine Chance, eine Wohnung zu bekommen, denn einen privaten Markt gab es nicht.“

„Das hat sich heute geändert“, fuhr er fort, „die Einheiten haben stark an Einfluss verloren und können sich um Wohnungs-Beschaffung nicht mehr kümmern. Außerdem leben viele Bürger nicht mehr in der Einheit. Der freie Markt gewinnt immer mehr an Bedeutung, aber freie Mietwohnungen sind teuer. Bei einem Normalverdienst von 1000 Yuan im Monat ist die Miete einer Neubauwohnung zum Beispiel nicht bezahlbar.“

„Ja, was machen die Leute dann“, fragten wir, und er antwortete recht vage. „Junge Familien können vielleicht einen Kredit bekommen. Man kann auch staatliche Unterstützung beantragen.“ Mehr wusste er dazu nicht zu sagen.

Inzwischen waren wir schon in die Außenbezirke gekommen. Selbst hier war der Auto- und Busverkehr noch beträchtlich, manchmal ging es nur im Stopp und Go weiter. Fahrräder übrigens waren aus dem Straßenbild so gut wie verschwunden, vielmehr sah man jetzt eine Menge Mopeds und Roller. „Das ist wohl die normale Entwicklung. Vielleicht sieht der Tourist, der in zehn Jahren nach China kommt, überhaupt keine Fahrräder auf den Autostraßen mehr“, dachte ich.

„Wenn der Motorisierungsgrad um das Doppelte ansteigt“, meinte ich zu meiner Frau, „dann bricht hier alles zusammen.“

Die lateinischen Untertitel auf den Wegweisern verschwanden übrigens zusehends, je weiter wir nach draußen kamen. Eine Individualreise über Land mit dem Mietwagen würde ohne Sprachkenntnisse wohl nur mit chinesischem Fahrer möglich sein.

Die Vororte machten einen so ärmlichen Eindruck, dass man sich in ein Entwicklungsland versetzt glaubte. Herr Yu sah das ganz anders und bekundete nicht ohne gewissen Stolz: „Das gehört alles noch zu Peking!“

Wir bogen auf eine Seitenstraße ab, und wenig später tauchten unvermittelt steile Berge wie aus dem Nebel auf. Nun kamen wir in ländliche Regionen, in eine fruchtbare Gegend mit vielen Apfel- und Walnussbäumen. Der Fahrer fuhr wie eine gesengte Sau. Mehrmals stockte uns der Atem, wenn er, ohne vom Gas zu gehen, auf abenteuerliche Weise Bauernkarren und Fußgänger überholte und sich nicht im Geringsten um den Gegenverkehr kümmerte. Wahrscheinlich war seine Maxime: „Ich bin ein Touristenbus, da haben alle ehrfurchtvoll auszuweichen!“

Nach etwa 90 Kilometern und zweieinhalb Stunden Fahrzeit erreichten wir Badaling, einen beliebten Ausflugsort an der Chinesischen Mauer. Vom Busparkplatz führte uns Herr Yu auf die andere Seite der Hauptstraße in einen Seitenweg hinein, an dessen beiden Rändern es von Ständen und Buden nur so wimmelte. Die Verkäufer überschrien sich mit ihren Angeboten:

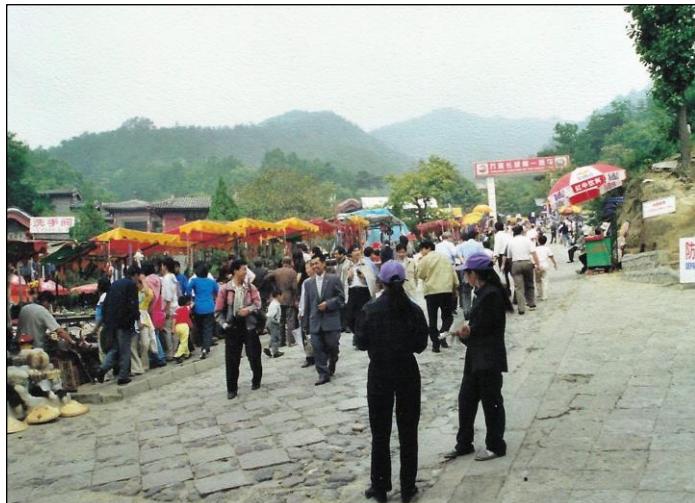
„T-Shirt two Dollar“, war oft zu hören, und wenn sich niemand von uns dafür interessierte, hieß es gleich:

„T-Shirt one Dollar, look, only one Dollar, good price ah?“

Manchmal verstellten sie mit ihren T-Shirts den Weg, so dass wir seitlich ausweichen mussten.

„Water“, schrie es von der anderen Seite „you need water.“

Aber das brauchte im Augenblick wirklich keiner, da es nicht heiß war, sich die Sonne gegen die Wolkenbänke kaum einmal durchsetzen konnte. Es gab auch Früchte, einen Riesenstand



mit allen Arten von Nüssen, Holzschnitzereien, Figuren, Mongolenschwerter und anderen Kirmskrams, von dem man glaubte, dass Touristen ihn kaufen würden.

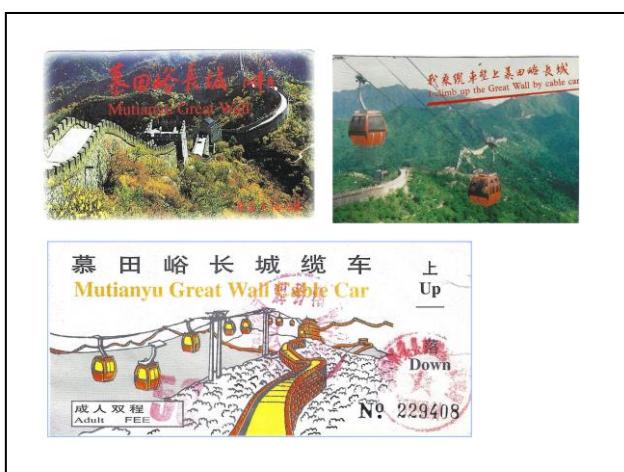
Herr Yu führte uns stetig weiter, ohne sich im Geringsten um dieses Geschrei zu kümmern. Nun war schon ein Stück Mauer schemenhaft auf dem Bergkamm vor uns zu erkennen, der aber noch ein paar Hundert Meter weit oberhalb unseres Standpunktes lag.

„Ich frage mich, wie wir da rauf kommen sollen“, meinte ich in die Runde, „laufen werden wir kaum können mit dem Schuhwerk, das einige anhaben.“

„Warts halt ab, wirsts scho sehn“, klang es von der älteren Frau mit Sohn aus unserer Gruppe. Im gleichen Augenblick sah ich rechterhand einen richtigen Sessellift wie in den Alpen.

„Donnerwetter“, dachte ich bei mir, „das ist ja professioneller Tourismus.“

Es sollte aber noch besser kommen! Denn Herr Yu beachtete diese Aufstiegshilfe gar nicht. Vielmehr schritt er immer schneller voran und machte erst an einem Kassenhäuschen Halt, an dem er Tickets für die Gruppe kaufte.



vorigs Jahr scho durchgeführt. Ja, die gleiche Reise, und da san mir mit derer Bahn auch gefahrn.“

Das war ja ganz erstaunlich, während ich noch darüber sinnierte, waren wir schon oben angekommen, nur noch ein paar Treppen und wir standen auf einem kleinen Plateau, von dessen Brüstung aus der Erste Kilometer der Mauer gut zu sehen war, die weiter weg immer schemenhafter wurde und am Ende im Nebel verschwand. Eines der gewaltigsten Bauwerke, das je von Menschen erschaffen wurde, lag vor uns. Zur Geschichte erklärte uns Herr Yu:

„Wir stehen hier auf der Großen Chinesischen Mauer, mit deren Bau schon vor 2000 Jahren begonnen wurde. Erst in der Ming-Zeit erreichte sie jedoch ihre größte Länge von etwa 6300 Kilometern. Sie verläuft meist auf Bergkämmen entlang und ist bis zu acht Meter hoch und an der Spitze bis zu sechs Meter breit. Alle paar Hundert Meter befindet sich ein Wehrturm, der als Wachhaus und Unterkunft diente.“

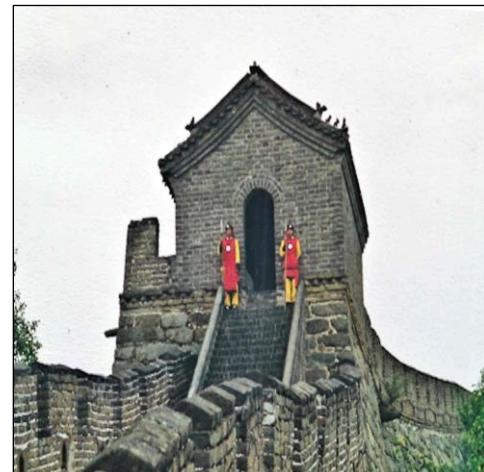
Auf dem Plateau gab es die bekannten Spielchen für Touristen, wie sich auf einem Pferd sitzend vor der Mauer posierend oder hinter einem Mongolen aus Pappe mit einem Loch für das Gesicht stehend ablichten zu lassen, natürlich alles zum

Er führte uns weiter, und ich traute meinen Augen nicht, hier gab es eine rote Kleinkabinenbahn, wie etwa auf den Gletscher im Stubaital. Das war ja geradezu unglaublich! Wir wurden wie beim Skilaufen abgefertigt und zu sechst in die Kabinen verfrachtet.

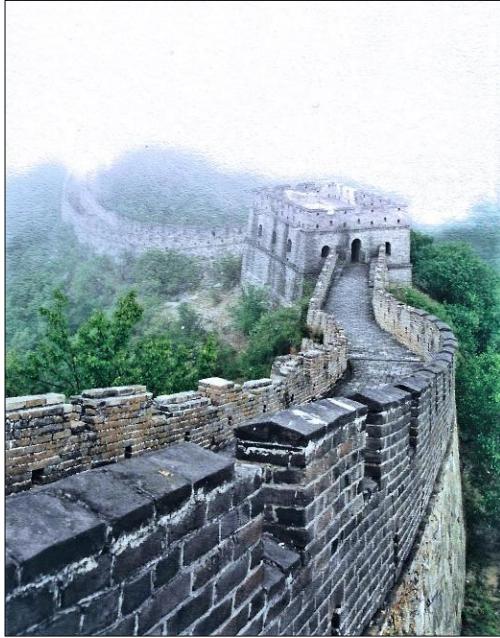
Die bayrische Frau saß uns gegenüber, da fragte ich sie: „Haben Sie das gewusst mit der Seilbahn, das stand doch in keinem Prospekt?“

„Ja mei, wir san schon zum zweiten Mal hier.“ „Was? Das ist doch nicht möglich!“

„Doch, doch i hab die Tour mit mei Sohn



gehobenen "Mauer"-Preis. In den westlichen Ländern nimmt man so etwas als selbstverständlich hin, aber dass es in China schon so weit ist, hätte ich nicht gedacht.



Wir überließen es den Chinesen, sich diesen Vergnügungen hinzugeben. Die lassen sich ohnehin gerne mit einer Sehenswürdigkeit im Hintergrund fotografieren, vermutlich um zuhause dokumentieren zu können, dass sie wirklich da waren, was anscheinend gut fürs Gesicht ist.

War hatten jetzt Wichtigeres zu tun, die Zeit zu nutzen, die gegeben war. Hinter dem Plateau stand einer der Wachtürme, und als wir die vor dem Eingang postierten zwei Wachen mit malerischen, alten Kostümen und Waffen passiert hatten, war es endlich soweit - wir konnten die Große Chinesische Mauer betreten.

Die Basis dieser Befestigung ist ein einige Meter hoher und einige Meter breiter Erdwall, der auf der Kammlinie der Bergketten angelegt worden ist. Auf beiden Seiten ist er durch eine Natursteinmauer befestigt, die über die Oberfläche des Walls hinaus etwa mannsgroß weitergeführt wurde. Das obere Ende ist wie eine typische Burgmauer gezackt. Durch die Scharten kann ein normal großer Mensch gerade hinausblicken.

Die Oberfläche des Walls zwischen den beiden Mauern ist mit Natursteinen wie eine Straße gepflastert, die so breit ist, dass mindestens sechs Personen nebeneinander auf ihr gehen können.

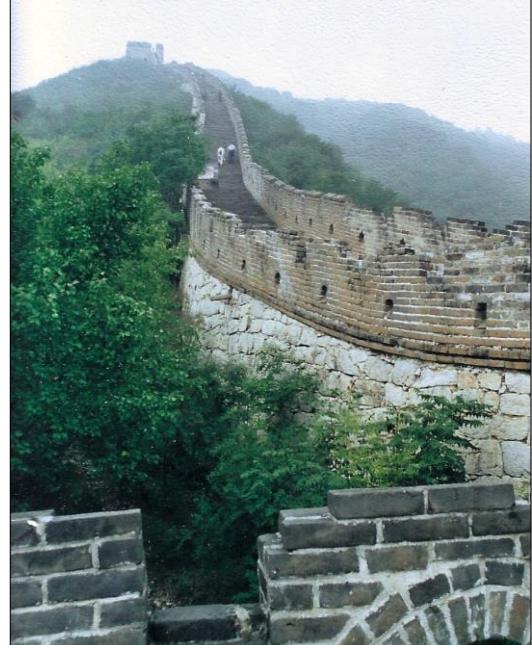
In Abständen von einigen Hundert Metern sind Türme mit Wachstuben und Quartieren angelegt. Da die Mauer der Kammlinie folgt, enthält sie für Steigung und Gefälle viele Treppen. Ein großer Teil der Mauer ist heute in einen Erdwall mit Mauerresten verfallen. Einige Teilstücke wie auch das bei Badaling sind jedoch im Wesentlichen wohl für den Tourismus in den Originalzustand zurückgebracht worden.

Wir machten eine etwa einstündige Wanderung auf der Mauer entlang und hatten immer wieder faszinierende Ausblicke auf andere Teile dieses Bauwerkes, das so groß ist, dass man es sogar aus dem Weltall erkennen kann. Frau Cha und die bayrische Frau mit Sohn begleiteten uns. Unterwegs trafen wir auch andere Mitglieder unserer Reisegruppe. Auch das Mädchen mit der Videokamera war wieder da und filmte uns eifrig.

„Das Filmen kann also kein Zufall in der Verbotenen Stadt gewesen sein“, dachte ich, „mal sehen, was dabei noch herauskommt.“

Herr Auser hatte uns schon gleich am Anfang mit mächtig ausgreifendem Schritt überholt und tauchte erst ganz zum Schluss wieder auf. Nach seiner Schilderung musste er eine unvorstellbar weite Strecke zurückgelegt haben.

Als die Stunde Zeit für die Besichtigung vorüber war, fuhren wir wieder mit der Kabinenbahn hinunter und mussten die Verkaufsstände noch einmal passieren, wo uns das Standardangebot "T-Shirt one Dollar" an allen Ecken und Enden so eindringlich entgegen geschrien wurde, dass wir es nicht vergessen werden.



Die Ming-Gräber

Wir verließen das Tal bei Badaling und fuhren auf einsamen Gebirgsstraßen an der Peripherie des Großraums Peking entlang in südöstlicher Richtung. In den armen Dörfern, die wir passierten, wurde überall Bohnenkraut auf der Straße und Mais auf den Flachdächern getrocknet, der leuchtend gelbe Farbtupfer in den Grün- und Grautönen dieser Landschaft bildete. Vorbeifliegende Schilder zeigten an, dass wir schon bei den Ming-Gräbern sein mussten, die der immer noch rasende Busfahrer aber links liegen ließ. Erst in der nächsten Stadt Changping verminderte er kurz hinter der Stadtgrenze seine Geschwindigkeit und bog auf Seitenstraßen ab und schließlich in einen Hof ein, auf dem schon andere Busse parkten.

Wir fanden uns in einem Freundschaftsladen mit riesigem Restaurant wieder, das sicher Platz für an die tausend Gäste bot. Ganz in der hintersten Ecke waren zwei große Tische für unsere Gruppe reserviert. Die Prozedur des Mittagessens mit der Drehplatte, den Stäbchen, den Reis-Schüsselchen und vor allen den vielen gemeinschaftlichen Speisen wiederholte sich zwar, aber heute waren wir ausgeschlafen und hatten die Berührungsängste überwunden. Alles war reichlich und schmeckte einfach wunderbar. Feuchtfröhlich wurde es sogar, als außer dem guten lokalen Bier ein hervorragend gebrannter Bauernschnaps die Runde machte.

Frau Cha hätte ihre rhetorische Frage: „Ich hoffe, Sie waren zufrieden mit dem Essen?“ gar nicht zu stellen brauchen, zufriedener konnte man nicht sein.

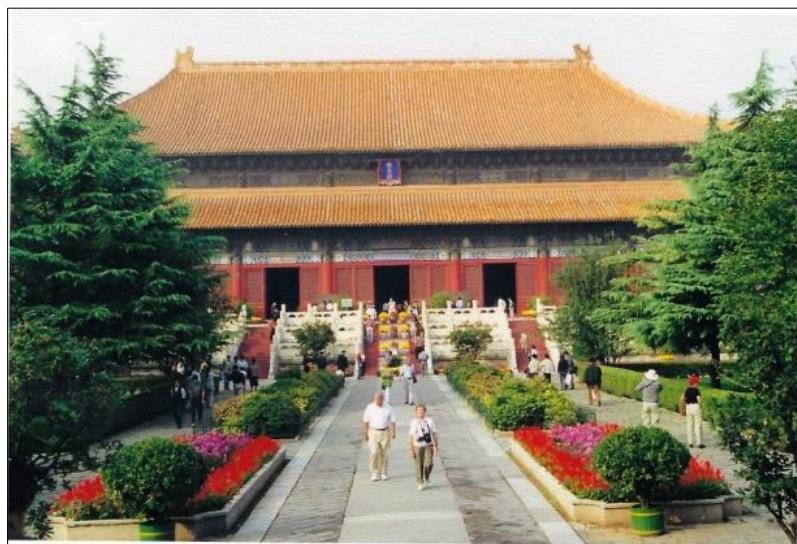
Nach der Mittagspause war es nicht mehr weit zu den Ming-Gräbern. Auf der Fahrt dorthin sprach Herr Yu das morgige Programm an:

„Wir wollen den Sommerpalast besichtigen und nachmittags ein örtliches Krankenhaus besuchen. Dort werden Ihnen die Ärzte unter anderem alternative Medizin und Heilkräuter vorstellen.“ Große Begeisterung über den Krankenhausbesuch schien nicht aufkommen zu wollen, wovon aber Herr Yu zunächst nichts merkte. Denn er musste sich jetzt auf die Ming-Gräber konzentrieren:

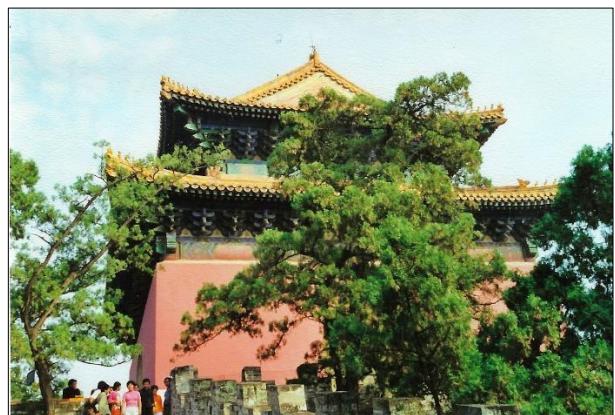
„Der erste Ming-Kaiser hat lange nach einer geeigneten Stelle für diese Gräber gesucht, denn die alte Tradition der Geomantik, also der Erdwissenschaft, schrieb vor, dass es ein

Platz sein musste, wo Landschaft, Wind und Wasser in Übereinstimmung sind. Nur so konnten nach dem Glauben die Seelen in Frieden ruhen. Genau eine solche Harmonie wurde im Tal der Ming-Gräber gefunden, denn es ist von drei Seiten von Bergen umgeben, also kann der Wind nur von einer Seite kommen, und in der Nähe befindet sich ein natürlicher See, der heute allerdings fast ausgetrocknet ist.“

Und er fuhr fort: „Die Gräber von dreizehn der sechzehn Kaiser der Ming-Dynastie sind in diesem Tal vereint, von denen bisher allerdings nur zwei geöffnet sind. Weitere Öffnungen will man erst vornehmen, wenn die Wissenschaft von der Erhaltung besser vorangeschritten ist. Um die Gräber herum entstanden jedoch aufwendige Tempelanlagen, Höfe und Gärten. Die größte und schönste dieser Anlagen ist die des Kaisers Yongle. Die wollen wir jetzt besichtigen.“



Er hatte uns nicht zu viel versprochen. Wir durchquerten mehrere feierliche Hallen, die in der Art der Buddha-Tempel angeordnet waren, und bewunderten die Gärten mit schönen Rabatten und schattigen Bäumen dazwischen. Besonders ein Beet mit Blumen von intensivster roter Farbe bildete einen wunderbaren Kontrast zu einem grünblauen Holztor im Hintergrund. Ich blieb zurück, weil ich davon unbedingt ein Foto machen wollte.



Als ich die anderen wieder eingeholt hatte, kamen wir zur letzten Halle vor dem eigentlichen Grabhügel. Sie war in einem schönen Altrosa angemalt, was mit den bizarren fernöstlichen Koniferen davor ein weiteres reizvolles Motiv darstellte, das natürlich ebenfalls fotografiert werden musste.

Den Schlusspunkt bildete das eigentliche Grab selbst, das allerdings nicht mehr war, als ein großer, mit Gras bewachsener Erdhügel, von der gesamten Anlage am wenigsten spektakulär.

„Vielleicht entdeckt man ja darunter noch die ganze Herrlichkeit des einstigen Kaisers, wenn das Grab dereinst geöffnet wird!“ meinte ich zu meiner Frau.

Als wir die Tempel verlassen hatten, lockten uns einige Obststände auf dem Platz davor. Aber es war wieder einmal nicht möglich, oder die Verkäufer wollten es einfach nicht verstehen, dass wir nur zwei, drei Stücke Obst haben wollten. Hatte man erst einmal auf etwas gedeutet, so packten sie mir nichts dir nichts eine Frucht nach der anderen in ihre Plastikbeutel.

So ging es auch Frau M. aus unserer Gruppe, als sie unvorsichtigerweise etwas vom dem Obst kaufen wollte. Geschäftig griff der listige Chinesen wahllos Äpfel, Birnen, Pfirsiche, indem er „Eins, zwei, drei, fünf, prima Apfel“, murmelte, „acht, neu Stick, kosten 100 Yuan.“

Frau M. rechnete um - man musste in etwa durch drei teilen - und registrierte erschrocken, dass ihr Obst ja über 30 Mark kosten sollte.

„Nein, no, no, weniger“, redete sie auf den Verkäufer ein. Aber das wollte der natürlich nicht verstehen, sondern deutete auf den Zeiger seiner vorsintflutlichen Waage:

„Yes, sehen hier, gut, gut, kosten 100 Yuan“, versicherte er immer wieder.

Es machte der guten Frau M. viel Mühe, bis sie endlich eine kleinere Menge bekommen hatte. Im Nachhinein fühlte sie sich dann noch mit dem Wechselgeld betrogen.

Meine Frau hatte es kommen sehen und mir zugeflüstert:

„Bei dem würde ich nichts kaufen. Dem braucht man nur in das verschlagene Gesicht zu sehen, dann weiß man, dass der uns Touristen reinlegen will.“

Schnell zog sie mich weg, bevor ich mich auf ein ähnliches Kaufabenteuer hätte einlassen können. Schade eigentlich, denn das Tal der Ming-Gräber ist sehr fruchtbar, das Obst hatte wirklich schmackhaft ausgesehen.

Nun führte uns Herr Yu noch zum eigentlichen alten Eingang des Tals der Gräber, den wir vorhin auf der neuen Zufahrtsstraße umgangen hatten. Gewissermaßen in umgekehrter Reihenfolge von hinten nach vorne schritten wir die berühmten Geisterstraße ab, die mit ihren realen und mystischen Tierfiguren und ihren zivilen und militärischen Mandarin-Figuren ein Symbol der Ming-Gräber ist.

„Diese Steinfiguren sollten die Geister von den Gräbern fernhalten“, bedeutete uns Herr Yu. „Wenn wir durch das große Tor da vorne gehen, werden Sie eine Steinschildkröte sehen. Bitte legen Sie die rechte Hand vorne auf den Kopf und streichen Sie nach hinten über den Panzer. Das bringt Gesundheit und ein langes Leben! Aber bitte keinesfalls die linke Hand nehmen und ja nicht von hinten nach vorne streichen, das würde Tod und Verderben bringen.“

„Wie abergläubisch man doch hier überall ist“, dachte ich mir.

Aber natürlich machte ich es genauso wie er geraten hatte, als wir an der riesigen Figur vorbeikamen. Ein Stück weiter konnten wir noch eine Kopie der größten Stele (Steintafel) Chinas betrachten, ehe wir den Rundgang durch das Ehrentor am alten Eingang beendeten.



Noch einmal machten wir einen Stopp auf der Rückfahrt und fanden uns in einer Zuchtperenfabrik wieder, was sich bald als verkappte Verkaufsveranstaltung herausstellte. Es verlief nach dem einfachen, immer gleichen Schema: Zuerst kommen die Erklärungen und Vorführungen, dann landet man im Ausstellungsraum. So war es auch hier.

„Wir führen Ihnen zunächst einen kleinen Videofilm über die Süßwasserperlenzucht vor. Danach gehen Sie bitte weiter zu den Leuten an den Maschinen, wo Ihnen alles noch einmal genau gezeigt wird. Am Ende würden wir Sie gerne in unserem Ausstellungsraum begrüßen, wo Sie sehr günstig Perlenketten kaufen können.“

Wir kamen zum ersten Arbeiter, der eine Muschel für uns aufbrach, so dass man die kleinen, rosa schimmernden Perlen sehen konnte. Es folgte eine Vorführung der Weiterverarbeitung, wie Auswahl und Schleiferei. Das war zwar alles interessant, doch das unangenehme Ende, nämlich der Verkaufssaal, folgte auf dem Fuß.

Mit "Oh" und "Ah" drückte sich jeder verschämt an den Auslagen vorbei, ein Kauf indessen kam nicht zustande, zumal die ausliegenden Ketten nicht gerade billig waren. Man hat bei solchen Gelegenheiten eben keinen Vergleich, ob man ein Schnäppchen machen kann oder vielleicht sogar zu viel bezahlt und diese Ungewissheit ist tödlich für das Geschäft.

Der versprochene Kaffee blieb denn auch aus. Vielmehr fanden sich alle schnell wieder vor dem Bus ein. Herr Yu schien nicht begeistert zu sein, nur Prospekte und Preislisten in unseren Händen zu sehen, fühlte er doch seine Beteiligung, die er am Umsatz bestimmt gehabt hätte, in Nichts schwinden. Aber geschickt wechselte er das Thema:

„Meine Damen und Herren, ich habe mit der Klinik ausgemacht, dass wir morgen nach den Mittagessen den Besuch durchführen wollen. Sind Sie damit einverstanden?“

Einer der jungen Reisekollegen aus unserer Gruppe schüttelte wütend den Kopf:

„Nein, das bin ich nicht. Ich habe mir das Geld für diese Reise lange zusammensparen müssen. Dafür möchte ich so viel von der Kultur und Landschaft hier sehen wie möglich und meine Zeit nicht mit einem Besuch in einem Krankenhaus verplempern.“

Daraufhin fingen auch wir anderen an zu murren und die Sache in Frage zu stellen, besonders weil wir hinter dem ganzen Besuch eine neue Verkaufsveranstaltung witterten. Frau Cha, die inzwischen ein gutes Gefühl für die Truppe entwickelt hatte, ließ es zur Abstimmung kommen, bevor die Stimmung gegen die Reiseleitung umschlagen konnte. Die große Mehrheit entschied sich gegen den Krankenhausbesuch. Frau Cha und Herr Yu tuschelten etwas miteinander, dann sagte Frau Cha:

„Der Besuch des Krankenhauses wird auf vielfachen Wunsch gestrichen. Wir werden das Programm für morgen umstellen und etwas anderes dazu nehmen, so dass der Tag ausgefüllt sein wird.“

Herr Yu schien allerdings verschnupft zu sein. Hatte er doch nun die Bestätigung dafür erhalten, dass mit dieser Reisegruppe wenig Zusatzgeschäft zu machen sein würde. Auf dem restlichen Rückweg bis zum Hotel war er, der sonst so viel und gerne redete, merkwürdig schweigsam.

Zurück im Hotel war der offizielle Besichtigungsteil des Tages zu Ende. Einer aus unserer Gruppe erkundigte sich bei Frau Cha:

„Wir würden gerne zum Nachtmarkt gehen, können Sie uns sagen, wo der liegt?“ Sie zeigte im Stadtplan auf einen Bezirk in der Nähe und meinte:

„In diesen kleinen Straßen werden Sie viele Geschäfte finden, die nachts geöffnet haben. Besonders heute am Nationalfeiertag ist die Stadt voller Menschen, und es gibt viel Interessantes für sie zu sehen. Später am Abend sollten Sie einmal am Platz des Himmlischen Friedens vorbeischauen. Sie werden beeindruckt sein.“

Das war eine gute Idee. Meine Frau und ich sowie einige andere Gruppenteilnehmer wollten sich anschließen.

Nachtmarkt und Platz des Himmlischen Frieden

Nach einer kurzen Ruhepause im Hotel kam über die Hälfte unserer Reisegruppe für den Abendbummel zusammen. Wir machten uns in Richtung der gar nicht weit vom Hotel gelegenen Kaufhäuser und Einkaufspassagen auf den Weg.

Als wir zur großen Ostwest-Straße kamen, waren die Bürgersteige schon dicht von Menschen bevölkert. Allerorts wurden kleine rote Chinäfänchen verkauft, die uns Langnasen allerdings nur zögerlich angeboten wurden, die man offensichtlich unsicher war, wie wir darauf reagierten. Als meine Frau Interesse zeigte, hatte sie plötzlich eins als Geschenk in der Hand. In der Haupteinkaufsstraße gab es fast kein Durchkommen mehr. Es war wie bei einem großen Stadtfest in Deutschland.

Später in der nächsten Seitenstraße waren reihenweise Stände aufgebaut, an denen allerlei Arten von Fleischspießen, Suppen und andere lecker aussehende Speisen angeboten wurden. Einerseits hatte sich wahrscheinlich jeder von uns vorgenommen, mit dem Essen in diesem Land vorsichtig zu sein und nicht von Garküchen auf der Straße zu nehmen, andererseits lockten die herüberwehenden Bratendüfte ganz gewaltig. Der junge Kollege, der heute Nachmittag mit Erfolg den Aufstand geprobt hatte, hatte schnell eine Warnung parat

„Nee, hier etwas zu essen, kommt für mich nicht in Frage“, führte er aus, „ich habe mir auf einer Reise den Magen einmal so fürchterlich verdorben, dass ich tagelang krank war. Von der Straße nehme ich im Ausland nie mehr etwas.“

Trotzdem schien seine Schilderung einen anderen von unserer Gruppe wenig zu schrecken, der offensichtlich nicht länger widerstehen konnte und plötzlich rief:

„Bitte auf mich warten, ich will doch mal sehen, was es da an den Ständen Gutes gibt! Es riecht jedenfalls ganz hervorragend.“

Als er mit einem leckeren Spieß zurückkam, von dem er herhaft und ohne noch lange zu zögern abbiss, meinte er, „Der schmeckt ja ganz vorzüglich“, war der Damm gebrochen.

Immer mehr aus unserer Gruppe warfen die guten Vorsätze über Bord und waren bald mit Essbaren von den Ständen in der Hand zu sehen. Da konnte und wollte auch ich nicht mehr nein sagen und holte mir ebenfalls einen Spieß, von dem ich hoffte, dass er vom Hähnchen war, ohne allerdings vollkommen sicher zu sein. Er schmeckte jedenfalls vorzüglich, so dass ich gleich noch eine gefüllte Teigtasche verzehrte.

Als der gröbste Hunger gestellt war, zogen wir weiter. Wegen des Menschenandrangs drohte sich die Gruppe schon zu verlieren, da fand meine Frau für das rote Fähnchen einen ungewollten Verwendungszweck. Sie hielt es einfach hoch und rief:

„Für heute Abend bin ich der Reiseleiter, bitte alle der roten Fahne folgen!“

Und siehe da, es klappte. Unser Grüppchen folgte ihr und blieb somit den ganzen Abend zusammen, ohne das einer verloren ging. Es war noch ein halbstündiger Marsch kreuz und quer durch die Straßen notwendig, bis wir auf dem Platz des Himmlischen Friedens ankamen.

Dort war die Menschenmenge ganz gewaltig. Schätzungsweise waren auf dem Platz und in den Zugangsstraßen eine Million Leute unterwegs. Die Metrostationen waren geschlossen und merkwürdigerweise war nirgendwo ein Polizist, ein Soldat oder ein anderer Offizieller zu sehen. Es fand keine Parade statt, es wurden keine Reden gehalten, es gab keinen Vergnügungspark und auch keine Verkaufsstände oder Straßenverkäufer auf dem Platz. Es war eine ruhige Zusammenkunft einer Million friedlicher Menschen, die nichts weiter taten, als hin- und her zu gehen und in Gruppen zusammen zu stehen.

Und gerade dieses Nichtstun und dieses Nichtstattfinden war unheimlich beeindruckend und für mich unvergesslich. Ich dachte, dass bei uns so viele Leute sich in dieser

Weise und ohne dass irgendetwas zu sehen angekündigt wäre, niemals versammelt hätten. Vielleicht ist es in China noch etwas Neues, dass sich so großen Menschenmengen so frei und nicht gegängelt bewegen können und sie es einfach genießen wollen. Das erschien mir noch die plausibelste Erklärung für das Ereignis.



Wir Deutsche aber müssen immer rastlos weiterziehen und das nächste Ziel vor Augen haben, als dass wir allzu lange an dieser Art des Bummelns Spaß finden würden. So war es auch jetzt.

„Ich hätte richtig Durst auf ein gutes chinesisches Bier! Wir sollten mal sehen, ob es hier nicht eine Kneipe gibt“, sprach ich allen aus der Seele.

Also machten wir uns auf die Suche und dachten, vielleicht so etwas wie einen Pub oder eine Bar auftun zu können. Um den Platz des Himmlischen Friedens herum gibt es jedoch fast nur offizielle Großbauten und höchstens einmal einen Fastfood-Stand oder ein Kaffee, in denen keine alkoholischen Getränke verkauft werden. Wir wurden tatsächlich auf dem ganzen Weg bis zurück ins Hotel nicht fündig. So blieb nur die Hotelbar mit dem für chinesische Verhältnisse wahnsinnig teuren Bier übrig. Aber was sollten wir machen? Zum Ausklang des Nationalfeiertages musste wenigstens der Durst noch gelöscht werden.

Duftende Gärten

Herr Yu hatte gestern beim Abschied erklärt: „Morgen werden wir zuerst zu den duftenden Gärten fahren. Wegen der allgemeinen Urlaubstage erwarten wir dort große Menschenmengen, doch gibt es nur wenige Parkmöglichkeiten. Wenn wir zu spät kommen, müssen wir sehr weit laufen. Deshalb sollten wir möglichst früh losfahren. Um 6.30 Uhr ist Wecken, um 7 Uhr Frühstück und um 8 Uhr Abfahrt.“

Das hatte er einfach so festgelegt und unser allerdings viel zu leises Murren überhört. So war die Stimmung am Morgen nicht besonders gut und wurde auch nicht besser, als wir um 7 Uhr noch dazu vor verschlossenen Türen des Frühstücksraumes standen. Da hatte etwas mit der Organisation nicht geklappt. Ehe Frau Cha das geregelt hatte, war schnell eine halbe Stunde vergangen.

Manch einer seufzte: „Da hätte man auch länger schlafen können!“ Erst am üppigen europäisch-chinesischen Buffet besserte sich die Stimmung wieder.

Beim Einstiegen in den Bus waren wir schon einen Mann weniger, denn Herr Auser, unser drahtiger Sportler aus dem Schwarzwald, hatte sich bereits gestern abgemeldet und ein Taxi für den heutigen Tag gemietet, da er unbedingt auf der Mauer eine größere Wanderung unternehmen wollte.

Während der Busfahrer sich durch dicksten Verkehr seinen Weg suchen musste, sprach Herr Yu das erste fakultative Programm dieser Reise an, wie das in der Fachsprache der Touristik genannt wird. Damit wird elegant nichts anderes als ein kostenpflichtiges Zusatzprogramm umschrieben, das nicht zum bezahlten Leistungsumfang gehört.

„Sie haben doch bestimmt schon von der berühmten Pekingoper gehört. Hätten Sie Lust, eine Vorstellung zu besuchen?“ fragte er in die Runde.

„Ja, selbstverständlich, toll, würden wir gerne mitmachen“, klang aus dem Bus zurück. Aber er musste die aufgekommene Begeisterung sofort wieder dämpfen:

„Die Vorstellungen der echten Pekingoper sind sehr lang, und es wird sehr viel gesprochen. Für den, der die Texte nicht verstehen kann, wird es schnell langweilig. Insofern macht ein Besuch dort für Sie wenig Sinn.“

„Oh, schade, warum denn nicht?“ äußerten einige ihr Bedauern.

„Keine Angst, Sie müssen trotzdem nicht verzichten. Es gibt nämlich einige kleine Theater, in denen eine verkürzte Form für Touristen geboten wird. Wenn Sie Interesse haben und mehr als zehn Personen zusammenkommen, würden wir das für Sie einschließlich Transfer zum Theater und zurück organisieren.“

Kopfnicken und zustimmendes Gemurmel zeigte Herrn Yu, dass er richtig lag und jetzt die Preisvorstellung seines Büros nennen konnte.

„Das ist aber nicht im normalen Programm der Reise enthalten, sondern eine zusätzliche Veranstaltung. Wir müssen deshalb pro Person 40 Yuan berechnen.“

Der größte Teil der Gruppe wollte dabei sein. Meine Frau und ich sagten uns, dass das offizielle Programm schon so viele Besichtigungen und Unternehmungen enthielt, dass man noch mehr in der kurzen Zeit gar nicht aufnehmen konnte. Deshalb verzichteten wir auf die Teilnahme.

Als das geklärt war, widmeten sich alle wieder dem Ausblick auf die Stadt. Wie überall gab es auch in diesem Teil Pekings so gut wie keine Einfamilienhäuser zu sehen. Moderne Reihenhäuser bildeten anscheinend die beste Wohnlage, die man in Peking bekommen konnte. Ansonsten wechselten sich Wohnhochhäuser und Einkaufszeilen mit den verbliebenen Hutongs ab. Wir erreichten eine der Hochstraßen, passierten bald den Fernsehturm und kamen auf eine Stadtautobahn. Die war leider noch nicht ganz fertig gebaut, so dass wir das letzte Stück auf engen, stark befahrenen Straßen zurücklegen mussten.

Das Wetter war sommerlich warm, aber sehr dunstig, so dass die westlichen Berge unvermittelt wie aus dem Nichts auftauchten. In dem Vorort fand unser Bus auf einem besseren Acker einen Parkplatz. Als wir ausgestiegen waren, reihten wir uns sogleich in die Ströme von Menschen ein, die sich alle in Richtung auf die duftenden Gärten bewegten. Alles war laut und bunt hier. Garküchen, kleine Restaurants, Verkaufsstände und Straßenhändler boten ihre Dienste und Waren zum Teil über Handlautsprecher an, andere Händler kreischten es mit ihren lauten Stimmen heraus.

Tausende von chinesischen Tagesbesuchern und recht wenige ausländische Touristen pilgerten die Hauptstraße hinauf. Auf dem Vorplatz zum Eingang hatte sich schon eine große Menschenmenge versammelt. Herr Yu hielt wieder sein grünes Fähnchen hoch, führte uns zum Eingang und wartete dann, bis sich die Gruppe um versammelt hatte.

„Ich hole jetzt ein Gruppenticket, dann gehen Sie bitte in einer Reihe hintereinander hinein, damit abgezählt werden kann. Eine gemeinsame Besichtigung macht hier keinen Sinn. Wir überlassen es Ihnen, was Sie in den Gärten tun wollen, ob Sie nur einen kleinen Spaziergang machen oder eine größere Wanderung.“

Frau Cha fügte hinzu: „Bitte in anderthalb Stunden treffen wir uns wieder auf dem Vorplatz.“

Die duftenden Gärten bestehen aus einem Wäldchen am Hang eines Berges, dazwischen liegen immer wieder kleine Tempel und Aussichtsplattformen. Den Pavillon auf der Bergspitze hatten sich unsere jüngeren Teilnehmer natürlich zum Ziel gemacht. Aber solche strammen Bergwanderer sind meine Frau und ich nicht, als dass wir dies in der kurzen Zeit hin und zurück hätten bewältigen können. So wanderten wir nur bis zu einem Aussichtspunkt auf mittlerer Höhe, mussten aber feststellen, dass die Sicht sehr mäßig war. Es war der Smog der Großstadt, der alles dort unten in eine Art Nebel hüllte.



Wir marschierten geruhsam zurück und verließen die Gärten, um auf dem Vorplatz auf die anderen zu warten. Ich erstand eine Flasche des gekühlten Wassers, das es überall für vier Yuan zu kaufen gab, das ist etwas über eine Mark. Bald fand sich einer nach dem anderen der Truppe bei uns ein. Auf das jüngste Paar mussten wir sogar über die vereinbarte Zeit hinweg warten, hatten sie sich doch etwas zu viel vorgenommen und die große Rundtour gemacht.

Der Besucherstrom hatte eher noch zugenommen, als wir uns auf dem Rückweg machten. Es kamen uns sogar mehrere Trupps entgegen, die in Reih und Glied marschierten und identische Kappen aufhatten. Ob das etwa die Überbleibsel der berühmten Einheiten waren?

Sommerpalast

Nun fuhren wir mit dem Bus an der Peripherie von Peking entlang. Der Verkehr war katastrophal, weil es in den Außenbezirken nicht genug Durchgangsstraßen gab. Dass einige wenigstens im Bau waren, konnten wir unterwegs sehen. Man stellte sich also auch hier schon wachsenden Verkehr ein, sicherlich eine richtige Maßnahme.

Herr Yu, der lange geschwiegen hatte, meldete sich wieder zu Wort:

„Wir sind jetzt auf dem Weg zum Sommerpalast, eine andere große Sehenswürdigkeit unserer Stadt, die wir Ihnen heute Nachmittag zeigen wollen. Ganz in der Nähe gibt es ein Restaurant, in dem wir vorher noch unser gemeinsames Mittagessen einnehmen können.“

Man hatte erneut ein Restaurant mit Freundschaftsladen für das Mittagessen gewählt, wobei wir wieder zuerst durch das Geschäft gehen mussten, ehe wir im Restaurantteil Platz nehmen konnten.

„Das ist wahrscheinlich eine bewusste Strategie, uns immer zuerst an den Verkaufsständen vorbei gehen zu lassen,“ meinte ich zu meiner Frau.

„Bestimmt, das ist sicher von den staatlichen Reisebüros so vorgegeben,“ meinte sie.

„Na, ja, da kann man nichts machen. Ich glaube eh nicht, dass da von unserer Gruppe viel gekauft wird.“

Das Essen war leider bei weitem nicht so gut wie gestern auf dem Lande. So richteten wir unsere Aufmerksamkeit mehr auf die Installation eines Fernseh- und Videogerätes bei unseren Tischen.

„Zu was sollte das gut sein“, fragten wir uns, „will man uns jetzt vielleicht auch noch einen Freundschafts-Werbefilm zeigen?“

Nein, Herr Yu belehrte uns eines Besseren:

„Wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, hat meine Kollegin hier“, und er deutete auf das junge Mädchen neben ihm, „unterwegs bei den Besichtigungen und auf der Mauer einen Videofilm über uns gedreht. Den wollen wir Ihnen jetzt vorführen.“

Natürlich hatten wir das Mädchen bemerkt. Sie hatte uns schon seit der Verbotenen Stadt ständig begleitet und immer wieder gefilmt, worüber sich mancher sicher sehr gewundert hatte. Eigentlich hätte Herr Yu sie der Gruppe vorstellen und wenigstens pro Forma eine Genehmigung für das Filmen einholen müssen. Aber nichts dergleichen war geschehen. Selbst Frau Cha war wohl überrascht gewesen, hatte jedenfalls dazu ebenfalls geschwiegen. Nun war das Geheimnis also gelüftet.

„Aha, da bin ich gespannt, ob wir auch gut genug draufgekommen sind“, meinte mein Tischnachbar, unser Reisekollege aus Frankfurt spöttisch lächelnd. Herr Yu überhörte die Bemerkung und fuhr fort:

„Sie können sich das Video in der restlichen Mittagspause ansehen. Wer Interesse hat, soll es mir bitte mitteilen. Meine Kollegin wird dann Kopien anfertigen, die Sie noch rechtzeitig vor ihrer Abreise bekommen werden. Eine Kopie kostet 120 Yuan.“

Jetzt stellte er den Recorder an, und der Film lief ab. Zuerst sahen alle gespannt hin, aber das Interesse ließ schnell nach. Vielleicht wegen der Geheimniskrämerei, vielleicht auch wegen des happigen Preises von etwa 40 Mark wollte kein Gruppenteilnehmer eine Kopie des Videos erstehen.

Wenn das Mädchen auch tapfer lächelte, um das Gesicht zu wahren, kann man sich vorstellen, was sie im Inneren fühlen musste. Herr Yu hätte vermutlich an den Einnahmen mitverdient, und war nun offensichtlich etwas verärgert, dass nichts verkauft worden war.



„Sie haben die deutsche Mentalität völlig falsch eingeschätzte“, meinte ich zu meiner Frau, „hätten sie vorher die Erlaubnis der Gruppe eingeholt und einen Bestellschein für das Video herumgehen lassen, hätte man das Geschäft todsicher machen können.“

Als wir wieder im Bus saßen und losgefahren waren, nahm Herr Yu gleich das Mikrofon:

„Wir wollen jetzt den Sommerpalast besichtigen. Wegen der Urlaubstage ist er so stark besucht, dass alle Parkplätze schon voll belegt sind. Es bleibt nichts anderes übrig, als dass unser Busfahrer irgendwo an der Straße in der Nähe des Palastes kurz stoppt, bitte steigen Sie dann so schnell wie möglich aus.“

Es fand sich eine Haltebucht, in der wir herausspringen konnten, hatten allerdings Mühe, die belebte Straße zu überqueren. Unter all die Autos und Busse hatte sich auch eine Motorradrikscha mit einer ganzen Familie nebst Enten gemischt, auch im modernen China durchaus nichts Ungewöhnliches

Vor dem Osteingang des Sommerpalastes trafen wir auf eine riesige Menschenmenge, durch die wir uns durchboxen mussten, nachdem Herr Yu die Eintrittskarten besorgt hatte. Alle Eintritte der zu besichtigenden Sehenswürdigkeiten waren im Pauschalangebot der Reise inbegriffen, was bei anderen Reiseangeboten nicht immer so ist.

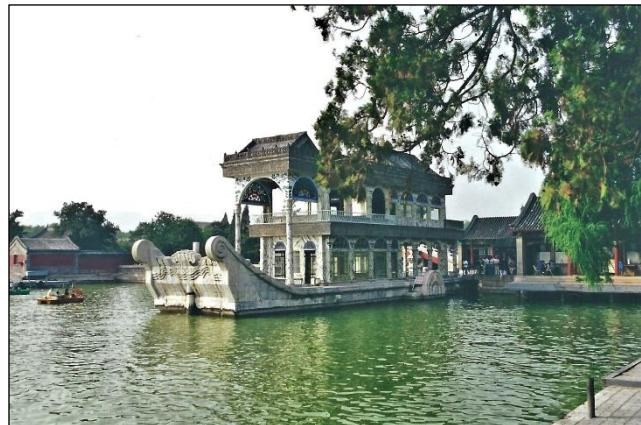
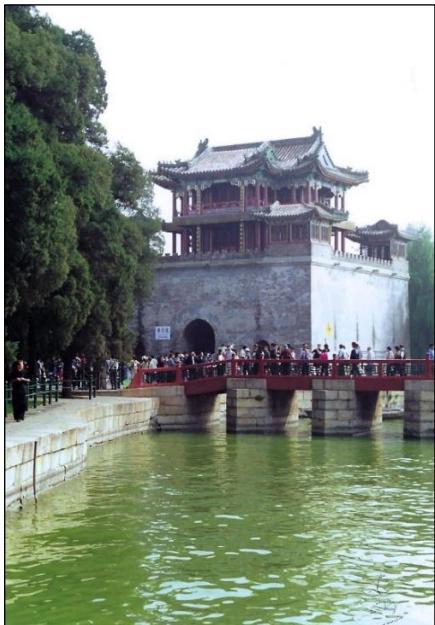
Drinnen war der Andrang nicht weniger groß und der Geräuschpegel hoch. Im ehemals offiziellen Teil in der Nähe der großen Bronzefigur eines Fabelwesens fanden wir eine etwas stillere Ecke, in der wir die Erklärungen Herrn Yus über die Historie rein akustisch überhaupt verstehen konnten:

„Der Komplex des Sommerpalastes wurde von den Kaisern der Qing-Dynastie am Fuße der baumbewachsenen Westberge erstellt, damit sie der Sommerhitze in der Stadt entfliehen konnten. Trotz seiner Hallen und Wohnbauten ist er eigentlich ein Garten, in dessen Mitte der künstlich angelegte Kumminger See liegt.“



Es gibt verschiedene historisch interessante Gebäude und den Langen Korridor mit vielen Holzbildern.“

Er fügte an: „Ich würde Ihnen das gerne selbst alles zeigen und erklären, aber bei diesen Menschenandrang kann ich unsere große Gruppe nicht zusammenhalten. Sie müssen sich den Sommerpalast alleine ansehen. Wir treffen uns in einer Stunde beim Marmorboot am anderen Ende.“



So musste sich jeder notgedrungen auf eigene Faust durchkämpfen und versuchen, sich selbst ein Bild zu verschaffen. Meine Frau und ich bummelten zunächst recht lustlos über das Gelände. Am Kummingsee beobachteten wir einen Tempel, davor eine von Menschen überfüllte Brücke, die auf eine Insel führte.

Wir durchschritten die offiziellen Hallen und ließen uns in einer dicht gedrängten Schlange bis zum Langen Korridor treiben, einen gedeckten, aber offenen Säulengang mit über 8000 Bildern, Holzmalereien von Mythen, Legenden und Romanen. Hier gefiel es uns schon wesentlich besser. Auch konnten wir die Bilder beinahe ungestört betrachten, weil sie wohl für die Massen nicht so interessant waren. Die drängten sich mit ihren Kleinen am See, um einen Platz auf einem der Aussichtsboote zu ergattern, obwohl es sicher kein Vergnügen war, mit quengelnden Kindern eine solche Fahrt zu machen.

An der hölzernen Pagode des Duftes und des Buddhas mit einer großen Bodhisattva-Figur vorbei führte uns der Lange Korridor zum berühmten Marmorboot, das die Kaiserin Cixi erbauen ließ und das als Teehaus diente. Cixi, die zunächst Konkubine des Kaisers Xi'Anfeng war, und später selbst wie eine Kaiserin regierte, hielt sich am liebsten im Sommerpalast auf. Im Mahayana-Buddhismus sind Bodhisattva nach höchster Erkenntnis strebende Erleuchtungswesen.

Gegenüber dem Marmorboot fand sich unsere Truppe trotz allem Gedränge vollständig wieder ein. Durch den Westausgang verließen wir den Garten des Sommerpalastes.

Übergangslos kamen wir in eine graue Hutong-Gasse. Die Gemeinschaftstoilette hätten wir alleine schon am Geruch erkannt. Dort muss jeden Morgen das Chaos ausbrechen, wenn sich eine Schlange von Menschen bildet, die dringend auf die Toilette müssen.

„Ich habe gelesen“, sagte Frau M., „weil es in den Häusern selbst keine sanitären Anlagen gibt, ist es der Brauch, dass ein jüngeres Mitglied der Familie sehr früh an jeden Morgen einen Platz dicht vor der Toilette für die Kranken und Alten reservieren muss, damit die nicht in der Schlange warten müssen.“

„Entsetzliche Zustände“, entgegnete eine andere Reisekollegin, aber Herr Yu meinte:

„Das wird hier alles abgerissen und durch Neubauten ersetzt, die sanitäre Anlagen in jeder Wohnung haben. Dann wird es diese Verhältnisse in Peking nicht mehr geben.“

Am Abend mussten sich die anderen trotz langem Besichtigungstag noch einmal zu Busfahrt und Theaterbesuch aufraffen, während meine Frau und ich ganz froh waren, diesen Termin ausgelassen zu haben. So konnten wir länger im Zimmer relaxen und erst aufbrechen, als wir uns richtig erholt hatten. Es war für uns die erste Gelegenheit, ganz allein ohne Gruppe und ohne die Hilfe von Frau Cha oder Herrn Yu auszugehen. Da wir kein Wort chinesisch können, schien das eine interessante Erfahrung zu werden.

Eine Fußgängerbrücke brachte uns auf die andere Seite der überaus verkehrsreichen Straße. Dort gab es einige einfache Gelegenheiten zum Essen, keine Garküchen, sondern in etwa die unterste Klasse der chinesischen Restaurants. Erst zögerten wir noch, aber dann betraten wir doch eine dieser Lokalitäten, der Dinge harrend, die auf uns zukommen sollten.

Es war jedoch alles einfacher als gedacht. Wir trafen auf einen außergewöhnlich freundlichen Manager, der uns gleich selbst bediente und uns, da wir ja Langnasen waren, ganz automatisch eine Speisekarte in Englisch vorlegte, in der wir wenigstens Beef- und Chicken-Gerichte ausmachen konnten, wenn auch die zusätzlichen Angaben sehr phantasiereich waren und uns nicht viel sagten.

Einzelheiten über die Art dieser Gerichte konnte der Manager uns mit seinen dürftigen Brocken Englisch allerdings nicht geben. So bestellten wir zwei Bier und aufs Geratewohl ein Gericht mit Rindfleisch und eines mit Hühnchen. Beides war zwar schmackhaft, aber natürlich längst nicht so gut wie beim Mittagessen. Das hatten wir auch gar nicht erwartet,

denn wir wollten es ja ganz "local" haben und so essen wie die Chinesen, wenn sie in ein einfaches Lokal gehen. Es wurde ein überaus preisgünstiger Abend.

Mit dem Fahrrad zum Himmelstempel und der Lamasery

„Und morgen steigen wir zum ersten Mal auf die Fahrräder“, hatte gestern Abend Herr Yu noch angekündigt.

Als wir uns nach dem Frühstück in der Hotelhalle versammelt hatten, dauerte es nicht lange, da tauchte er in ungewohnter Kleidung fürs Radfahren gerüstet auf und informierte uns über das Tagesprogramm:

„Wir werden vom Hotel aus beginnen und durch die Innenstadt zunächst zum Himmelstempel fahren, dann weiter durch Hutongs und am Platz des Himmlischen Friedens vorbei zu einem Restaurant fürs Mittagessen. Am Nachmittag radeln wir dann noch zu dem bekanntesten Buddha Tempel der Stadt und schließlich zurück zum Hotel.“

Nun marschierte er festen Schrittes zu einer Arkade an der Außenseite des Hotelgebäudes und rief: „Hier sind die Räder untergestellt, jeder soll sich ein passendes aussuchen, dann fahren wir los.“

„Aber was für alten Scherben sind denn das?“ riefen einige entsetzt aus, „da klappert ja alles und die Schutzbleche fallen fast ab! Und bei mir fehlt die Klingel“, klagte ein anderer.

„Ich habe keinen Schlüssel für das Fahrradschloss“, hörte man hier und dort. Das fing ja recht chaotisch an, wie mir schien. Entweder die Agentur musste sparen oder sie wollte uns ein sehr lokales Gefühl vermitteln, etwa den Fahrradstandard zu testen, mit dem Millionen von Chinesen tagtäglich unterwegs sind. Die Schlüssel wurden organisiert und einige schlappe Schläuche noch aufgepumpt, was aber die Räder auch nicht besser machte.

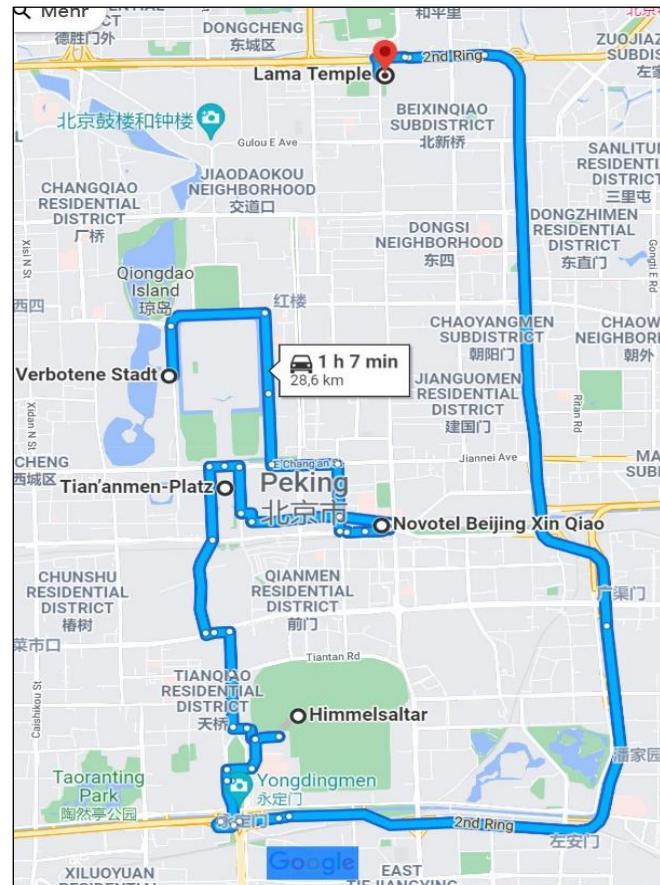
Wir mussten uns wohl oder übel mit dem Material abfinden, was zur Verfügung stand, nämlich nur etwas mehr als 20 Räder, unter denen man sich ein geeignetes heraussuchen konnte. Da war natürlich nicht für alle Körpergrößen ein passendes vorhanden. So drehten einige mir recht verkrümmter Haltung erste, noch wackelige Runden vor dem Hotel.

„Ich habe keinen Rücktritt an meinem Rad“, rief meine Frau entsetzt aus.

„Rücktritte sind in China nicht üblich“, versuchte Frau Cha, sie zu beruhigen. Dafür haben die Räder immer zwei Felgenbremsen.

„Das ist aber sehr gewöhnungsbedürftig“, murmelte meine Frau verdrossen.

Es war schon mutig, was die Agentur da betrieb, ihre Reisegruppe mit teils uralten, klapprigen, nicht sicheren Fahrrädern in den ungewohnten Großstadtverkehr dieser



anderen Kultur zu schicken, und das auch noch ohne Rücktritt an den Rädern. Man konnte nur hoffen, dass alles glatt verlief und niemand umkippte und zu Schaden kam oder gar in einen Unfall verwickelt wurde.

Doch daran wollte jetzt niemand denken, jetzt wurde nicht schlapp gemacht, denn jetzt ging es erst richtig los. Und wie es los ging! Dummerweise lag das Hotel nämlich an einer Kreuzung, so dass sich jeder von uns gleich ins Abenteuer einer Straßenüberquerung stürzen musste. Das ist in China nicht ganz trivial. Vielmehr muss man sich das so vorstellen:

In den großen Städten gibt es an beiden Seiten der eigentlichen Straße für den Auto- und Busverkehr häufig nochmals richtige Straßen, nicht etwa nur kleine Radwege, für den Fahrradverkehr. Sie sind oft sogar durch Zäune, mindestens aber mit durchgezogenen weißen Linien von der Autostraße abgetrennt. Auf diesem eigenen Terrain bewegt sich ein ganzer Schwarm von Radfahrern, wenn auch zumeist in der richtigen Richtung, aber doch recht wild durcheinander. In manchen Städten sind auch Mofas und Motorroller auf diesen Streifen erlaubt. Außerdem werden alle möglichen Lasten bis hin zu großen Möbelstücken auf dem Fahrrad oder auf Fahrradanhängern bewegt, denen man ausweichen muss. Es ist auch nicht ungewöhnlich, dass mehrere Fußgänger nebeneinander gehend den Radstreifen benutzen. Manchmal kommen einem auch Radfahrer entgegen, die eben in der falschen Richtung fahren, oder man trifft auf ein nicht gekennzeichnetes Loch in der Straße. Es scheint alles erlaubt zu sein, was möglich ist.

Wenn nun die Ampel an der Kreuzung auf Grün springt, ergießt sich ein Strom von Radfahrern, Rikschas, Mopeds rechts neben dem Autoverkehr dahin. Rechtsabbieger von der Autostraße versuchen, durch diesen Strom hindurch zu kommen, weil sie durchaus nicht gewillt sind zu warten, bis die Radfahrer vorüber sind, denn im chinesischen Verkehr sind Geduld und Rücksicht nicht gefragt. Als Radfahrer muss man sich entscheiden, ob man nun stur weiterfährt, oder ob man einem quer von links kommenden stärkerem Verkehrsteilnehmer Platz macht und stehen bleibt.

Das letztere ist nicht immer eine gute Entscheidung, denn dann sehen sofort andere Rechtsabbieger ihre Chance, einem ebenfalls den Weg abzuscheiden. So kann es passieren, dass man regelrecht abgedrängt wird, und es Zentimeterarbeit ist, bis man sich durchgemogelt hat. Angst, umgefahren zu werden, braucht man allerdings weniger zu haben, denn Radfahrer werden mehr als bei uns als gleichberechtigte Verkehrspartner angesehen, was wohl noch aus der Zeit stammt, in der es keine Autos gab. Fragt sich nur, wie lange diese alten Rechte noch geachtet werden.

Linksabbiegen ist ebenfalls eine recht chaotische Sache. Dazu muss man sich als Radfahrer auf die Autospur wagen und in dem brausenden Verkehr links einordnen, was knifflig werden kann. Dann steht man mitten auf der Kreuzung, mit Verkehr von allen Seiten. Sobald die Ampeln umgesprungen sind, scheint es einfach zu sein. Dem ist nicht so! Man muss höllisch aufpassen, gibt es doch durchaus andere Verkehrsteilnehmer, die nicht einsehen wollen, dass sie warten müssen und einfach bei Rot weiterfahren.



Ich habe die Art, wie man sich in China im Straßenverkehr verhält, in meinem Resümee von der Reise als „ausbalanciertes Chaos“ bezeichnet und glaube, das trifft es ganz gut. Bedenkt man, dass der Motorisierungsgrad in China zurzeit noch wesentlich geringer ist als in den meisten Industrieländern, muss man sich die Frage stellen, was dann erst los sein wird, wenn der Wohlstand wächst und es mehr Privatautos gibt. Undenkbar, dass es dann mit dieser Fahrweise weitergehen kann.

Als wir die Kreuzung glücklich überquert hatten, fuhren wir auf der Fahrradstraße rechts der großen Autostraße weiter in südlicher Richtung. Wir in der Regel größer gewachsene Langnasen waren mit den Rädern schneller, und mussten sehen, wie wir die vielen radelnden, kleineren Chinesen um uns herum am besten überholten, mussten etwaigen Fußgängern ausweichen und aufpassen, nicht mit weit überstehenden, auf Fahrrädern transportierten Lasten zu kollidieren. Wenn auch kreuz und quer und manchmal mit einem Bein auf der Straße, ging es doch erstaunlich zügig voran.

Nach etwa zwei Kilometern bogen wir rechts ab und kamen schon bald zu einem großen Tor auf der anderen Straßenseite.

„Haaalt, anhaaalten, wir sollen warten bis alle dran sind“, hörte man aufgeregte Stimmen von vorn. Als Frau Cha, die nach hinten absicherte, aufgeschlossen hatte, erklärte sie:

„Das Tor, das Sie dort drüben sehen, ist der Eingang zum Gelände des Himmelstempels, wir überqueren jetzt gemeinsam die Straße und stellen die Räder auf dem bewachten Fahrradparkplatz neben dem Tor ab.“

Sie gab Herrn Yu ein Zeichen und der wartete die nächste Verkehrslücke ab. Bei dem rasenden Verkehr war es nicht einfach, hinüber zu kommen. Aber dann schaffte er es mit einem Pulk unserer Kollegen hinter sich doch. Wir anderen mussten mit Frau Cha etwas länger warten, bis sich die nächste Gelegenheit ergab. Als wir am Parkplatz ankamen, hatte Herr Yu den Preis schon ausgehandelt.

„Stellen Sie die Räder gleichmäßig in einer Reihe ab und lassen Sie keine Lücken“, wies er uns an, während Frau Cha ergänzte: „Und bitte das Abschließen nicht vergessen. Das ist ganz wichtig.“

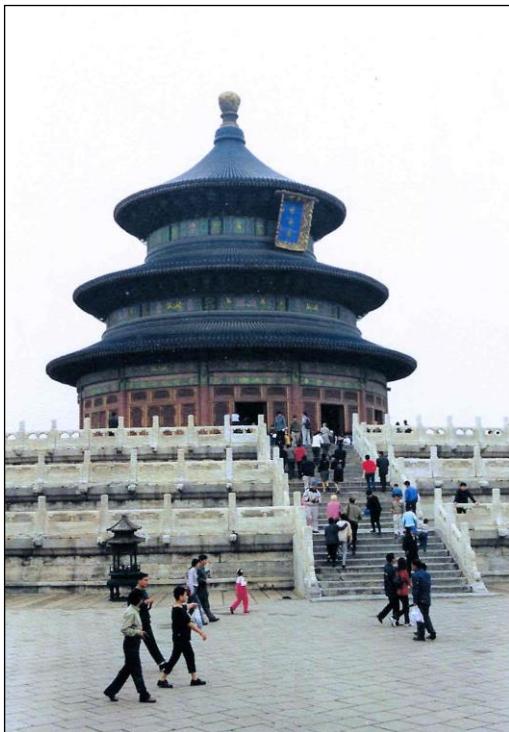


Wir taten es, obwohl mancher so seine Probleme mit den seltsamen Arten chinesischer Radschlösser hatte. Dann führte uns Herr Yu in den riesigen Park des Himmelstempels. Auf der Allee, die zu den Sehenswürdigkeiten führte, sahen wir einige Gruppen von Chinesen bei einer Art Tanzgymnastik.

„Da tanzen die Leute schon am Morgen auf der Straße!“ rief jemand erstaunt aus. „Das sieht nur aus wie Tanz, aber das ist Tai-Chi“, erläuterte Frau Cha, „eine körperliche Übung, die sehr beliebt

in China ist. Häufig finden sich Gruppen meiner Landsleute zusammen, um den Tag mit einer solchen Gymnastik zu beginnen.“

Am Ende der Allee mussten wir eine kleine, von einer dicken Mauer umgebene Anhöhe ersteigen, um durch ein Tor auf einen großen, quadratischen Hof zu gelangen. In dessen Mitte stand das eigentliche Heiligtum, der Himmelstempel aus dem 15. Jahrhundert.



Der Rundbau mit seinen drei übereinander geschachtelten Dächern aus grünblauen Ziegeln ist eines der Wahrzeichen von Peking.

„Hierher zog der Kaiser am Opfer-Tag einmal im Jahr mit großem Gefolge und hielt barfüßig die Erntedank-Zeremonie ab, die sehr feierlich mit Musik untermalt wurde“, erläuterte Herr Yu.

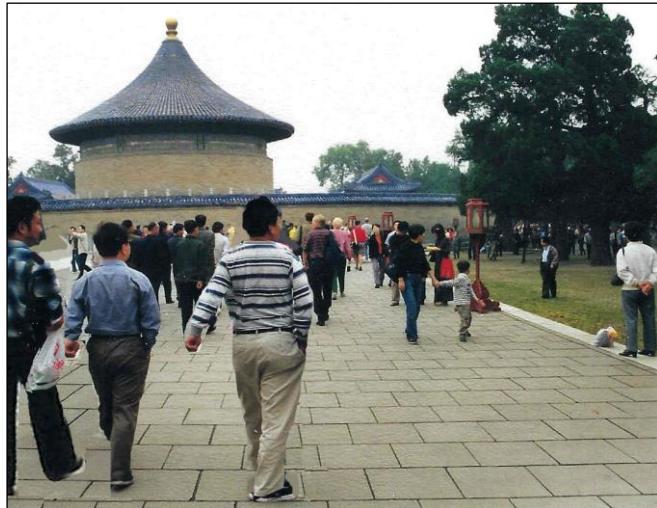
„Dies war eine wichtige und ernste Angelegenheit für den Kaiser, denn reichhaltige Ernten wurden als Legitimation seiner Herrschaft angesehen. Mit Unwettern, die zu einer schlechten Ernte führten, zeigte der Himmel dagegen seine Unzufriedenheiten mit dem Herrscher an. Das galt als Berechtigung der Untertanen, sich an Rebellionen zu beteiligen.“

Wir besichtigten den Tempel mit seiner eigenartigen Konstruktion sowie einige der Nebengebäude. In der Seitenhalle rechts war ein Modell der damaligen Musikkapelle ausge-

stellt, in den Schaukästen befanden sich zum Teil noch Originalinstrumente. Am Ausgang der nächsten Halle hatte ein Fotograf eine Art Thron aufgebaut und hielt der Kaiserzeit nachempfundene Gewänder für Kinder bereit. Die stolzen Eltern konnten so ihre Kleinen als Prinz oder Prinzessin verkleidet ablichten lassen. Dies ergab farblich sehr reizvolle Bilder und einen guten Eindruck vom Prunk der Kaiserzeit.

Über den breiten sogenannten Ehren-Weg erreichten wir eine zweite Anlage mit einem etwas kleinerem Tempel, der von einer kreisrunden, in blauen Steinen gehaltenen, sogenannten Flüstermauer umgeben war. Das heißt, man konnte dicht an der Innenseite der Mauer geflüsterte Worte an einer anderen, weit entfernten Stelle der Mauer deutlich verstehen, obwohl man sie auf direktem Wege unmöglich hören können.

In der Nähe dieses Tempels lag unter freiem Himmel der dreistufige Himmelsaltar, auf dem Tiere und Wein geopfert wurden. Herr Yu erläuterte:



Über den breiten sogenannten Ehren-Weg erreichten wir eine zweite Anlage mit einem etwas kleinerem Tempel, der von einer kreisrunden, in blauen Steinen gehaltenen, sogenannten Flüstermauer umgeben war. Das heißt, man konnte dicht an der Innenseite der Mauer geflüsterte Worte an einer anderen, weit entfernten Stelle der Mauer deutlich verstehen, obwohl man sie auf direktem Wege unmöglich hören können.

In der Nähe dieses Tempels lag unter freiem Himmel der dreistufige Himmelsaltar, auf dem Tiere und Wein geopfert wurden. Herr Yu erläuterte:

„In der Mitte der obersten Plattform liegt ein Stein, auf dem der Kaiser stand und Zweisprache mit dem Himmel hielt, um die Ordnung in der Natur zu erbitten, womit gutes Wetter für die Ernten gemeint war.“

Und er fuhr fort: „Stellen Sie sich ruhig einmal auf diesen Stein. Er galt damals als Mittelpunkt der Welt, denn China, das ist das Reich der Mitte.“

Auf dem Rückweg zum Eingang kamen wir an einem Menschenauflauf vorbei.

„Was ist da nur los?“ fragte sich meine Frau, „komm doch, das möchte ich sehen“, und zog mich zu der Stelle hin. Die Menschen standen im Kreis um eine kostümierte Frau herum, die einen alten Mimik-Tanz zelebrierte, was sehr anmutig anzusehen war und sehr fernöstlich auf uns wirkte.

Als wir nach der Besichtigung mit den Rädern weiterfuhren, passierten wir verschiedene Baustellen, wo offensichtlich Hutongs abgerissen wurden, um moderneren Häusern Platz zu machen. Wenig später schlugten wir die Richtung zurück zum Zentrum ein. Nach kurzer Fahrt auf sehr verkehrsreicher Straße ohne Fahrradwege hielt Herr Yu an und ließ alle aufschließen, ehe er verkündete:

„Wir verlassen jetzt diese Straße und werden gleich zur Gasse der Antiquitäten kommen. Wenn Sie etwas Typisches kaufen wollen, kann ich Ihnen die Geschäfte dort empfehlen.“

„Haben wir denn Zeit, uns in den Läden umzusehen?“ fragten einige aus der Gruppe.

„Leider nur wenig“, antwortete Herr Yu, „es ist schon fast Mittag und unser Restaurant liegt noch ein ganzes Stück weit entfernt.“

Wie sich dann zeigte, hatten wir allerdings überhaupt keine Zeit, als wir zu den höchst interessanten Antiquitätengeschäften kamen. Wenn man auch nur einmal kurz anhielt, um vielleicht ein Foto zu schießen oder sich die Gasse in Ruhe anzusehen, verlor man schon den Anschluss, weil Herr Yu an der Spitze der Kolonne stetig weiterfuhr. Die arme Frau Cha am Schluss musste uns nur immer antreiben:

„Fahren Sie bitte weiter, ich kenne die Strecke, die Herr Yu ausgesucht hat, auch nicht so genau, wir dürfen die anderen nicht aus dem Auge verlieren.“

Denn es war ausgemacht, dass niemand hinter ihr bleiben durfte, damit niemand von der Gruppe verloren ging und sich mit seinem Fahrrad in der Stadt verirrte.

Die Straße der Antiquitäten ging in ein belebtes Viertel mit vielen kleinen Geschäften und Garküchen für die Einheimischen über. Die Gäßchen waren so schmal, dass wir große Mühe hatten, uns mit unseren Fahrrädern an den vielen Passanten vorbei zu drücken, die gerade ihre Einkäufe erledigten. Oft half nur Absteigen, so dass sich die Gruppe ziemlich auseinanderzog.



Weil ich einmal kurz angehalten hatte, um ein Foto zu machen, war ich so ziemlich ans Ende der Gruppe geraten. Aber da ich immer noch Kollegen vor mir sah, dachte ich mir nichts dabei, ihnen blind zu folgen, bis Frau Cha hinter mir aufgeregt schnatterte:

„Halt, warten Sie, ich glaube wir müssen in die Seitengasse hier abbiegen.“

Im letzten Augenblick bekam ich die Kurve, bog in die neue Gasse ein und hatte tatsächlich einen ganzen Pulk der Gruppe vor mir.

„Frau Cha, zwei von uns sind geradeaus weitergefahren, soll ich sie zurückholen?“

„Nein, das mache ich selbst, geben Sie nach vorne nur durch, dass Herr Yu warten soll“, und schon war sie verschwunden, tauchte aber bald erleichtert mit den beiden wieder auf.

„Das ist schon eine ziemliche Verantwortung für Sie, dass keiner verloren geht“, meinte ich zu ihr.

„Ja“, rang sie nach Luft, „besonders beim Radfahren, da müssen Herr Yu und ich höllisch aufpassen.“

Es wurde mir bewusst, dass selbst ich mit meinem guten Orientierungssinn nicht mehr wusste, wo wir eigentlich waren. Deshalb war ich höchst erstaunt, dass wir uns direkt am unteren Ende des Platzes des „Himmlischen Friedens“ befanden, als wir wieder eine Hauptstraße erreichten.

Wir fuhren an der westlichen Seite des Platzes entlang und sahen vom Fahrrad aus, dass gerade eine militärische Zeremonie stattfand, die Verleihung eines Ordens wie es schien, wobei viele Passanten zuschauten. Das zu beobachten, wäre auch für uns sehr interessant gewesen, aber leider war es unmöglich, an dieser Stelle anzuhalten.

Als wir den Platz bei der Halle mit dem großen Mao-Bild überquert hatten, mussten wir zum ersten Mal auf der Radtour von einer stark befahrenen Straße links abbiegen. Auch wenn der Gegenverkehr eine rote Ampel hatte, mussten wir höllisch aufpassen. Denn das eine oder andere Auto fuhr trotzdem einfach weiter, so dass wir froh waren, als wir es ohne Blessuren geschafft hatten. Wir fanden uns auf der langen Straße östlich der Verbotenen Stadt wieder, durch die unser kleines Grüppchen gestern Abend, meine Frau mit Fahne voran, schon einmal marschiert war.



Nun mussten wir noch eine ziemlich lange Strecke bis zum Restaurant fahren, wobei wir weitere Straßenkreuzungen zu überwinden hatten, an denen wir immer wieder in das schon geschilderte Chaos mit den entgegen und von der Seite kommenden Menschentrauben und Fahrradkolonnen sowie den abbiegenden Autos und Bussen gerieten. Solch eine Kreuzung hatte ich gerade passiert, da hörte ich hinter mir einen Ruf:

„Haaalt, alles warten!“ Ich blieb stehen und sah Frau Cha verzweifelt winken.

„Was ist denn los, ist etwas passiert?“ hörte man erschreckte Fragen von allen Seiten, doch keiner wusste etwas Genaues.

Dann kam Frau Cha langsam heran mit Bernd im Schlepptau, der ziemlich mitgenommen wirkte. Als er unsere Blicke sah, kam er den Fragen zuvor:

„Ich musste einem Auto plötzlich ausweichen und habe die Balance verloren. Da bin ich seitlich auf einen anderen Fahrradfahrer gekippt, und wir sind beide umgefallen.“

„So ein Pech, hoffentlich haben Sie sich nicht weh getan“, bedauerte ich den Vorfall.

„Nur ein kleiner Kratzer, nichts Schlimmes, dem Chinesen ist zum Glück auch nichts passiert.“

„Können Sie denn überhaupt weiterfahren?“ kam es von Frau Cha.
„Ja, das geht schon, ich will es versuchen.“

Er sah allerdings ziemlich bleich aus und wirkte arg verunsichert. Frau Cha machte ein bedenkliches Gesicht, hatte sie doch auch bemerkt, dass Bernd nicht der sicherste auf dem Fahrrad war. Aber was sollte sie tun? Er war ordentlich angemeldet und Kriterien für das Radfahren hatte es nicht gegeben. So musste sie ihn wohl oder übel weiter mitnehmen und ihn gut im Auge behalten.

Doch es war ein deutlicher Hinweis, wie sehr man sich gerade in dieser Stadt beim Fahrradfahren konzentrieren musste.

Zum Glück war es dann nicht mehr weit, bis wir das von Herrn Yu fürs Mittagessen gebuchte Restaurant erreicht hatten, so dass eine längere Ruhepause eingelegt werden konnte, was besonders wichtig für Bernd war, der sich von dem Schreck erholen musste.

Als wir nach dem guten Essen dann vor dem Restaurant wieder in den Sätteln saßen, meinte Herr Yu:

„Das nächste Ziel unserer heutigen Besichtigungen ist der bekannteste Buddha-Tempel von Peking. Bis dahin ist es aber noch ziemlich weit, also bitte, auf die Räder und losfahren.“

Es ging kreuz und quer durch größere Straßen und kleinere Gassen und über manche Kreuzung, bis wir an der nordöstlichen Ecke des Innenstadtbezirks den besagten Buddhatempel erreichten.

Am Nord-Tor fanden wir einen Fahrradabstellplatz, auf dem wir unsere Räder lassen konnten, die natürlich wieder sorgfältig abgeschlossen wurden. Aber dieses Tor wurde nicht als Eingang für Touristen verwendet, so dass wir zu Fuß um die Anlage herum marschierten mussten. Dabei kamen wir an vielen Läden mit Räucherstäbchen vorbei. Als Frau Cha ein Päckchen gekauft hatte, fragte meine Frau:

„Was hat es für eine Bedeutung mit den Räucherstäbchen, Frau Cha?“
„Sie sollen die bösen Geister vertreiben und für Gesundheit sorgen.“
„Ach wie schön, dann kaufe ich jetzt auch ein paar.“
„Aber nehmen sie genug, weil immer drei zusammen verbrannt werden müssen.“ Das tat meine Frau.

Bald erreichten wir das schön geschnitzte und angemalte West-Tor, der Durchgang zu den Kassen, vor denen es von Besuchern und Touristengruppen nur so wimmelte.

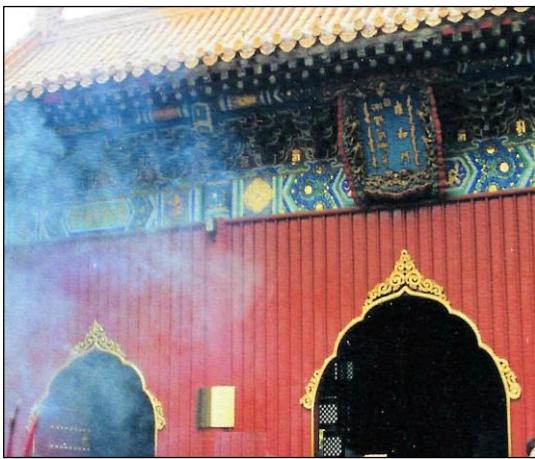
Nachdem Herr Yu die Tickets geholt hatte, gab er uns einige Erläuterungen:

„Wir stehen hier vor der Yonghegong Lamasery, das ist ein Buddha- und zugleich Lama-Tempel, der größte in Peking.“

„Was ist eigentlich die traditionelle Religion in China“, fragte einer von uns.

„Eine Staatsreligion gibt es nicht. In China wurden schon immer die Ahnen und die Natur verehrt“, antwortete Herr Yu.





„Später entwickelten sich philosophische Schulen, wie etwa die Lehren des Konfuzius zu einer Art Religion. Indische und tibetanische Mönche haben den Buddhismus in das Land gebracht, der heute recht verbreitet ist. Islam und Christentum sind unbedeutend.“

Herr Yu hatte offensichtlich nicht vor, uns in den Tempelbezirk zu begleiten.

„Am besten ist es, Sie besichtigen die Tempel auf eigene Faust, der große Andrang macht eine gemeinsame Führung unmöglich“, entließ er uns.

„Der macht es sich ein bisschen zu einfach“, waren noch die mildesten Kommentare, „er könnte wirklich zusammen mit uns hinein gehen und alles erklären.“

Aber das hatte Herr Yu schon nicht mehr gehört, denn er war irgendwo hin verschwunden. Wir aber brannten nun darauf, die Anlage zu besichtigen. Durch die Gärten kamen wir zu den eigentlichen Bauwerken. Buddha-Tempel und -klöster haben in der Regel mehrere quer zur Laufrichtung stehende große Hallen, in denen sich meist überlebensgroße Buddha- und Wächterfiguren befinden, die von den Gläubigen angebetet werden.

Die Pagoden dieser Tempelanlagen haben in der Regel rotangemalte Stein- oder Holzwände, manchmal auch Laubengänge mit roten Holzsäulen. Unter den Dächern befinden sich oft hölzerne Verkleidungen, fein bemalt mit symbolischen Mustern in blauen und gelben Tönen. Darüber schwingt sich das mit halbrunden Keramikziegeln bedeckte, dreiecksförmige Dach mit den typisch nach oben gezogenen Enden, die die Dachreiter tragen. Fünf waren es bei diesem Tempel, der damit eine mittlere Bedeutung besaß.

Vor den Hallen sind oft Räuchergefäß aufgestellt, in deren Feuer die Gläubigen ihre Räucherstäbchen verbrennen können, um die bösen Geister zu vertreiben, so auch hier vor der ersten Halle. Meine Frau machte ihren Packen auf und sah fragend zu Frau Cha hinüber, die auch schon einige Stäbchen in der Hand hielt.

„Sie müssen immer drei zusammen in das Feuer halten“, sagte sie, „eines für die Vergangenheit, eines für die Gegenwart und eines für die Zukunft. So ist es Sitte.“

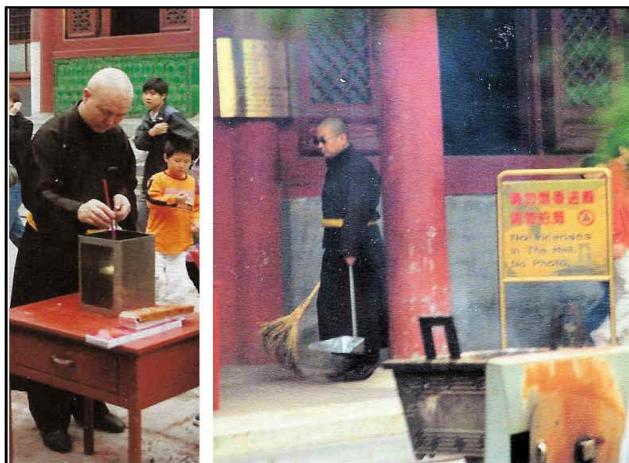
Der Packen meiner Frau war viel zu groß, so dass sie Stäbchen an andere Mitglieder unserer Gruppe verteilen konnte. Besonders sie Frauen wollten sich dies Aktion nicht entgehen lassen. Zusammen mit mehreren Reisekameradinnen aus der Gruppe verbrannte meine Frau immer drei Räucherstäbchen zusammen, so wie es Frau Cha gesagt hatte.

Für das Innere der Pagoden bestand absolutes Fotoverbot, ich nahm an, damit die Blitzlichter die in den Hallen thronenden Buddhas nicht erschreckten oder die Gläubigen in ihrer Andacht nicht störten. Böswillige Zungen behaupteten allerdings, der eigentliche Grund dafür wäre, den Umsatz mit dem Postkartenverkauf zu steigern.

In der letzten Halle konnte man das größte Heiligtum der Anlage bewundern, nämlich die 26 Meter hohe, aus einem einzigen Holzstamm geschnitzte, Statue des Buddhas Maitreya, die der siebte Dalai Lama dem chinesischen Kaiser Qianlong geschenkt hatte. In dieser Pagode fühlte man eine leise Ahnung aufkommen, wie es in den Lama-Tempeln Tibets sein müsste.

Draußen ging es profaner zu. Ein Mönch half Gläubigen beim Anzünden ihrer Räucherstäbchen, ein anderer war gar mit Schaufel und Besen anzutreffen. Mitten unter den Scharen von Touristen gab es auch buddhistisch gläubige Chinesen, die in Andacht beteten. Buddhisten falten jedoch nicht die Hände, wie bei Christen üblich, sondern sie legen die

Innenflächen der vor der Brust ausgestreckten Hände zusammen und verbeugen sich mehrmals vor dem Heiligtum des Räuchergefäßes und der Buddhafigur in den Pagoden.



Nachdem wir den Tempel verlassen und wieder auf die Fahrräder gestiegen waren, mussten wir noch eine weite Strecke zurück zum Hotel fahren. Besonders auf der langen Straße, auf der Bernd heute schon gestürzt war, ging es jetzt im nachmittäglichen Berufsverkehr nach enger zu als auf der Herfahrt. Hier gab es nicht

einmal einen Fahrradstreifen, deshalb hielten wir uns immer so nahe wie möglich am Bordstein. An Busstopps allerdings mussten wir den am Straßenrand haltenden Bussen bis weit auf die Fahrbahn ausweichen, ein neues Gefahrenmoment, das wir jedoch letztendlich auch noch bewältigten und ohne weitere Blessuren am Hotel ankamen.

Nach dieser Radtour fühlten wir uns weniger kaputt als nach den beiden ersten Tagen mit dauerndem Busfahren, aussteigen aus dem Bus, besichtigen, wieder einsteigen in den Bus. Das sportliche Zwischenspiel hatte uns offensichtlich gutgetan. Alle waren begeistert von diesem Abenteuer, Gefahren und Probleme waren vergessen. Wir brannten auf weitere Erlebnisse in Peking am Abend. Die verschiedenen Interessengemeinschaften schmiedeten ihre Pläne.

Unser Grüppchen vom gestrigen Stadtbummel fand sich nach kurzer Erholung in den Zimmern wie von selbst wieder zusammen, ein harter Kern, wie er sich schnell bei solchen Pauschalreisen herausbilden kann. Er setzte sich zusammen aus einem Frankfurter, einem Paar aus Düsseldorf, drei unserer Einzelreisenden sowie meiner Frau und mir. Ingo, der Frankfurter, war nicht auf den Mund gefallen, so dass man ihm gerne die Rolle des Anführers überließ. So war er es auch, der den ersten Vorschlag machte.

„Ich hätte Lust, in den Einkaufsstraßen, an denen wir gestern Abend schon vorbeigekommen sind, ein bisschen bummeln zu gehen. Wäre das auch für Euch interessant?“

Wir anderen nickten und schlossen uns ihm an. Auf dem gleichen Weg wie gestern kamen wir wieder zur großen Ostwest-Straße, als es plötzlich leicht zu regnen. Damit hatten wir überhaupt nicht gerechnet, einen Schirm hatte natürlich niemand mit. Zuerst nahmen wir die paar Tropfen gelassen hin, aber nachdem wir die Fußgängerunterführung passiert hatten, goss es in Strömen, so dass wir es nicht mehr ignorieren konnten und uns irgendwo unterstellen mussten.

„Schnell dort in den Eingang des Kaufhauses, bevor wir durchnässt sind“, war die Parole.

Der Eingang führte in eine riesige Einkaufspassage. Nachdem wir dort mehrmals hin und her gebummelt waren und uns einige Geschäfte angesehen hatten, wurde es uns langweilig. Aber sich auf die Straße zu wagen, war unmöglich, denn draußen tobte inzwischen ein Unwetter mit Blitz und Donner und Wasser wie aus Kübeln.

„Anscheinend müssen wir hier noch länger ausharren“, meinte ich, „da könnten wir doch ein gepflegtes Bier trinken, ich jedenfalls habe einen gewaltigen Durst.“

„I a, ein Hefeweizen könnt i jetzt scho trinken, aber dös werns hier nicht haben. Ein chinesisches Bier wär mir a recht“, hörte man bayrische Töne von einen der Reisekollegen.“

„Ok“, antwortete Ingo, „dann suchen wir eine Kneipe. Bis jetzt habe ich hier noch keine gesehen.“

Ich dachte, wo Chinesen beisammen sind, deren größte Leidenschaft das Essen sein soll, wie man mir einmal versichert hatte, musste es doch ein Restaurant mit einem zünftigen Bier geben? Nicht jedoch in dieser Passage! Sie war schon so sehr amerikanisiert, dass es nur Fastfood-Buden und antialkoholische Getränke zu geben schien. Wir irrten treppauf, treppab und konnten tatsächlich nichts Passables finden. Das Beste war noch eine Art Bar, wo wir wenigstens Kaffee, Cappuccino, Cola und Saft bekamen.

Immer wieder prüfte einer von uns das Wetter draußen, und tatsächlich hatte es eine halbe Stunde später aufgehört zu regnen. Jetzt sollte der Bummel durch die Einkaufsstraßen nachgeholt werden: Aber meine Frau und ich hatten inzwischen Hunger bekommen.

„Wie wäre es denn mit einem kleinen chinesischen Abendessen?“ fragte ich in die Runde hinein. Doch die anderen waren wenig begeistert:

„Wir würden lieber noch Geschäfte ansehen“, war die übereinstimmende Meinung der beiden Paare, „wir können uns ja trennen!“

Das taten war dann auch, waren aber noch nicht weit gekommen, da holten uns die zwei anderen Reisekameraden ein, die in unserem Grüppchen noch dabei gewesen waren. Der eine war der Bayer mit dem Hefeweizen, der meinte in tiefstem Dialekt:

„Wenn's uns mitnimmt, wir wolln a lieber in ei Kneipen und spachteln, aber was macht ihr da mit dem Bestellen, wenn's nix verstehn, die Chinesen.“

„Kein Problem, ich versuche es in Englisch, das müsste klappen“, antwortete ich etwas übermütig.

Auf halbem Wege zurück fanden wir ein einfaches chinesisches Restaurant ähnlich wie das, welches meine Frau und ich gestern Abend besucht hatten. Wieder bekamen wir eine englischsprachige Speisekarte vorgelegt, die zwar richtig in Rubriken mit Beef, Pork, Chicken und Fish unterteilt war, sich ansonsten jedoch wie gestern mit phantasiereichen Namen für die einzelnen Gerichte las. Wir wählten etwas mit der großartigen Bezeichnung "Pork cripsi" und bestellten dazu einige Flaschen Bier. Besonders der stark bayrisch sprechende Kollege schien sehr kontaktfreudig zu sein, denn gleich beim ersten Anstoßen stellte er sich vor:

„Ich bin der Franz aus München!“, während der andere der Bernd aus Offenbach war. Da zögerten auch wir nicht mehr, unsere Vornamen zu nennen und duzten uns von da an für den Rest der Reise.

Als das Essen kam, dachten wir, es hätte uns wieder nach Deutschland verschlagen, denn das Gericht war nichts anderes als ein in Stücke geschnittenes Schnitzel, die Platte zwar ungeheuer üppig, aber ohne jegliche Beilage, wie ausgetrocknet.

„Das ist ja ein zerschnittenes Schnitzel“, rief ich verblüfft aus und Franz ergänzte enttäuscht:

„Wo habens denn die Soßen gelassen, di san doch sonst das Beste.“ Er hatte sich wohl ein Essen mit einer scharfen Soße und chinesischen Gemüse vorgestellt. Da wir inzwischen jedoch großen Hunger hatten, ließen wir auch das "Schnitzel" nicht liegen.

Danach bestellten wir "Beef Stripes" und freuten uns auf ein echt chinesisches Gericht. Die neue Platte kam und wir dachten, wir sehen nicht richtig, es schien eine exakte Kopie des "Schnitzels" zu sein.

„Die haben uns nicht richtig verstanden, ich habe doch Beef bestellt.“

Empört versuchte ich in Englisch Einspruch zu erheben und wies das neue "Schnitzel" zurück. Ich glaube, sie konnten Englisch nicht verstehen, aber wohl unsere Gesten, denn sofort kam die Bedienung mit der Speisekarte. Ich zeigte erst auf das Gericht, dann auf "Beef Stripes" in der Karte.

"Ah, ah" und eifriges Nicken war die Antwort. Das Gericht musste wohl das richtige sein. Als wir jetzt genauer hinsahen, konnten wir schließlich erkennen, dass es eine andere Fleischsorte war. So mussten wir uns ins Unvermeidliche fügen und es behalten, obwohl wir es eigentlich nicht mehr wollten.

Schon die ganze Zeit über hatten uns zwei chinesische Frauen am Nachbartisch unter viel Tuscheln und Kichern beobachtet. Franz folgte einem plötzlichen Impuls, nahm die Platte, stand auf, ging zum Nachbartisch und bot sie den Frauen im tiefsten Bayrisch an:

„Mir san scho satt. Wollens die Platten haben?“

Jetzt kicherten sie erst richtig los, wollten die Platte aber nicht nehmen. Wir rätselten, was sie abhielt:

„Ich vermute, das Gefühl, ihr Gesicht vor uns Langnasen wahren zu müssen, verbietet ihnen die Annahme“, meinte ich zu Franz, als der enttäuscht von dem anderen Tisch zurückkam.

Es wäre indessen zu unhöflich gewesen, das Gericht nun unberührt zu lassen. So aßen wir lustlos das eine oder andere Häppchen, der Rest schien liegen zu bleiben. Doch da hatten wir nicht mit Bernd gerechnet, der sich ungeheurer schwer mit den Stäbchen tat und wohl bei den bisherigen Malzeiten etwas zu kurz gekommen war. Jetzt konnte er sich viel Zeit lassen und den Rest genüsslich aufessen

Zu viert hatten wir bis hierher nur zwei Platten und eigentlich nichts typisch Chinesisches gehabt. Da ging noch was.

„Ja mei, ein Gemüse solls scho haben und scharf solls a sein“, brachte Franz unser Begehr auf den Punkt. Aber wie sollten wir das der Bedienung klarmachen, die uns ja nicht im Geringsten verstehen konnte? Da kam unerwartete Unterstützung von dritter Seite in Gestalt einer Chinesin, die einer kleinen, weiter hinten im Raum sitzenden Gesellschaft angehörte. Sie fragte in bestem Englisch:

„Gibt es Probleme bei der Bestellung? Dann kann ich Ihnen gerne helfen.“

„Ja bitte, das wäre sehr nett“, meinte ich zu ihr, „wir wollen ein Gericht mit Chinesischem Gemüse und einer scharfen Soße bestellen. Aber wir können die chinesischen Namen nicht verstehen.“

„Das ist ganz einfach, ich mache die Bestellung für Sie, wünschen Sie vielleicht ein Chicken-Gericht, oder Beef oder Pork?“

„Chicken wäre gut.“

Das Hühnchen-Gericht, dass sie sogleich auf chinesisch für uns bestellte, ließ nicht lange auf sich warten. Es war Chicken mit Kastanien, und diesmal war Gemüse dabei und eine würzige Soße auch.

„Ja, leider haben wir zwei Nieten gezogen, aber wenigstens doch noch ein chinesisches Essen bekommen“, fasste ich unsere Erlebnisse zusammen.

Ein Tag zur freien Verfügung

Der Tag der Abreise aus Peking war gekommen. Frau Cha schärfte uns beim Frühstück noch ein:

„Bitte stellen Sie ihre Koffer bis spätestens 11 Uhr in den Gang vor das Zimmer. Bis 12 Uhr müssen Sie selbst aus dem Hotel ausgecheckt sein, danach gibt es im Restaurant im ersten Stock unser gemeinsames Mittagessen.“

„Ist der Nachmittag frei? Wir wollten noch einmal zur Gasse der Antiquitäten“, sagten die einen und die anderen: „Wir möchten uns Fahrräder leihen und noch einmal eine kleine Tour durch Peking machen.“

„Jeder kann machen was er möchte, und wenn Sie Fragen haben, helfe ich Ihnen gern“, beruhigte Frau Cha die erregten Gemüter.

„Bevor Sie alle auseinandergehen, habe ich noch eine wichtige Information: Zu unserem nächsten Ziel, der Stadt Luoyang, findet die in der Reisebeschreibung angekündigte Nachtfahrt mit der Bahn statt. Wir müssen das Hotel um 19 Uhr verlassen. Bitte seien Sie unbedingt pünktlich, damit wir den Zug nicht verpassen. Ansonsten ist heute kein Programm vorgesehen, der Tag steht Ihnen zur freien Verfügung.“

Einige zogen alleine los, andere fanden sich in Gruppchen zusammen, um Peking gemeinsam unsicher zu machen. Nur meine Frau und ich konnten uns leider nirgendwo beteiligen, denn wir mussten dringend zu einer Bank, weil wir jetzt schon absehen konnten, dass unser Bargeld nicht reichen würde. Frau Cha hatte uns vor dem Abflug zwar versichert, dass in China heute schon überall Kreditkarten akzeptiert würden, aber das galt natürlich nicht für solche kleinen Restaurants, in denen wir die letzten zwei Abende gegessen hatten. Außerdem war schon angekündigt worden, dass für die lokalen Reiseleiter und Busfahrer Geld gesammelt werden sollte, wozu uns die Kreditkarte auch wenig nutzte.

Gleich neben dem Hotel gab es eine Filiale der Bank of China, die wir nun als erstes aufsuchten. Dort fanden wir zwar Geldautomaten, aber Bezeichnungen und Benutzungsanweisungen waren nur chinesisch. Wir versuchten es bei einem der Automaten mit unserer Mastercard und schwupp war sie im Automaten verschwunden und kam nicht mehr heraus.

„Die ist weg, was machen wir jetzt?“ rief meine Frau erschrocken aus.

„Wir müssen versuchen, in der Bank jemand zu finden, der Englisch verstehen kann“, beruhigte ich sie.

An einem der Bankschalter versuchten wir, uns verständlich zu machen. Wir wurden zum Kollegen nebenan geschickt, der zum Glück tatsächlich etwas Englisch sprechen konnte. Er bedeutete uns:

„Das ist überhaupt kein Problem, aber Sie müssen bis 12 Uhr warten, dann kommt die Aufsichtsperson für die Automaten hier vorbei.“

Erleichtert setzten wir uns auf die Polster in der Halle, um hier auszuhalten. Da fiel mir ein, dass wir das Zimmer räumen mussten:

„Wir können aber hier nicht die ganze Zeit bis 12 sitzen bleiben, wir müssen ins Hotel, die Koffer vor die Zimmertür stellen und auschecken.“

„Dann geh du, und ich bleibe hier und passe auf, dass niemand unserer Karte rausholt“, schlug meine Frau vor. So machten wir es dann auch.

Danach stieß ich wieder zu meiner Frau, die sich nicht von der Stelle gerührt hatte. Allerdings wurden wir schon bald erlöst. Ein Bankangestellter holte die Karte aus dem Automaten und gab sie mir zurück, nachdem ich mich mit dem Reisepass ausgewiesen hatte. Das war noch einmal gut gegangen! Aber Bargeld hatten wir immer noch nicht. Der Automat verlangte die Geheimnummer, die ich für die Mastercard noch nie gebraucht und folglich gar nicht beantragt hatte. Was nun?

„Wir können Ihnen an unserem Schalter kein Bargeld auszahlen“, meinte der Angestellte, „das geht nur in unserer Zentrale. Die liegt in einem anderen Stadtteil, der aber nicht weit von hier entfernt ist. Sie können mit dem Taxi fahren.“

Er war sehr hilfsbereit und schrieb uns die Adresse in Chinesisch auf, die wir dem Taxifahrer zeigen sollten.

„Aber es ist jetzt Urlaubszeit, weil wir den Nationalfeiertag hatten, ich weiß nicht ...“, schüttelte er bedauernd den Kopf.

Dem maßen wir jedoch keine große Bedeutung bei, sondern waren vielmehr fest entschlossen, diese Zentrale aufzusuchen. Es blieb uns auch kam etwas anderes übrig, wo sonst als in Peking sollten wir an Bargeld kommen?

Zuvor nahmen wir jedoch am gemeinsamen Mittagessen im Hotel teil und berichteten von unseren Erlebnissen.

„Wenn ich Ihnen helfen kann?“ erbot sich Frau Cha, „dann fahre ich mit zur Bankzentrale.

„Danke, das brauchen Sie wirklich nicht, dort wird man bestimmt Englisch verstehen. Sie werden vor unserer Abfahrt sicher noch einiges zu tun haben.“

„Ja, leider, eine ganze Menge Arbeit! Ach, da fällt mir ein, das muss ich ja unbedingt noch bekannt geben“, wandte sie sich nun an alle:

„Bitte noch einmal alle herhören! Es ist eine Änderung der Organisation notwendig geworden. Wir werden statt mit dem Schnellzug nach Luoyang jetzt mit dem Expresszug zunächst nach Zhengzhou fahren. Der ist noch schneller, so dass unserer Bahnfahrt dadurch kürzer wird. Zhengzhou ist eine Großstadt in Zentralchina etwa 100 Kilometer östlich von Luoyang.“

Erregtes Gemurmel der Gruppe war zu hören.

„Wie kommen wir nach Luoyang?“ fragte schließlich einer und ein anderer: „Und was wird dann mit unserem Tagesprogramm für morgen?“

„Keine Angst“, beeilte sich Frau Cha beeilt, die Gemüter zu beruhigen. „Die Planung muss etwas umgestellt werden. Aber es wird Ihnen alles geboten werden, was im Leistungsumfang vorgesehen ist.“

„Hoffentlich“, konnte sich Herr Auser nicht zu verkneifen sagen, aber Frau Cha ignorierte diese Bemerkung einfach und fuhr fort:

„Durch diese Änderung verschiebt sich die Abfahrt des Zuges vom Peking, so dass wir erst abends um halb Neun vom Hotel losfahren müssen. Seien Sie aber auf jeden Fall pünktlich hier in der Hotelhalle, am besten schon um Viertel nach acht. Wenn wir den Zug verpassen, kommen wir heute nicht mehr von Peking weg und müssen auf dem Westbahnhof übernachten.“

Nach dem Ende des gemeinsamen Essens wollten meine Frau und ich losfahren und traten vor das Hotel. Es stand zufällig ein Taxi bereit, aus dem gerade ein Hotelgast ausgestiegen war. Ein Page hielt schon die Tür des Wagens auf, da stürmte von der Seite ein anderer Chineser auf uns ein, um uns abzufangen:

„Wollen Rikscha fahren, Rikscha viel besser, kommen mit mir!“ Dies schien ein durchaus übliches Verfahren zu sein, um Taxigäste abzuwerben.

Eine Rikscha-Fahrt war natürlich viel verlockender als eine Fahrt mit dem Taxi. Wir handelten einen Preis von 40 Yuan, etwa 12 Mark aus und landeten in der Fahrradkutsche anstatt in den Taxipolstern. Zum Glück war direkt hinter uns jemand anderes in das



Taxi eingestiegen, so dass ein Streit zwischen Rikscha- und Taxifahrer um uns vermieden werden konnte.

Die Rikscha bestand praktisch aus einem Fahrrad mit Seitenwagen, in dem zwei Personen befördert werden konnten. Unser Fahrer musste tüchtig strampeln, um mit uns voran zu kommen. Er fuhr in abenteuerlicher Weise über die belebte Straßenkreuzung, ohne sich im mindesten um andere Verkehrsteilnehmer zu kümmern. Selbst Busse wurden eiskalt geschnitten und die Spuren nach Gudünken gewechselt. Er nahm den kürzesten Weg über große Haupt- und durch kleine Seitenstraßen, fuhr am Hauptbahnhof vorbei durch die moderne Neustadt, unter der Nordsüd-Straße hindurch, bis er sich nach etwa 20 Minuten der etwas abseits gelegenen Bankzentrale näherte.

Als wir vor ihr hielten, fuhr uns erst einmal der Schreck in die Glieder. Sie schien geschlossen zu sein, große Stahlgitter schienen alle Eingänge zu versperren. Doch zum Glück hatten trotz der generellen sieben Urlaubstage, die den Chinesen nach dem Nationalfeiertag zugestanden werden, einige Notschalter geöffnet, die man durch einen Seiteneingang erreichen konnte, den uns der Rikscha-Fahrer noch zeigte. Er wollte für die Rückfahrt auf uns warten, aber als ich ihm bedeutete, es könnte länger dauern, trollte er sich. Nun war es kein Problem, mit Hilfe der Mastercard und des Reisepasses genügend Bargeld zu bekommen, das mit dem, was wir mitgenommen hatten, gut ausreichen sollte.



Da das Wetter sommerlich schön war, entschlossen wir uns, zu Fuß zurück zu laufen. In einem kleinen Park unterwegs setzten wir uns auf eine Bank und genossen die Sonne. Gegenüber hatte es sich ein älterer Chinese bequem gemacht, der noch die blaue Mao-Jacke trug, heute eine Seltenheit in den großen Städten Chinas, in denen fast alle schon westlich gekleidet sind. Später warfen wir einen Blick auf die ganz in der Nähe verlaufende Dongchang'an Jie, die große Ostwest-Straße des neuen Pekings mit rasantem Verkehr und Mengen weinroter Taxis.



Überall umgaben uns ultramoderne Geschäftshäuser, feine Geschäfte, schicke Restaurants. Hätte man jemand in diesem Viertel blind ausgesetzt, er wäre wohl nie auf den Gedanken gekommen, in Peking zu sein. Gerade noch hatte meine Frau mich vor einem Springbrunnen mit modernsten Fassaden im Hintergrund fotografiert, da kamen wir zum Bahnhofsplatz, und alles änderte sich abrupt. Vor dem imposanten, modernen Gebäude tummelte sich eine große Menschenmenge: Straßenverkäufer, Reisende aller Schattierungen, Reiche, Arme abenteuerliche Gestalten mit notdürftig verschnürten Pappkoffern, das ganze pulsierende Leben Chinas schien hier versammelt zu sein - unvermittelt waren wir wieder in Fernost eingetaucht.

Auf der anderen Seite des Platzes und eine Seitenstraße weiter fanden wir uns gar in einer Gasse mit Hutongs wieder. Hier war alles ganz anders: Graue Reihenhäuser, dunkle Wohnlöcher, Schmuddel in den Eingängen, Abfälle auf den Hinterhöfen, ärmlich gekleidete Leute, die ältesten Tret-Esel, die man sich vorstellen kann, vollbeladene per Hand geschobene Karren, das waren nur einige der bewegenden Eindrücke.

Nachdem wir diese Gasse hinter uns gelassen hatten, änderte sich das Bild erneut. Nun kamen wir in eine Einkaufsstraße, die quasi die goldene Mitte zwischen ultramodern und uralt darstellte: Jeansläden, Hightech-Shops, Karren mit Früchten und Nüssen, Touristenkramläden. Jetzt mussten wir nur noch eine Straßenbrücke überqueren, da standen wir wieder vor unserem Hotel.

„Wir haben doch am Nationalfeiertag abends dieses Teehaus gesehen, dort könnten wir eine kleine Pause einlegen, was meinst du?“ meinte ich zu meiner Frau.

„Ja stimmt, das war doch da, wo du an der Tür gefragt hast, ob sie Bier haben!“

„Genau, das meine ich, es muss gleich hier nebenan liegen!“

Wir fanden es, und als wir eingetreten waren, wurden wir sehr höflich mit vielen Verneigungen begrüßt und an einen freien Tisch geführt. Wenig später wurde ein Wagen mit Tee und Gepäck herangerollt, und man überreichte uns mit strahlendem Lächeln eine Preisliste. Meine Frau warf nur einen kurzen Blick darauf und flüsterte mir zu:

„Hast du das gesehen? Hier kostet eine große Büchse bis zu 800 Yuan. Das sind über 250 Mark! Die spinnen ja. Wir wollen doch nicht den Laden kaufen!“

Wir waren fassungslos, dass hier ein bisschen Tee fast einen Monatslohn eines Arbeiters kosten sollte. Das konnte doch nicht wahr sein.

„Wir möchten eigentlich nur eine Tasse Tee trinken, ist das möglich?“ fragte ich konsterniert auf Englisch. Man verstand und hatte nun begriffen, dass kein größeres Geschäft zu machen war. Das Lächeln erstarb zwar, aber das Gesicht musste gewahrt bleiben. Äußerst höflich klärte man uns auf:

„Sie können selbstverständlich eine Tasse Tee bekommen. Die einfachste Sorte kostet 27 Yuan pro Portion.“ Das waren immer noch 9 Mark, rechnete ich im Geist schnell um und entsprach somit dem Preis eines Mittagsessens in einem mittleren Restaurant. Wir dachten nicht daran, diesen Luxus zu fördern und verabschiedeten uns ebenso höflich mit vielen Verneigungen und Entschuldigungen.

In dem einfachen Lokal gegenüber, in dem wir neulich abends schon Essen waren, konnten wir unseren Durst mit Cola und Limonade löschen und mussten nur einen Bruchteil des Teepreises zahlen.

„Eigentlich könnten wir jetzt zurück aufs Zimmer und uns etwa ausruhen!“ meinte meine Frau, als wir wieder vor dem Hotel standen, „oder möchtest du noch etwas unternehmen?“

„Ja doch, schon“, entgegnete ich, „eines würde ich unbedingt gerne noch machen, bevor wir Peking verlassen, nämlich einen Rundgang bei Tag über den berühmten Platz des Himmlischen Friedens.“

„Na gut, wenn du meinst, aber laufen möchte ich nicht mehr. Mir tun schon die Füße weh.“

„Wir können mit der Metro fahren, siehst du das D-Schild, dort müsste der Eingang zu einer Station sein.“

Es war die Xin Qiao Station, die wir am Fuße des Abgangs betrat und uns damit ins nächste Abenteuer stürzten.

Da mir der chinesische Name des Platzes des Himmlischen Friedens nicht gleich einfiel, zeigte ich der Fahrkartenverkäuferin die betreffende Stelle im Stadtplan.

„Ah, Tian'anmen“, rief sie aus und gab uns zwei Tickets, die umgerechnet etwa 80 Pfennige pro Person kosteten.

Als wir dann die Fahrscheine entwertet hatten, konnten wir den Bahnsteig betreten und meine Frau fragte mit besorgter Miene:

„Auf welcher Seite müssen wir nun einsteigen?“

„Kein Problem, es muss der Bahnsteig rechts von der Treppe sein. Unter den Chinesischen Namen am Richtungspfeil steht Tian'anmen, das ist der Platz des Himmlischen Friedens.“

„Bist du wirklich sicher? Nicht dass wir ganz woanders herauskommen,“

„Keine Angst, da bin ich ganz sicher.“ Das schien sie zu beruhigen.

Der nächste Zug der modernen Metro, der in die gewünschte Richtung fuhr, kam wenig später, und wir stiegen ein. Der Wagen war zu dieser Zeit am frühen Nachmittag nicht sehr voll, so dass wir den wenigen Fahrgästen besonders auffallen mussten. Es kam offensichtlich selten vor, dass langnasige Touristen die Metro benutzten, so sehr wurden wir angestarrt. Der nächste Halt war auch schon unser Ziel, und wir konnten gleich wieder aussteigen.



besetzt waren, so heiß brannte es an diesem Oktobertag vom Himmel.

„Komm!“ rief meine Frau, „da können wir uns hinsetzen und ich kann erst mal eine rauen.“

„Na gut, wenn du meinst!“ antwortete ich etwas in meinem Tatendrang gebremst.

Wir fanden eine freie Bank, sonnten uns und beobachteten die vorübergehenden Passanten. Doch lange hielt es mich dort nicht. Ich musste unbedingt den berühmten Tian'anmen erkunden, von dem man sagt, er sei der größte Platz der Welt, der einschließlich ihn umgebender Straßen und Seitenplätze eine Million Menschen fassen soll.

„Was denkst du, wollen wir jetzt einen Rundgang machen“, fragte ich meine Frau, nachdem ich die Zeit des Ausruhens für lange genug gehalten hatte.

„Ach nein, es ist gerade so schön in der Sonne, ich möchte nicht mehr rumlaufen“, antwortete sie, „du kannst ja alleine gehen, ich warte solange hier.“

„Na gut, dann ziehe ich mal los“, und schon war ich unterwegs.

Es waren wieder Tausende von Leuten da. Zunächst passierte ich das Mao-Mausoleum auf der Südseite des Platzes, an dessen Besichtigung ich jedoch kein gesteigertes Interesse

hatte. An scheinbar willkürlich gewählter Stelle stand ein einzelner Soldat in herausgeputzter Ausgehuniform und strammer Haltung mit hoch erhobenem Kopf, den starren Blick in Richtung Mausoleum gerichtet. Er wirkte wie eine leblose Statue, um die herum der lebensfrohe Besucherstrom nicht abreißen wollte.

Am Nordende kam ich dem Tor des Himmlischen Friedens mit einem großen Mao-Bildnis immer näher. Dort stieß ich auf eine besonders dichte Menschentraube.

„Was ist da los“ dachte ich bei mir, „das musst du dir ansehen.“

Erst als ich mich in den Vordergrund durchgekämpft hatte, bemerkte ich, dass ein ganzer Zug Soldaten stillgestanden angetreten war, alle mit tadellos strammer Haltung und starrem Blick geradeaus. Junge Mädchen ließen sich zuhauf mit den Soldaten fotografieren, was ohne Widerspruch geduldet wurde, ja vielleicht sogar gewollt war, um Volksnähe zu demonstrieren. Da brauchte auch ich mich nicht zurückzuhalten und konnte ein interessantes Foto schießen.

Im Zentrum des Platzes waren viele Blumenbeete um das Denkmal für die Volkshelden arrangiert, die große Stele war mit dem Bild eines anderen berühmten Genossen verziert, vielleicht Zhou Enlai? Aber auf Fragen wollte ich mich erst gar nicht einlassen. Über der Großen Halle des Volkes auf der Westseite des Platzes ging gerade die Sonne unter, als ich umkehrte. Zur Ostseite hin gab es ein riesengroßes Blumen- und Pflanzenarrangement mit dem Geschichts- und Revolutionsmuseum im Hintergrund. Dies war sicherlich alles zur Ehre des Nationalfeiertages hergerichtet worden.

Meine Frau, die ich immer noch auf ihrer Bank sitzend wiederfand, fragte:

„Wie war es denn? Hast du was Interessantes gesehen?“

„Ja und ob, du hättest mitkommen sollen!“ Und ich erzählte ihr von den Soldaten, die ich fotografiert hatte. Ein Offizier in Uniform setzte sich auf die freie Ecke unserer Bank und holte seine Zeitung hervor, in die er sich vertiefte. Er musste von hartem, kommunistischen Holz geschnitzt sein, so verächtlich sah er uns Kapitalisten an.

Erst als die Sonne untergegangen war, machten wir uns auf den Weg zurück. Wir unterquerten die Straße und kamen zu mehreren Kaufhäusern mit Internetkaffee. Dort erstand ich einige Kodak Bilderfilme, die es in China heute an jeder Straßenecke haufenweise zu kaufen gibt. Nur Dia-Filme habe ich nie gesehen. Da vermutlich kaum jemand ein Vorführgerät besitzt, sind sie wohl nicht im Angebot. Als wir weiterzogen, klangen unerwartet deutsche Laute an unsere Ohren:

„Guten Tag, wir sind von einer deutsch-chinesischen Künstlergemeinschaft. Hätten Sie nicht Lust, unsere Ausstellung zu besuchen?“

„Das wäre sicher interessant für uns, aber leider haben wir keine Zeit. Wir müssen zum Bahnhof, unser Zug geht bald ab“, fand ich eine Ausrede, die ja nicht ganz so falsch war.

Vielmehr machten wir uns jetzt schleunigst auf den Rückweg in Richtung Hotel und ich meinte zu meiner Frau:

„Eine Reisekollege hat mir erzählt, dass es gleich hier um die Ecke eine Basarstraße geben soll. Vielleicht sollten wir die suchen.“

„Von mir aus, wenn es nicht so weit ist.“



Indem wir nur in die nächste Parallelstraße wechselten, fanden wir uns unversehens in dieser Basarstraße der Hutongs wieder. In den einfachen Läden dort ging es nicht gerade sauber zu. Hier lagen Berge von Obst direkt auf dem dreckigen Boden, dort war offen liegendes Fleisch von einer Schar Fliegen umgeben, da bot eine schmuddelige Garküche ihre Gerichte an. Es schüttelte uns, und wir sahen zu, dass wir weiterkamen.

Frau Cha hatte beim Mittagessen noch geraten, dass wir uns mit Essbarem versorgen sollten, da es auf der Nachtfahrt mit der Bahn keine Gelegenheit zum Einkaufen geben würde. Jetzt meinte ich zu meiner Frau:

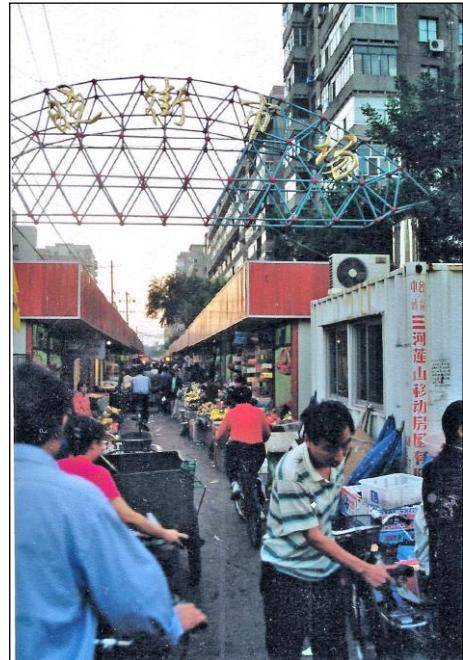
„Am besten, wir genehmigen uns ein gutes Abendessen, dann brauchen wir im Zug nichts mehr.“

„Ja, so machen wir's, morgen früh, wenn wir ausgestiegen sind, wird es ja hoffentlich irgendwo etwas zum Frühstück geben.“

Diesmal wählten wir die andere Straßenseite an der Kreuzung beim Hotel und fanden dort ein Restaurant mit gehobenem Ambiente, zwar nach unserem Geld immer noch recht preiswert, für chinesische Verhältnisse wohl aber schon etwas Besseres. Es war ein gutes, sehr gepflegtes und sauberes Haus mit geschultem Personal, das uns in einwandfreiem Englisch bedienen konnten.

Als wir aus der umfangreichen Speisekarte gewählt und unsere Bestellung aufgegeben hatten, sahen wir uns etwas genauer um und waren nicht schlecht erstaunt, am Nachbartisch Franz und andere aus unserer Reisegruppe begrüßen zu können, denen es anscheinend das gleiche Restaurant angetan hatte.

„Die Speisen san ganz hervorragend und a scharfe Soßen habens - ihr wirds scho sehn“, verdrehte Franz ganz verzückt die Augen. Als wir unserer Platten bekommen und davon probiert hatten, konnten wir ihm nur Recht geben. Das chinesische Essen war hier einfach vorzüglich.



Nachzug nach Zhengzhou und weiter nach Luoyang

Unser nächstes Ziel war die Stadt Luoyang, in derer Umgebung zwei große Sehenswürdigkeiten liegen, die Longmen Grotten mit Tausenden von in die Felsen gehauenen Buddhafiguren und das Shaolin-Kloster, das auch als Ursprung von Tai-Chi und Kung-Fu gilt. Die Besichtigung dieser Highlights darf bei einer Rundreise durch China nicht fehlen, und so standen sie natürlich auch auf unserem Reiseplan.

Von Peking aus war die angekündigte Nachtfahrt mit der Bahn nach Zhengzhou geplant, eine Strecke von etwa 700 km. Frau Cha's Androhung, beim Verpassen des Zuges auf dem Westbahnhof übernachten zu müssen, hatte Wirkung gezeigt. Um halb neun war die Gruppe vollzählig in der Hotelhalle versammelt, es fehlte tatsächlich keiner. Frau Cha war sichtlich erleichtert.

„Zum Glück müssen wir auf niemand warten, selbst Herr Auser ist da“, meinte sie mit einem Seitenblick auf den Schwarzwälder und fuhr fort:

„Ich bitte Sie alle um Aufmerksamkeit, was ich jetzt sage, ist sehr wichtig für die Organisation. Unser staatliches Reiseunternehmen stellt für jede Station der Rundfahrt einen lokalen Reiseleiter und einen Bus mit Busfahrer für Ihre Beförderung. Deren Bezahlung ist aber selbst nach hiesigen Maßstäben ziemlich gering. Sie erwarten, dass sie von jedem Gruppen teilnehmer ein Trinkgeld bekommen. Das ist ein wesentlicher Bestandteil ihres Verdienstes.“

„Ja, was gibt man denn da?“ fragte einer von uns.

„Das Trinkgeld ist natürlich freiwillig, es ist jedem selbst überlassen, was er geben will. Aber wir rechnen mit 2-4 Dollar pro Tag für den Reiseleiter und der Hälfte für den Busfahrer.“

„Freiwillig 2-4 Dollar, darin ist ein gewisser Widerspruch nicht zu verkennen“, dachte ich, behielt das aber für mich. Auch war Frau Cha noch nicht fertig:

„Damit es leichter für Sie ist, werden wir jeweils auf der letzten Busfahrt vor der Abreise von einem Ort zwei Umschläge umlaufen lassen, einen für den Reiseleiter, den anderen für den Busfahrer. Darin legen Sie bitte Ihre Trinkgelder. Ich möchte es außerdem so machen, dass jeweils einer von Ihnen, Mann oder Frau, die Umschläge mit einigen Dankesworten an den Reiseleiter überreicht.“

Das schien unerlässlich für das gute Gesicht zu sein, das gewahrt werden muss, in China von existentieller Wichtigkeit. Sie nahm zwei Hotelbriefumschläge aus ihrer Mappe und heilt sie hoch:

„Dieser hier ist für Herrn Yu und der für den Busfahrer.“ Sie gab die Umschläge gleich an den neben ihr stehenden weiter mit der Bitte, sie umlaufen zu lassen.

Auf der Busfahrt zum Westbahnhof wurde dies diskret geregelt. Es war der älteste Teilnehmer der Reisegruppe, den Frau Cha gebeten hatte, die erste Übergabe zu machen. Als die Umschläge zurück waren, kam er vor ans Mikrofon und begann etwas unsicher mit dieser so plötzlich auf ihn gekommene Aufgabe. Doch fing er sich schnell und machte seine



Sache gut. Alle im Bus klatschen Beifall, als die Umschläge überreicht waren, und auch Herr Yu schien zufrieden zu sein.

Der Westbahnhof präsentierte sich uns als imposanter Neubau mit einer asiatischen Dachkonstruktion und einer eigenwillig anmutenden Bahnhofsuhr. Auf dem Gelände vor dem Haupteingang lagerten jetzt am späten Abend viele Chinesen in Schlafsäcken oder Decken auf dem Boden. Für uns waren jedoch "Soft Seats" vorgesehen, Plätze in der weichen Klasse. So hatten wir Anspruch, uns in einem separaten Wartesaal innerhalb des Bahnhofsgebäude aufzuhalten, wohin uns Herr Yu nun führte. Schnell schielte er noch in seinen Geldumschlag, aber wir konnten seiner Miene nichts entnehmen, als er sich mit asiatisch unbewegtem Gesicht von uns verabschiedete.



In der Reisebeschreibung war zu lesen gewesen, dass es im Schlafwagen nur Viererabteile geben würde

„Wie werden sie wohl organisieren, wer mit wem zusammen die Nacht im Abteil verbringen soll. Männer und Frauen vielleicht getrennt?“ meinte ich zu meiner Frau.

„Nein, das glaube ich nicht. So altmodisch werden sie nicht sein. Das würden auch manche als Zumutung empfinden“, antwortete sie.

Und sie hatte recht. Das wurde ganz locker gesehen! Frau Cha verteilte die Fahrkarten an uns gerade so, wie wir jetzt im Wartesaal zusammensaßen:

„Sehen Sie sich bitte Ihre Fahrkarten an, die Plätze sind nummeriert, immer vier aufeinander folgende Nummern gehören zu einem Abteil. Dass die Paare zusammen sind, habe ich schon geregelt.“ Damit war sie jeglicher Diskussion aus dem Wege gegangen.

So kamen meine Frau und ich rein zufällig mit dem jüngsten Paar der Gruppe zusammen. Nicht lange nach dieser geschickten Maßnahme war der Zug zum Einsteigen bereit, und wir betraten den blitzsauberen Bahnsteig. Dort erwartete uns ein moderner Expresszug mit Schlafwagen, an dessen Türen Zugbegleiterinnen in Uniform und gelber Schärpe in militärisch strammer Haltung auf dem Bahnsteig bereitstanden. Die Abteile waren gemütlich mit Plüsch und Spitzenvorhängen ausgestattet, die Betten schon bezogen.

Als der Zug gegen halb elf abgefahren war, kam Frau Cha durch die Abteile:

„Hier nehmen Sie bitte eine Flasche Schnaps aus dem Vorrat. Das ist von mir persönlich, damit Sie die Fahrt besser überstehen.“

Überrascht bedankten wir uns. Es war jedoch ein ziemlicher Fusel, von dem ich nur gerade so viel trank, wie es die Höflichkeit erforderte. Nun wurde in den Abteilen noch lange geschwätzt. An Schlafen war nicht zu denken, während der Zug durch die dunkle Nacht jagte. Wichtigstes Gesprächsthema waren natürlich die Reisen. Jeder konnte eine Geschichte beitragen, wo er schon gewesen war und was er schon erlebt hatte, ein Stoff, der bei Rundreisetouristen nie ausgeht.

Es war naheliegend, dass die Gespräche mit Erlebnissen auf Eisenbahnfahrten angekurbelt wurden.

„Damals als wir in Kenia waren, da sind wir mit dem Nostalgiezug von Nairobi nach Mombasa gefahren“, konnten wir zum Beispiel beitragen, während der Mann des jungen Paares von seinen Geschäftsreisen in arabischen Ländern erzählte.

Ein Kollege vom Abteil nebenan meinte: „Auf der Reise entlang der Seidenstraße fährt man tagelang mit dem Zug, dagegen ist das hier gar nichts.“

Dann kamen wir auf Rundreisen im Allgemeinen zu sprechen, Erfahrungen wurden ausgetauscht und Empfehlungen gegeben. Ein bisschen Angeben war natürlich auch dabei. Erst nach Mitternacht versuchten wir, ein wenig Schlaf zu finden, was in der ungewohnten Umgebung und bei den Fahrgeräuschen nicht einfach war. Als ich mich endlich einigermaßen darauf eingestellt hatte und gerade erst eingeschlafen zu sein schien, da wurde schon zum Aufstehen geblasen.

Zum Überlegen blieb nicht viel Zeit. Wir waren bereits kurz vor unserem Ziel Zhengzhou und es hieß, sich zu beeilen, bei über zwanzig Leuten und nur einem Waschraum nicht ganz einfach. Der Halt kam dann so schnell, dass zum Schluss keine Zeit zum Überlegen mehr blieb. Jeder raffte sein Zeug zusammen und stürzte aus dem Zug.

Als wir dann auf dem Bahnsteig standen, da sah sich Monika, die Frau des Frankfurter Paars verdutzt um, blickte hierhin und dorthin und rief auf einmal erschrocken aus:

„Ingo, wo ist denn Ingo geblieben, ich kann ihn nicht sehen. Der muss noch im Zug sein!“

„Was, noch im Zug?“ reagierte Frau Cha als erste.

Sie warf der Schaffnerin einige Worte zu und war blitzschnell wieder in unserem Abteil verschwunden. Die Schaffnerin hielt die Tür noch offen, so dass der Zug nicht abfahren konnte. Nach nicht einmal einer Minute tauchte Frau Cha mit Martin im Schlepptau wieder auf. Sie hatten den Zug kaum verlassen, da fuhr der auch schon ab.

„Das ist noch einmal gut gegangen“, meinte Frau Cha völlig außer Atem.

„Was hast du nur so lange gemacht, hast du nicht gemerkt, dass wir schon alle ausgestiegen waren?“ fuhr Monika ihren Mann mehr erschrocken als wütend an. Doch der nahm das nicht so ernst.

„Ich musste meine Morgentoilette noch beenden. Das Fenster hatte ich schon aufgemacht, da wollte ich eigentlich rauspringen“, beliebte er zu scherzen, worauf einige lachten, während Frau Cha gar nicht danach zumute war.

Unsere nun vollzählige Truppe musste einen recht übermüdeten Eindruck machen, wie wir mit hängenden Schultern auf dem Bahnsteig des Hauptbahnhofs von Zhengzhou der Dinge harrten, die da kommen sollten. Da betrat eine etwas herb anmutende Frau im Hosanzug den Bahnsteig und kam zielstrebig auf unsere Gruppe zu. Das konnte nur die lokale Reiseleiterin sein. Sie besprach sich kurz mit Frau Cha und führte uns zunächst schweigend zu einem an der Straße vor dem Bahnhof wartenden Bus. Erst als wir uns dort versammelt hatten, stellte sie sich vor:

„Ich freue mich, Sie hier in unserer Provinz begrüßen zu können. Ich bin Frau Wan und Leiterin der Filiale unserer Gesellschaft in Luoyang, der Stadt, in der auch Ihr Hotel liegt, wo Sie die nächsten Tage übernachten werden.“

„Eigentlich wollte ich Sie am Bahnhof in Luoyang abholen“, fuhr sie fort, „doch durch die Änderung der Organisation mit der Bahnfahrt sind wir jetzt hier in Zhengzhou und müssen die etwa 140 km nach Luoyang mit dem Bus fahren.“

„Werden wir ein Frühstück bekommen?“ unterbrach sie einer aus der Gruppe ungeduldig.

„Das wollte ich gerade sagen. Die Nachtfahrt und das frühe Aufstehen sind sicherlich anstrengend für Sie gewesen. Wir haben deshalb gleich hier in der Nähe ein Frühstücksbuffet eingeplant, in einem Hotel, das wir zu Fuß erreichen können.“

„Was ist mit unserem Gepäck?“

„Darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Das wird vom Bahnhof herübergebracht und in unseren Reisebus hier eingeladen. Ihr Handgepäck können sie auch im Bus lassen. Dann bitte ich Sie, mir zu folgen.“

Das Hotel lag gar nicht weit entfernt. Dort bekamen wir ein passables Frühstück vorgesetzt und konnten uns etwas erholen. Danach wurde es verdächtig still, der eine oder

andere schien in seinem Stuhl hängend ein kleines Nickerchen einlegen zu wollen. Aber Frau Wan musste jetzt unerbittlich sein.

„Meine Damen und Herren, wir müssen los, damit wir unser heutiges Programm schaffen. Der Bus steht vor dem Hoteleingang, in 10 Minuten ist Abfahrt“.

Als wir dann wieder im Bus saßen und abgefahren waren, informierte sie uns über die weitere Planung:

„Durch die Änderung mit der Bahnfahrt musste ich die Organisation etwas umstellen. So werden wir von hier aus direkt zum Kloster Shaolin fahren, das wir heute schon besichtigen werden und dazu, wie geplant, die Longmen-Grotten nach dem Mittagessen. Am späten Nachmittag bringen wir sie dann in ihr Hotel in Luoyang. Die Fahrt zum Shaolin-Kloster wird etwa zwei Stunden dauern.“

„Aber für heute ist doch eine Fahrradtour zu den Longmen-Grotten vorgesehen“, reklamierte Herr Auser, „und zum Shaolin-Kloster sollte es erst morgen gehen!“

„Der vorgesehene Reiseverlauf ist mir sehr gut bekannt, Herr Auser“, warf Frau Cha etwas genervt ein, „aber in den Reisebedingungen steht auch, dass Änderungen vorbehalten sind. Bitte bedenken Sie das.“ Und an die Allgemeinheit gewandt fuhr sie fort:

„Auf die Umleitung der Bahnfahrt hierher hatten wir überhaupt keinen Einfluss. Das war höhere Gewalt. Aber mit dem Plan von Frau Wan können wir das zugesicherte Reiseprogramm vollständig einhalten, so dass Sie nichts versäumen werden.“

Herr Auser verschanzte sich in Schweigen, während die meisten anderen den Streit schon nicht mehr mitbekommen hatten und auch nicht hörten, was Frau Wan nun weiter über die Provinz, die Geschichte und das Kloster erzählte. Denn mancher war vor Müdigkeit und mit noch schwerem Kopf von dem Schnaps eingeschlafen, kaum dass der Bus sich in Bewegung gesetzt hatte.

Inzwischen fuhren wir schon durch die grauen Vororte der Industriestadt Zhengzhou. Hier sah es diametral anders aus als in Peking. Fürchterlich vergammelte Fabriken wechselten sich mit düsteren, verschmutzten Wohnsilos ab. Es herrschte ein dermaßen starker Smog, dass alles nur schemenhaft vorbeiflog, die Spitzen der hohen Schornsteine im Nebel verschwanden, Menschen sich nur mit Tüchern vor dem Munde auf die Straße wagen durften.

Am Ausgang der Stadt mussten wir an einer Art Mautstation halten, wo der Busfahrer etwas herausreichte, ob Bescheinigung oder Geld, das konnte ich nicht genau erkennen. Vielleicht musste er eine Gebühr bezahlen oder wurde er gar kontrolliert? Ich sah jedenfalls an jedem Häuschen der Station einen Polizisten oder Soldaten mit Gewehr bei Fuß stehen. Es ist ja bekannt, dass noch nicht alle Teile des Landes für Fremde geöffnet sind. Vielleicht wird man als Ausländer an solchen Stellen zurückgewiesen, wenn man nicht Teilnehmer an einer angemeldeten Rundfahrt ist. Ich konnte mir auch vorstellen, dass allerlei Informationen und Daten über uns und unsere Rundfahrt irgendwelchen offiziellen Stellen gemeldet und bestimmte Anordnungen befolgt werden mussten. Wenn es so war, dann spielte sich dies aber so im Hintergrund ab, dass wir nicht das Geringste davon mitbekamen.

Auf dem Lande wurde es eher noch übler mit der Industrie und dem Smog. Hier zeigte sich China von seiner schlimmsten Seite. Inmitten der Felder mit Mais, dem einzigen, was überhaupt angebaut wurde, standen die Industrieanlagen scheinbar willkürlich verteilt. Man hätte sie für Ruinen halten können, wenn man nicht gewusst hätte, dass drinnen schwer gearbeitet wurde, weil ihre Schornsteine Wolken von Rauch in die Luft stießen, der mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ungefiltert war. Hinzu kam der Rauch der Feuer auf den Feldern, wo jetzt im Herbst die vertrockneten Maispflanzen verbrannt wurden. Da war dichtester Smog fast unvermeidlich.

Die Eingeschlafenen hatten es gut, dass sie dies alles nicht zu sehen brauchten. Wer wach geblieben war und durchs Busfenster schaute, dem bemächtigte sich eine depressive Stimmung. Die wenigen Städte und Ortschaften waren wie leergefegt, nichts Buntes und Helles war zu sehen, nur Grau in Grau im Smog eingehüllt. So wenige Menschen auf den Straßen, das war ein ganz neues Gesicht dieses Landes. Das sonst so quirlende Leben Chinas war hier nur noch auf den wenigen Straßenmärkten intakt, die wir passierten.



Mittlerweile waren die Bilder von draußen so eintönig, dass auch ich versucht war einzudösen, jedoch immer wieder hochschreckte, wenn der Busfahrer zu einem neuen gefährlichen Überholmanöver plötzlich wie wild beschleunigte. Kein Verkehrsteilnehmer hielt sich in diesen Gegenden nämlich an irgendwelche Regeln. Alles fuhr wild durcheinander, da konnte sich unser Busfahrer nicht ausschließen.

Als etwa zwei Stunden vergangen waren, tauchten hohe Berge auf, der Nebel lichtete sich, und die Luft wurde klarer. Nachdem wir eine kleine Stadt passiert hatten, konnte das Shaolin-Kloster nicht mehr weit sein, denn unvermittelt säumten ganze Ketten von kleinen Läden, Straßenständen und Garküchen beide Straßenseiten, dicht bedrängt von unzähligen Touristen.

Meine Frau, gerade aus dem Tiefschlaf erwacht, war nicht schlecht erstaunt, als sie aus dem Fenster sah:

„Wo sind wir denn? Was machen denn die vielen Leute da draußen?“

„Das sind Touristen! Die wollen alle zum Shaolin-Kloster. Wir müssen gleich da sein“.

„Was? Wir sind doch gerade erst losgefahren.“

„Nein, wir sind schon zwei Stunden unterwegs. Das hast du gar nicht gemerkt, so fest hast du geschlafen“.

Inzwischen waren wohl alle wach geworden, verfolgten interessiert, was da draußen ablief und harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Das Shaolin-Kloster

Gleich am Eingang des Geländes stoppte der Bus. Einige erhoben sich bereits zum Aussteigen, aber soweit war es noch nicht. Wir hielten nur kurz, um einen durchgeistigt ausschenden Chinesen aufzunehmen. Das war unser lokaler Führer für Shaolin. Nachdem er uns begrüßt hatte, stellte er kurz den Besichtigungsplan vor. Verblüfft registrierten wir, wie perfekt er Deutsch sprach.

„Sie sprechen so gut“, bemerkte ich, „da haben Sie bestimmt eine Zeit lang in Deutschland gelebt.“

„Oh, nein, antwortete er, „da irren Sie sich. Ich habe das nur aus Büchern gelernt.“

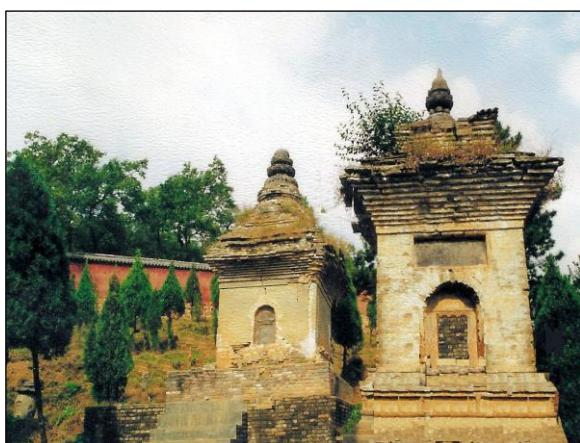
Wir waren perplex, wie so etwas möglich sein konnte.

Nur mit einem solchen Offiziellen an Bord durfte der Bus zu den hinteren Parkplätzen dicht am Kloster weiterfahren. Die meisten anderen Fahrzeuge wurden von den Polizisten, die hier den starken Verkehr regelten, unweigerlich abgewiesen. Wegen der vielen Menschen auf der Straße musste sich unser Busfahrer ganz langsam seinen Weg suchen,

so dass wir Gelegenheit hatten, uns genauer umzusehen. Bald hörte die Ladenkette an der linken Straßenseite auf und gab den Blick über ein Bachbett auf verschiedene flache Gebäudekomplexe mit großen Plätzen davor frei, auf denen Gruppen von Männer Körperübungen vollführten.

„Das sind die Kung-Fu Schulen, erläuterte der lokale Reiseleiter, als er unsere interessierten Blicke sah.

„In der damaligen Zeit nach Gründung des Klosters gab es oft Überfälle von Räuberbanden, die in den nahen Bergen hausten. Für die Mönche war es schwer, sich dagegen zu wehren, da sie keine Waffen tragen durften. Bodhidarma, der erste Abt, hatte das lange beobachtet und sann über Abhilfe nach. Schließlich ergänzte er die obligatorischen Meditationsübungen durch eine den Bewegungen von Tieren abgeschaute Köperertüchtigung. Dies war der Ursprung der fernöstlichen Kampfsportarten zur Selbstverteidigung, die im chinesischen „wushu“ genannt werden. Deren bekannteste Formen sind Tai-Chi als innere, langsame und Kung-Fu als äußere, schnelle Kampfsportart. Shaolin gilt als Zentrum dieser Bewegung.“



Unterdessen hatten wir unbemerkt das eigentliche Shaolin-Kloster schon passiert und waren auf unserem Parkplatz angekommen. Der lokale Führer geleitete uns zu einem Eingangstor in der Nähe, von dem aus man seltsame, pagodenartige Steinbauten ausmachen konnte.

„Das ist der Klosterfriedhof, der schon für sich eine Sehenswürdigkeit darstellt. Bei den Mönchen bestand nämlich der Brauch, dass über dem Grab eines jeden Abtes ein Stupa, also eine Steinpagode gebaut wurde. Diese Sitte

hat sich bis heute erhalten.“ „Sehen sie die zwei schon halb verfallenen Pagoden dort oben? Das sind die ältesten. Sie stammen noch aus der Gründerzeit des Klosters.

Ganz rechts werden sie dagegen ein ziemliches neues Bauwerk sehen. Es wurde erst in den 80-er Jahren angelegt, als der vorletzte Abt gestorben war. Bitte, wenn sie jetzt einen kleinen Rundgang machen wollen.“

Als wir uns am Eingang wieder versammelt hatten, führte uns der lokale Reiseleiter zum Kloster selbst, wobei er in seinem guten Deutsch referierte:

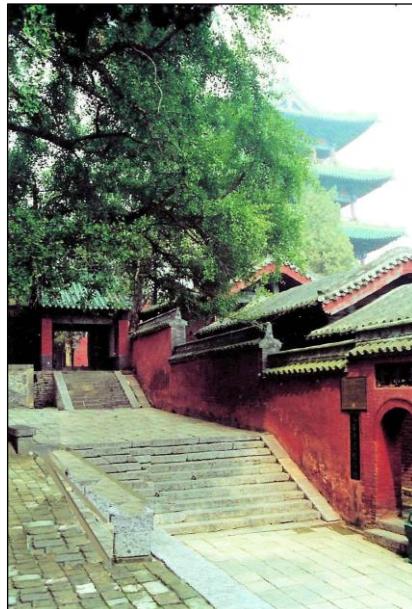
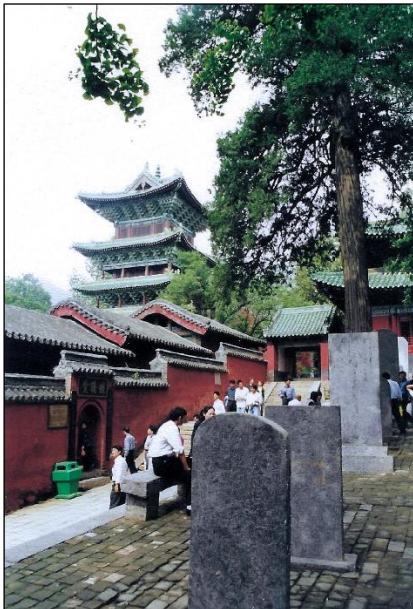
„Im Jahre 527 kam der indische Mönch Bodhidharma, den ich vorhin schon erwähnt habe, in diese Gegend, ließ sich hier nieder und gründete das Kloster Shaolin sowie eine neue Variante des buddhistischen Glaubens, den Chan-Buddhismus, den man im Japan Zen nennt.“

„Wie war das eigentlich mit den Klöstern und Tempeln während der Kulturevolution?“ fragte unser Reisekollege aus Hamburg, der bei jeder Besichtigung ein Schreibblöckchen parat hatte, in dem er sich eifrig Notizen machte.

„Leider wurden in dieser Periode viele Kulturgüter zerstört oder zumindest geschlossen. Auch das Shaolin-Kloster hat damals Schaden genommen, wurde jedoch in den Jahren der Öffnung wieder restauriert. Heute leben auch wieder Mönche hier.“

Durch das mächtige Eingangstor betraten wir einen lang gestreckten, mit Ginkgo-Bäumen bestandenen Innenhof, von dem aus die Tempelhallen mit ihren geschwungenen Dächern hinter hohen Koniferen zu sehen waren. Auf den beiden Innenseiten standen uns plötzlich je zwei überlebensgroße Wächterfiguren aus bemaltem Holz mit grimmigen Gesichtern in Kampfhaltung gegenüber.

Die Anordnung der Gebäude der Anlage war ähnlich, wie wir es schon beim Lama-Tempel in Peking gesehen hatten. In den Hallen waren verschiedene, riesig hohe Buddhafiguren aufgestellt, die wir auf unserem halbstündigen Rundgang bewundern konnten. Leider waren wegen der Urlaubszeit zum Nationalfeiertag auch heute und hier wieder sehr viele chinesische Tagesbesucher unterwegs, so dass sich die Massen der Menschen fast auf die Füße traten.



„Dieser Andrang ist erdrückend“, meinte ich zu Frau Cha, „ich habe mir gerade ausgemalt, wie es wohl an einem einsamen Wintertag im Shaolin-Kloster sein würde, wenn nur wenige Besucher da wären, und man vielleicht das Glück hätte, die Mönche bei einer feierlichen Zeremonie unter den dumpfen Klängen eines buddhistischen Gongs beobachten könnte.“

„Nein, das können Sie heute nicht mehr erleben“, antwortete sie kopfschüttelnd, „selbst im Winter gibt es Tagesbesucher“.

„Es war wohl nur den ersten Europäern vorbehalten gewesen, nachdem sie einst China entdeckt hatten“, murmelte ich nachdenklich.

Kung-Fu Schule

Nach der Besichtigung fuhren wir mit dem Bus in den Ort Shaolin. Wir stiegen gegenüber dem Stadion aus, in dem vermutlich Kungfu-Wettkämpfe ausgetragen werden. Gegenüber ging es Stufen hinauf und um einige Ecken in ein etwas versteckt liegendes Gebäude, in

dem sich ein Restaurant befand, in dem wir das gemeinsame Mittagessen einnahmen. Danach versammelten wir uns wieder vor dem Bus, wo uns der Reiseleiter informierte:

„Wir werden jetzt gleich eine bekannte Kungfu-Schule besuchen. Wir können zu Fuß dorthin gehen, es ist nicht weit. Nehmen sie aber auf jeden Fall ihre Kameras mit, es gibt interessante Motive.“

Dann führte er uns durch das Dorf. Vorbei an einfachen Häusern und Bergen von am Wegesrand zum Trocknen ausgelegtem Bohnenkraut kamen wir zu einem kleinen Platz und folgten ihm in ein größeres Gebäude. Das war eine Kungfu-Schule, die auch Demonstrationen für Touristen veranstaltete. In einem Vorführraum nahmen wir unsere Plätze ein.

Nachdem sich der Saal gefüllt hatte, begann die Show mit einem Schwerttanz. Die zehn in grell orangefarbenen Kostümen gekleideten Kungfu-Kämpfer hoben sich von der mit grünem Filz belegten Bühne sehr schön ab. Sie wirbelten und sprangen scheinbar wild durcheinander, bildeten aber richtige Formationen, wenn sie dann mit lang nach vorn gestreckten Körpern, einen Fuß zurück, den Schwertarm nach vorn, zum Stillstand kamen, wobei die "Schwerter" allerdings Attrappen aus biegsamem Metallband waren.



Sehr eindrucksvoll war auch eine Demonstration der Körperbeherrschung. Ein drahtig aussehender Kämpfer zeigte eine von uns für unmöglich gehaltene Biegsamkeit der Glieder, wobei die Beine hinter dem Kopf gezogen werden, um die Füße dann weit auf dem Rücken zu kreuzen.

Noch verblüffender war die Vorführung des Gehenkten, der mit dem Henkersseil um den Nacken an die Decke der Bühne gezogen wurde und doch nicht den geringsten Schaden erlitt.

Ein anderer bot nach kurzer Meditation mit monotoner Stimme auf die Zuschauer einredend seinen nackten Bauch an.

„Was sagt er?“ fragte ich den Reiseleiter.

„Er sagt sinngemäß: Kommt heran und schlagt auf meinen Bauch, so fest als ihr schlagen könnt, aber achtet auf eure Hände.“

„Aha!“ meinte ich und wartete gespannt, was sich tun würde.

Sich daran zu versuchen, war beliebt bei den kleinen Chinesinnen, aber auch einige sich stark fühlende Touristen probierten es aus. Je fester einer zuschlug, um so weher tat ihm selbst seine Faust, um so stoischer sah der Kungfu-Mann zu.

Den Höhepunkt der Show bildete jedoch eine andere Übung. Zwei Männer wurden so präpariert, dass sie mehrere dicke Backsteine auf einem Brett zwischen sich hochhielten. Der Kungfu-Kämpfer sammelte sich kurz und schlug dann urplötzlich mit einem einzigen Schlag seiner Handkante diese Steine mittendurch, so dass sie in Stücke sprangen.

Es beeindruckte mich besonders, dass die Kämpfer vor jeder Übung in einer kurzen Meditation verharrten und jede Übung mit einem demütigen Gebet abschlossen.

Über die Longmen-Grotten nach Luoyang

Nach der Vorstellung verließen wir Shaolin und fuhren mit unserem Bus über einen Pass in die Ebene des Flusses Yi. Die sicherlich interessante Aussicht blieb uns leider verborgen, denn gleich hinter den Bergen hatte uns der Smog wieder eingeholt. In der recht fruchtbaren Ebene herrschte der Maisanbau vor, der nur selten ergänzt wurde durch Obstplantagen und ein wenig Rotwein. Auf den Flachdächern der Häuser leuchtete es Gelb von den zum Trocknen ausgelegten Maiskörnern, während auf den Feldern überall zum Verbrennen der Maisstauden Feuer loderten, deren Rauchentwicklung nur noch mehr zum Smog beitrug.

Die Bauernhöfe waren ärmlich, die Wände häufig ohne Putz, so dass nur die vielen Aufschriften mit bunten chinesischen Zeichen einen zweifelhaften "Schmuck" bildeten, wie auch die Spruchbänder an den Straßenseiten oder quer über der Straße hängend die Tristesse etwas auflockerten.

Im Bus war es ungewöhnlich ruhig, Anscheinend hatten viele die Gelegenheit der langen Fahrt zu einem kleinen Mittagsschlafchen genutzt. In der müden Stimmung raffte sich nur einmal jemand unvermittelt zu einer Frage auf, wobei einige Schläfer hochschreckten:

„Frau Cha, mich würde mal interessieren, was eigentlich auf den vielen Spruchbändern und den auf die Mauern gemalten Inschriften steht, die man dauernd sieht?“

„Da muss ich mal aufpassen, wenn wir am nächsten vorbeikommen“, antwortete sie, und meinte dann, als wir wieder ein Band passiert hatten:

„Darauf stand jetzt, dass es gut und richtig wäre, nur ein Kind zu bekommen! Sie wissen, dass China ein großes Bevölkerungsproblem hat. Wir haben jetzt schon 1,3 Milliarden Menschen. Mehr können einfach nicht versorgt werden. Ich glaube, für weitere Kinder muss man sogar Strafsteuern zahlen.“

„Immer noch besser als verlogene Sprüche von Freundschaft und Frieden, wie es im Kommunismus der DDR üblich war“, dachte ich.

Landschaftlich interessant wurde es erst wieder, als wir ein Stück an dem die Ebene beherrschenden Yi-Fluß entlang gefahren waren, der Nebel sich etwas hob und den Blick auf neue Berge freigab. An der Stelle, an der sich der Fluss aus einem engen Tal in die Ebene ergoss, überquerten wir ihn auf einer langen Brücke. Etwas unterhalb davon bogten wir auf einen Parkplatz ein, und die nächste Besichtigung wurde angekündigt. Auch wenn sich mancher unliebsam aus tiefstem Schlaf geweckt fühlte, so beanspruchte Frau Cha jetzt volle Aufmerksamkeit:

„Meine Damen und Herren, nicht weit von hier liegen die Longmen-Grotten, eine der größten Sehenswürdigkeiten unseres Landes. Eigentlich war geplant, dass wir von Luoyang aus eine Fahrradtour zu diesen Grotten machen sollten. Aber leider mussten wir den Reiseplan ändern und die Besichtigung schon jetzt durchführen.“

Erregtes Gemurmel kam bei einigen auf, doch sie fuhr unbeirrt fort:

„Der Grund ist, dass die Straße von Luoyang hierher erneuert wird. Nachher auf dem Weg in die Stadt werden sie sich selbst überzeugen können, dass man zurzeit unmöglich mit dem Rad auf dieser Straße fahren kann. Das Radfahren wird aber natürlich nicht ausfallen, sondern wir werden uns eine andere Tour überlegen.“

Damit schienen sich nicht alle zufrieden geben zu wollen. Herr Auser fasste zusammen, was diesen Teil der Mitreisenden umtrieb:

„Unter China aktiv habe ich mir etwas anderes vorgestellt. Und nicht nur ich!“ sah er sich im Bus um, auch noch andere Kollegen! Unser Sportprogramm war bisher schon sehr mäßig und nun fällt auch noch die für Luoyang geplante Tagestour mit dem Fahrrad aus. Ich überlege mir wirklich, ob ich beim Veranstalter in Deutschland anrufen und mich beschweren soll.“

Dazu sagte Frau Cha nichts, sondern löste das Problem auf ihre eigene Art, indem sie einfach aus dem Bus ausstieg. Damit war die Diskussion vorläufig beendet, wir folgten ihr automatisch.

Vom Parkplatz in der Flussebene war es nicht weit bis zum Beginn des Tales, an dem zugleich auch der Eingang zum Park der Longmen-Grotten lag. Unser Führer durch Shaolin hatte sich bereits nach der Kungfu-Vorführung verabschiedet, so dass Frau Wan nun wieder die Organisation übernahm. Sie besorgte die Tickets, führte uns auf einem Weg direkt am Nordufer des Flusses entlang zu den Grotten und gab uns einen geschichtlichen Überblick:

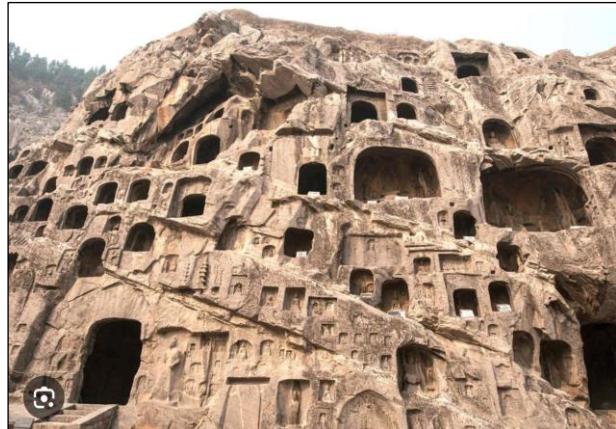
„Die Anlagen entstanden zwischen dem 5. und 7. Jahrhundert und wurden meistens von Adligen gestiftet. Es gibt hier und auf der anderen Seite des Flusses zusammen über zweitausend Grotten und Nischen. Raten sie mal, wie viele Statuen und Abbildungen darin enthalten sind?“

„Vielleicht fünftausend würde ich sagen“, fand sich jemand aus der Gruppe zu einer Schätzung bereit.

„Es sind mehr als Hunderttausend!“

Das war unvorstellbar viel, da würden wir nur einen verschwindend kleinen Teil sehen können.

Als wir weiter gingen, stieg rechterhand die Felswand des Tales inzwischen steil nach oben, aber von den Grotten selbst war noch nichts zu sehen. Auch hatte ich nicht die geringste Vorstellung von dem, was uns erwartete, denn ich war viel zu müde gewesen, um auf der Fahrt über die Longmen-Grotten zu lesen und hatte vorher auch noch nie etwas davon gehört. Umso überraschter waren wir dann von den Bildern, die sich uns bald eröffneten. Denn weiter hinten begann eine vielleicht einen Kilometer lange Strecke, an der es tausenderlei kleine Aushöhlung im Kalkgestein gab, in der Hunderte von in Stein gehauene Figuren standen. Dazwischen fanden sich auch richtig große, offene Höhlen, mit überlebensgroßen Buddhas.





Leider ist kaum eine der Figuren noch vollständig erhalten. Meistens sind die Gesichter zerstört, manchmal auch Gliedmaßen abgebrochen. Vermutlich hat der Zahn der Zeit an ihnen genagt, oder sie sind geplündert worden. Vielleicht wurden sie auch im Zuge der Kulturrevolution absichtlich zerstört. Und solche großen Mengen zu restaurieren, das dürfte noch lange Zeit beanspruchen. Auch die etwa zehn Meter hohen Buddhas in der ersten ganz großen Höhle waren arg angefressen. Wie sie einmal im Original ausgesehen haben sollten, wurde auf einer Fotografie gezeigt.

Ein nicht zu übersehendes Schild davor besagte, dass amerikanische Archäologen den Schmuck der Figuren gestohlen hätten und sich bis heute weigerten, ihn zurück zu geben, eine etwas dick aufgetragene amerikafeindliche Parole.

An einer anderen Stelle stießen wir auf eine Vertiefung in der Größe eines Innenhofes mit durch Treppen verbundenen Galerien auf verschiedenen Ebenen und überall fensterartigen Aushöhlungen, die Figuren enthielten. Man fühlte sich in einen Pueblo versetzt.

Das größte Heiligtum der Anlage befindet sich aber in einem riesigen, auf halber Höhe liegenden Bergkessel, der halbrund von senkrechten Felswänden abgeschlossen ist. Davor steht in der Mitte eine 17 Meter hohe Buddha-Statue flankiert von mehreren anderen großen Bodhisattvas - und Wächterfiguren. Diese Gruppe hinterließ bei allen Besuchern den tiefsten Eindruck, wie man deutlich spüren konnte.

Auf der Weiterfahrt nach Luoyang mussten wir zwangsläufig die Überlandstraße benutzen, die gerade erneuert wurde. Es war ein furchtbares Chaos von Menschen, Maschinen, Dreck, Smog, Gestank und Lärm. Da mitten durch per Fahrrad fahren zu wollen, wäre in der Tat eine Zumutung gewesen. Wir mussten der Reiseleitung eher noch für die Organisationsänderung danken, als ihr Vorwürfe zu machen, wie es leider schon wieder aus der Ecke Auser zu vernehmen war. Zum Glück überhörte es Frau Cha einfach, während Frau Wan, wenn sie es denn sprachlich verstanden hätte, über so viel Unverständnis schockiert gewesen wäre. Als wir diese schauerlichen Vororte von Luoyang passiert hatten, kamen wir in die eigentliche City. Hier hatten die Wohnhäuser einen deutlich höheren Standard, und es waren auch schon einmal Geschäfte, Restaurants und das eine oder andere Hotel zu sehen.

Fast im Zentrum passierten wir ein riesiges unbebautes Areal, auf dem neben wuchern dem Unkraut ein etwas quer in der Pampa stehender, absonderlicher Rohbau mit einem pompösen Säulenportal geradezu ins Auge sprang. Stolz meinte Frau Wan:

„Das wird unser neues Imperial-Hotel, es soll im nächsten Jahr eröffnet werden. Dann sollen auch alle Straßen in diesem Viertel fertig sein.“

Während der Bus sich seinen Weg über ein Stück Sandpiste suchen musste, fuhr sie fort:

„Wir werden jetzt gleich am Peonia Hotel sein, in dem sie während der Zeit hier in Luoyang wohnen. Peonia, das heißt Pfingstrose. Im Frühsommer blühen sie hier überall. Luoyang ist dafür berühmt in ganz China. Zur Blütezeit kommen viele Touristen hierher.“



Das Hotel war zwar ein ziemlicher Kasten, hatte aber Viersternstandard. Von unserem Zimmer im zwölften Stock hatten wir einen weiten Blick über die Stadt. Die vielen hohen Schornsteine, deren Spitzen sich im tiefhängenden Smog verlieren zu schienen, machten uns noch einmal deutlich, dass wir in einer Industriestadt gelandet waren.

Wir hatten uns noch nicht lange ausgeruht, da ging eine laute Alarmsirene los. Aufgeschreckt schauten wir nach draußen, aber es war nichts zu sehen. Das klang auch viel zu nah. Ein Feueralarm? Jetzt sprangen wir aus den Betten und auf den Flur hinaus, man hatte genug von verheerenden Hotelbränden gehört. Draußen lief die ganze Gruppe wild durcheinander, einige waren schon zum Fahrstuhl unterwegs.

„Ja mei,“ beschwerte sich der bayrische Sohn, „was soll nun dös? Mei Mutter und i, wir warn schon fest eingeschlafen!“

Über dieses seltsame Mutter-Sohn-Verhältnis staunte so mancher im Stillen.

Wir standen noch unschlüssig auf dem Flur herum, als schon Entwarnung gegeben wurde. Es hieß, der Alarm wäre durch Zigarettenrauch im Zimmer ausgelöst worden. Da sahen alle etwas hämisch auf meine Frau und Ingo, und der Kollege aus Hamburg drückte aus, was alle dachten:

„Wir haben ja zwei notorische Raucher unter uns, einer von beiden muss es gewesen sein!“

Indem ich bezeugen konnte, dass meine Frau strikt nur am offenen Fenster geraucht hatte, blieb der Verdacht an Ingo hängen. Der wusste gut von sich abzulenken, indem er alle Bemerkungen geflissentlich überhörte, vielmehr vorschlug, am Abend noch einen kleinen Rundgang zu machen.

Später traf sich unser Grüppchen in der Hotelloobby, und wir zogen los. Besonders die beiden jüngeren Paare wollten unbedingt auf dem Nachtmarkt bummeln gehen, der nicht weit entfernt zu sein schien. Tatsächlich ging schon nach einigen Häusern eine Gasse von der Hauptstraße ab und verlor sich in der Dunkelheit. Irgendwo dort mussten die Stände des Marktes sein.

„Da ist ja gar nichts mehr zu sehen“, sagte meine Frau leise zu mir „lassen wir doch die anderen erst einmal vorgehen. Außerdem hört der Asphalt auf, und ich mit meinen guten Schuhen, ich weiß nicht?“ blieb sie unschlüssig stehen.

Die zwei Paare gingen jedoch unbeeindruckt weiter, bis sie sich vor einem riesigen Haufen Steine und Dreck befanden, der offensichtlich von einem zusammengestürzten Haus stammte. Auf einmal blieben auch sie abrupt stehen und äugten angestrengt in den Schutt,

wo es verdächtig raschelte und fiepte. Wir hörten nur das Wort "Ratten", da wendete sich meine Frau angeekelt ab und war schon auf dem Rückzug:

„Hier gehe ich keinen Schritt weiter. Ich will sofort zurück ins Hotel“, rief sie empört aus.

Die anderen zeigten volles Verständnis, dass wir nicht mitgehen mochten, zogen aber trotzdem weiter. Nur Franz schloss sich uns an. Auf der Hauptstraße schien die Welt schon wieder fast in Ordnung zu sein.

„Hier sieht es doch ganz ordentlich aus“, wendete ich mich an meine Frau, „willst du wirklich gleich zurück ins Hotel? Wenn wir ein schönes Restaurant finden, könnten wir noch etwas Essen gehen, denn Hunger haben wir, glaube ich, jetzt alle?“

Franz pflichtete mir bei und auch meine Frau gab sich einen Stoß:

„Na schön, aber es muss sauber sein.“

Gleich um die Ecke lag ein edles Seafood Restaurant, sonst gab es nur Garküchen und kleine schmuddelige Lokale in dieser Gegend.

„Dös Meereszeug mag i eigentlich nicht“, zögerte Franz noch, aber ich strebte entschlossen dem Eingang zu:

„Ich mach mir auch nichts draus, doch das scheint das einzige richtige Restaurant weit und breit zu sein, die werden ja noch andere Sachen haben“, machte ich mir selbst Mut.

Und schon war ich durch die Tür verschwunden, so dass den anderen beiden nichts übrigblieb, als mir zu folgen.

In der Tat waren auf den Tischen einige vertraute Gerichte zu sehen, zum Glück, wie wir bald erkennen mussten. Denn mit der rein chinesischen Karte und mit der einen englischen Vokabel, die man hier verstehen konnte, wären wir bei der Bestellung kläglich gescheitert. Da half es nur, auf Speisen und Bierflaschen auf anderen Tischen zu deuten. Das mochte zwar unhöflich sein, verursachte aber wenigsten ein Kichern bei den jungen Mädchen, die hier bedienten. So wurden wir doch noch mit einem guten Essen reichlich belohnt.

Wieder im Hotel trafen wir uns mit den anderen, die inzwischen zurück vom Nachtmarkt waren zu einem Bier in der Hotelbar, wozu sich im Laufe des Abends immer mehr Gruppenteilnehmer gesellten. Ein Klavierspieler ergötzte uns mit klassischer Musik von Mozart und Beethoven, wobei ich allerdings etwas Chinesisches vorgezogen hätte.

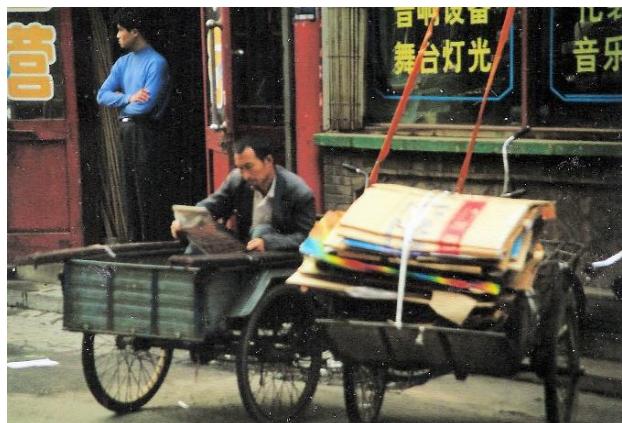
In Luoyang

Am Vormittag dieses zweiten Tages in Luoyang brachte uns der Bus zunächst in die Altstadt. Frau Wan entließ uns mit den Worten:

„Wenn Sie von hier aus losgehen, werden Sie viele kleine Straßen und Gäßchen mit alten Häusern finden und weiter hinten sogar Reste der Stadtmauer entdecken.“

Sie hatte Recht. Die kleinen Gassen mit den Reihen der Hutonghäuser, das Grün der Platanen, das Rot der Laternen und der Menge von geschäftigen Menschen boten ein typisches Bild chinesischen Lebens. Abgekoppelte Fahrradanhänger dienten als Verkaufstand für Obst und Gemüse, oder waren auch einmal zur Sitzfläche umfunktioniert, auf der es sich gut Zeitung lesen ließ.

An den Bäumen flatterten Spruchbänder mit den Warenangeboten, wobei die chinesischen Schriftzeichen von oben nach unten zu lesen waren. Manchmal musste man auch sperrigen Lasten ausweichen, etwa auf dem Rad transportierten riesigen Möbelstücken. Wenn auch für die Chinesen alltäglich, so war das für uns doch alles höchst interessant, und es wurden viele Fotos geschossen.



Als uns der Bus wieder aufgesammelt hatte, ging es zum Tempel des weißen Pferdes am Südostrand der Stadt. Es schien eine bekannte Sehenswürdigkeit zu sein, wie die vielen vor den Toren aufgebauten Buden und Verkaufsstände vermuten ließen. So war es auch. Denn nicht nur wir, sondern Massen von chinesischen Tagesbesuchern wollten das Kloster sehen, und so mancher kam an den Ständen nicht vorbei, ohne irgendeinen Ramsch gekauft zu haben.

Nachdem wir mit unserer Gruppe die ausgedehnten Höfe und Gärten betreten hatten, gab uns Frau Wan nach kurzer Erläuterung der Historie Gelegenheit, das Kloster auf eigene Faust zu erkunden.

„Schon wieder neue Tempel, das wird mir langsam etwas viel. Da kann man hinterher nicht mehr unterscheiden, was man alles gesehen hat“, meinte ich zu meiner Frau, die zustimmend nickte.

„Ich habe heute auch keine Lust darauf, lass uns doch einfach nur im Garten spazieren gehen“.

Auch dort gab es genug Interessantes so sehen. Wir beobachteten zum Beispiel einige alte Männer, die noch ihre Mao-Jacken trugen, sowie eine uralte Frau in winzigen Schuhen. Dabei fiel uns die alte chinesische Sitte ein, dass es für Frauen als vornehm galt, möglichst kleine Füße zu haben, die in der Kindheit absichtlich am Wachsen gehindert worden waren. Um solch einen Fall musste es sich hier handeln.

Auf dem Spaziergang konnten wir auch einige Stellen bewundern, Steintafeln mit chinesischer Kryptographie, auf denen die schön geschwungenen Zeichen der Bilderschrift von oben nach unten zu lesen waren.

In der Mitte der Anlage befand sich ein kleiner Tempel, der durch den Dunst verursachten wunderbar weichen Farben mitten in Rosenbeeten eingebettet lag. So konnten wir dem Smog sogar noch etwas Gutes abgewinnen.



Als wir das Kloster wieder verlassen hatten, sahen wir auf dem Vorplatz einige in auffallend rot-grünen Kostümen gekleidete Frauen, die sich in anmutigen Bewegungen hin und her wiegten.

„Was ist denn da los?“ fragte einer Frau Cha.

Die erkundigte sich gleich und konnte uns aufklären:

„Es ist eine Tanzgruppe, Rentninnen, die sich durch ihre Aufführungen etwas Geld nebenher verdienen wollen.“

Als wir sie noch bewunderten, gab plötzlich einer der dazu gehörenden Männer mit der Trommel den Takt vor und der Leiter der Gruppe führte die Damen zum Tanze im Kreis. Fast unsere ganze Reisegruppe sprang mit Videokamera und Fotos Bilder schießend um die Tanzenden herum. Dafür hatte Frau Wan leider keinen Blick übrig, sondern war schon zum Bus unterwegs, so dass Frau Cha zur Eile antreiben musste:

„Ich verstehe ja, dass sie gerne noch länger zusehen würden, aber wir müssen weiter, Frau Wan wartet schon am Bus.“

Wir hätten uns gewünscht, dass man sich besser auf solche unerwarteten Ereignisse eingestellt und uns genug Zeit dafür gelassen hätte, anstatt stereotyp das Programm herunter zu spulen.

Im Bus auf dem Weg zurück zur Stadt offerierte uns Frau Wan das Angebot für ihr fakultatives Zusatzprogramm:

"Wenn sie noch etwas mehr von der Gegend hier sehen wollen, der berühmte Gelbe Fluss liegt nur etwa 40 Kilometer südlich von Luoyang.

„Ja, den Gelben Fluss würden wir schon gerne sehen“, begeisterten sich sofort einige der Reisekollegen.

„Dort gibt es interessante Wohnhöhlen aus der Kaiserzeit, aber auch Felswohnungen aus dem Altertum,“ fuhr Frau Wan fort.

„Ich kann den Bus heute Nachmittag für eine Fahrt dorthin bekommen, falls mindestens zehn Personen sich daran beteiligen. Aber diese Tour ist nicht im offiziellen Programm enthalten, so dass dafür extra bezahlt werden muss. Sie kostet 40 Yuan pro Person.“

Wie nicht anders zu erwarten, waren die Meinungen sehr geteilt. Einige zeigten sich auf Anhieb begeistert, dorthin fahren zu können, weil sie wohl alte Romane über China im Kopf hatten, in denen der Gelbe Fluss eine Rolle spielte. Andere aus der Gruppe wollten aber durchaus nicht mitmachen, sondern nach dem Mittagessen lieber eine Ruhepause im Hotel einlegen. So auch wir, denn meine Frau hatte schon den ganzen Tag über geschwollene Füße geklagt, wahrscheinlich verursacht durch das lange, beengte Sitzen im Bus, so dass eine weitere Fahrt am heutigen Tag nicht in Frage kam.

Jetzt regten sich auch noch die Sportler in der Gruppe mächtig auf. Herr Auser gab ihre Befürchtungen wütend weiter:

„Frau Cha, ich möchte am Namen einiger anderer unserer Gruppe daran erinnern, dass im Reiseplan bereits für gestern eine Radtour vorgesehen war, die ausgefallen ist. Wenn sie heute noch zum Gelben Fluss wollen, und morgen vor der Abreise der geplante Museumsbesuch stattfindet, ja wann fahren wir denn mit den Rädern?“ Und zu seinen Mitstreitern im Bus gewandt:

„Ich werde heute Abend noch beim Reiseveranstalter in Deutschland anrufen und mich über die dauernden Änderungen des Programms beschweren!“

Eine solche Beschwerde erschien mir zwar übertrieben, aber ansonsten musste ich ihm diesmal Recht geben. Mir gefiel es genau so wenig, dass das Sportprogramm den kommerziellen Interessen des lokalen Reisebüros vielleicht zum Opfer fallen würde. Auch Frau Cha merkte, dass hier ein Konflikt zu entstehen drohte, besprach sich kurz mit Frau Wan und lenkte ein:

„Natürlich dürfen und wollen wir das Fahrradfahren nicht ausfallen lassen. Die Tour zum Gelben Fluss wird etwa zwei bis drei Stunden dauern. Wenn wir gleich nach dem Mittagessen losfahren, dann werden wir um vier Uhr zurück sein und können dann nach einer kurzen Pause auf die Fahrräder steigen.“

Und Frau Wan ergänzte:

„Die Räder sind auf jeden Fall für den Nachmittag schon angemietet und stehen für Sie bereit.“

Das beruhigte Herrn Auser und seine Mitstreiter vorerst einmal.

Frau Wan führte uns jetzt zum Mittagessen in ein schönes Restaurant mit phantasievoll bunter Fassade und kantonesischer Küche, was die sonst so sachlich trockene Frau sogar zu einem kleinen Witzchen hinreißen ließ:

„Diese Küche ist in ganz China berüchtigt. Man sagt, die Kantonesen essen alles, jedenfalls alles, was in der Luft fliegt außer Flugzeugen, alles was im Wasser schwimmt außer Schiffen und alles was vier Beine hat außer Tischen.“

Schon in der Eingangshalle wurde sie eindrucksvoll bestätigt. Es gab nicht nur Bassins mit allerlei seltsamen Fischen, nein da standen auch Plastikbehälter auf den Boden, in denen sich Schlangen wanden, Schildkröten krabbelten, Frösche zappelten. Fasziniert, aber mit einem gewissen Schauder sahen wir zu.

„Igitt, hoffentlich haben wir die heute nicht auf dem Teller“, erschreckten sich einige aus der Gruppe.

„Nein, nein“, da brauchen Sie keine Befürchtungen zu haben,“ tröstete sie Frau Wan, „die sind für die ganz exklusiven Gerichte und selbst für Chinesen nicht alltäglich.“



So war es auch. Auf unseren Touristenplatten landete in der Tat keines dieser Tierchen. Vielmehr waren unserer Gerichte ganz normal, und dennoch außergewöhnlich schmackhaft, mindestens eine Klasse besser als in Shaolin. Die kantonesische Küche hatte es, glaube ich, allen angetan.

Kaum saßen wir wieder im Bus, da kam der nächste Ärger hoch. Der Busfahrer hatte während der Diskussion bisher geschwiegen, doch nun sprach er erregt auf Frau Wan ein, natürlich in Chinesisch, so dass wir nicht verstehen konnten, was er wollte. Aber dass er sehr aufgebracht war, konnte man nicht überhören. Es musste sich auf die weiteren Aktivitäten beziehen, denn Frau Wan wandte sich sogleich mit rotem Kopf an uns:

„Meine Damen und Herren, wir sind jetzt schon in der Südstadt nahe der Straße zum Gelben Fluss. Das Hotel liegt aber im nördlichen Teil. Das heißt, der Busfahrer muss durch die ganze Stadt hin und zurück fahren. Er weigert sich und sagt mir, das sei in dem für heute ausgemachten Preis nicht enthalten. Ich schlage vor, sie überlegen sich noch einmal, ob nicht doch alle zum Gelben Fluss mitfahren wollen.“

Das wurde von denen, die sich schon dagegen entschieden hatten, also auch von meiner Frau und mir, mit einiger Empörung zurückgewiesen, so dass Frau Wan etwas ratlos war und erst einmal in ihrem Büro zurückfragte. Wenig später konnte sie uns eine positive Nachricht übermitteln:

„Man hat sich mit dem Busfahrer geeinigt. Er fährt jetzt gleich zum Hotel. Dort können alle diejenigen aussteigen, die nicht zum Gelben Fluss kommen wollen. Der Rest bitte sitzen bleiben, der Bus fährt sofort weiter, damit wir nicht zu spät zurück sind.“

Es herrschte immer noch eine gereizte Stimmung, als Frau Cha das Mikrofon nahm und sich zur Gruppe umdrehte:

„Nachdem Sie nun bald eine Woche in unserem Land sind, interessiert es Sie vielleicht, einige chinesische Worte zu lernen. Ich denke dabei nicht ans Schreiben unserer Zeichen, dazu braucht man lange Übung. Aber viele Worte sprechen sich ganz einfach aus. Haben Sie Lust auf eine kleine Lektion?“

„Ja, prima“, hörte man hier und „natürlich, das finden wir gut“, hörte man dort, so dass Frau Cha sich ermutigt fühlten konnte, ihre erste Übung zu beginnen.

„Am besten wir fangen mit Guten Tag an, passen Sie auf!“ Sie sagte „miau“ und alle lachten.

„Da lachte auch sie befreit auf, meinte dann aber:

„Nein, „Guten Tag“ auf Chinesisch klingt zwar ähnlich, wird aber doch etwas anders ausgesprochen. Ich sage es noch einmal vor, hören Sie genau hin:

„Ni hao“

Und jetzt bitte nachsprechen. Im ganzen Bus dröhnte es im Chor „Ni hau“, indem alle aus dem „ao“ ein „au“ machten.

„Sehr gut“, ermunterte uns Frau Cha, „Sie können das erste chinesische Wort.

Alle klatschen ihr und sich selbst begeistert Beifall.

„Nun ist noch Zeit für ein zweites Wort, das Sie auch immer wieder gebrauchen können, nämlich „Danke“. Auf Chinesisch heißt das „xie xie“. Ich sage es vor und Sie sprechen alle wieder nach, ok?“

Als sie es vorsagte, klang es wie „chie chie“.

Als wir es nachsprachen, machten wir es uns noch einfacher und schrien „che che“.

„Noch nicht ganz die richtige Aussprache, aber man wird Sie verstehen“, meinte Frau Cha, „wir werden genug Gelegenheiten zu weiteren Lektionen haben. Für heute will ich Sie nicht länger beanspruchen.“

Die Stimmung war gerettet. Zufrieden verschwand die zierliche Frau in den Polstern ihres Sitzes.

Am Hotel wurde ausgemacht, dass die Radtour um Viertel nach vier beginnen sollte. So schnell wie der Bus abgefahren war, so schnell waren wir in unserem Hotelzimmer verschwunden. Die Füße meiner Frau waren tatsächlich stark angeschwollen und drückten sie sehr. Sie legte sich gleich ins Bett, und ich machte ihr kalte Umschläge, um danach an meinem Tagebuch zu schreiben. Es dauerte jedoch nicht lange, da ging mir das Schreibpapier aus, genug Grund für einen kleinen Spaziergang, um ein Geschäft zu suchen, in dem ich einen neuen Block kaufen konnte.

„Das nächste Kaufhaus liegt ziemlich weit entfernt von hier in der Innenstadt. Sie nehmen am besten ein Taxi“, riet man mir an der Rezeption.

Ich hatte jedoch wenig Lust, in sprachliche Verwirrungen zu geraten und zog zu Fuß los, in der Hoffnung einen Laden um die Ecke zu finden. Tatsächlich brauchte ich nicht weit zu gehen. Knapp jenseits des Restaurants, in dem wir gestern zu Abend gegessen hatten, gab es einige Geschäfte. Mit Interesse registrierte ich einen riesigen Laden mit Handys, der Boom schien also schon bis China gekommen zu sein. Dort konnte ich auch einen Schreibblock bekommen und hatte mir die Suche nach einem Kaufhaus erspart.

Zurück im Hotel wurde es mir etwas langweilig auf dem Zimmer.

„Mach doch die Radtour mit, wenn du willst. Ich bin ja nicht krank, sondern nur etwas schlaff und auf Radfahren habe ich heute überhaupt keine Lust. Ich bleibe lieber im Bett und ruhe mich mal richtig aus“, meinte meine Frau schlaftrig.

Dieses Angebot nahm ich dankbar wahr, zog meine kurzen Jeans an, wickelte noch schnell einen kalten Umschlag um die Füße meiner Frau und machte mich auf dem Weg zur Rezeption.

Die anderen waren zurück vom Gelben Fluss und bereits wieder beim Einstiegen in den Bus. Denn die Fahrräder standen diesmal nicht am Hotel bereit, sondern wir mussten zu einem Verleih ein Stück entfernt fahren.



Dort schnappte sich wieder jeder ein Rad. Noch schnell wurden Schlüssel für die Fahrradschlösser verteilt, Reifen aufgepumpt und einige Sättel verstellt, dann konnte es losgehen. Ich hatte eine besonders verrostete Scherbe erwischt und musste befürchten, dass mir das Schutzblech unterwegs abfallen würde, denn es klappte schon besorgniserregend.

Schöne breite Fahrradwege wie in Peking gab es hier nicht, vielmehr mussten wir meistens auf der normalen Autostraße fahren und hatten mit dem Verkehr der Rushhour zu kämpfen, bis wir in ruhigere Seitenstraßen einbogen. Wenn die lokale Reiseleiterin uns Typisches von Luoyang zeigen wollte, dann durften die Fabriken dieser Industriestadt nicht fehlen. In der Tat führte sie uns zu einem Traktorenwerk mit hohen Schornsteinen und einem mächtigen Mao-Standbild auf dem Platz vor dem Eingang.

„Es wäre doch interessant, solch eine Fabrik zu besichtigen“, meinte ich zu Frau Wan.

„Nein“, antwortete sie, „das geht leider nicht. Dafür bringe ich sie jetzt zu einer typischen Marktstraße, wo sie bummeln und Obst einkaufen können.“

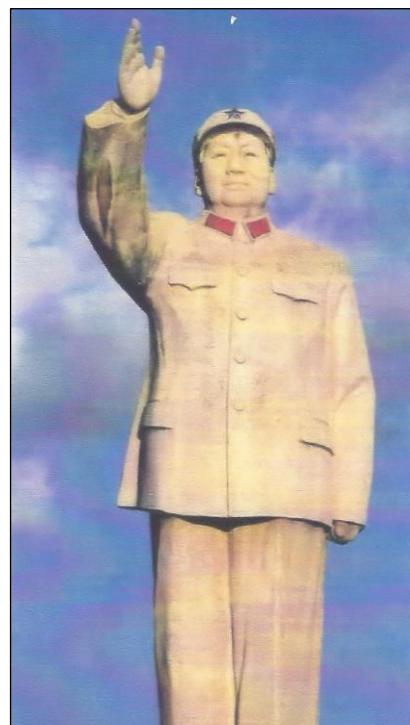
Als wir diese im nächsten Stadtviertel erreicht hatten, ermahnte uns Frau Wan:

„Bitte stellen Sie die Fahrräder auf dem Gehsteig ordentlich in Reihe und vergessen Sie nicht, sie abzuschließen. Frau Cha begleitet Sie zum Markt, ich bleibe hier und passe auf, dass nichts fortkommt.“

Fahrradschlösser, Abschließen und Bewachen schien wirklich ein Thema zu sein, woraus man schließen konnte, dass auch in China schon der Fahrradklau umzugehen schien. Wer hätte das gedacht.

Der Bummel über die Marktstraße war höchst interessant. Es gab viele Obststände mit grünen Apfelsinen und glattpolierten, sauber gewaschenen Birnen, kleinen Bananen, roten Trauben und vielerlei Sorten von Äpfeln. Ich erstand einiges Obst fürs Abendessen.

An einem anderen Stand wurden die berühmten hundertjährigen chinesischen Eier verkauft. Sie waren ohne Schalen in einem seltsamen Sud präpariert und hatten eine furchtbar grünschwarze Farbe, sahen in der Tat uralt, ja ein wenig ekelig aus. Frau Cha, die mit uns gekommen war, meinte jedoch:



„Diese Eier sind eine große Spezialität, die sie einmal probieren sollten.“

Sie kaufte eines, machte es auf und bot Stücke an. Man schreckte zurück und wendete sich ab und leise hinter vorgehaltener Hand meinte jemand sogar:

„Igitt, die sehen ja schrecklich aus, so etwas würde ich nie essen.“

Zum Glück hatte das Frau Cha nicht gehört, sondern freute sich, dass unser mutiger Kollege aus Hamburg, der bei jedem Wetter mit kurzen Hosen herumlief, ein Stückchen nahm und es probierte. Mit süßsaurer Mine wollte er uns weismachen, die könnte man essen, überließ den Rest aber Frau Cha, die das Ei anscheinend mit Genuss verspeiste.

Es gab sogar einen Stand, an dem Kaffeestückchen angeboten wurden, was ich bisher in China noch nie gesehen hatte. Daran kam ich nicht vorbei, ohne zwei zu kaufen. Vor einem der Budenlokale hingen die berühmten kandierten Enten, so wie ich es eigentlich überall in China erwartet hatte, die man jedoch eher selten sieht, vermutlich weil Entenfleisch zu teurer ist, als dass es sich viele leisten können.

„Sigst, da hat's sogar Schweinshaxn und Spanferkel hat's auch“, wunderte sich Franz, als wir eine andere Bude passierten.

Es gab auch Garküchen mit Bänken davor, an einer spielte gar eine Polizeikapelle, die ihren Saxophonen die unmöglichsten Töne entlockte.

Als wir den Markt verließen, war es schon lange nach sechs Uhr, so dass es langsam dämmrig wurde. Wie würden wir zurückfinden? Man muss bedenken, dass wir ganz normale Fahrräder bekommen hatten, wie sie der einfache Chinese fährt. Die haben natürlich keine Lampen, denn solch ein Luxus ist da nicht bekannt. Zum Glück fuhren wir nun auf größeren Straßen, wo es meistens genügend Licht gab. Trotzdem war es manchmal so düster, dass man kaum noch sah, wo man entlangfuhr und den Gegenverkehr der Fahrradfahrer erst recht spät erkennen konnte. So waren wir heilfroh, den Verleih ohne Schäden erreicht zu haben. Sogar das Schutzblech meiner alten Scherbe hatte gehalten!

Als wir im Hotel zurück waren und sich Frau Wan verabschiedet hatte, rief uns Frau Cha noch einmal zusammen:

„Wie sie wissen, ist morgen die Bahnfahrt nach Xi'An vorgesehen. Beim Mittagessen lasse ich wieder zwei Umschläge rumgehen, um für Frau Wan und unseren Busfahrer zu sammeln. Ist jemand bereit, ihr das Trinkgeld mit einigen Dankesworten zu übergeben?“

Verlegenes Schweigen, Blicke auf den Boden, ja nicht festnageln lassen, war die Parole. Da ich zu den Ältesten der Gruppe gehörte, fühlte ich eine gewisse Verantwortung, in die Bresche zu bringen und Frau Cha nicht im Regen stehen zu lassen:

„Ok, ich mache es“, sagte ich kurz und bündig. Nicht nur Frau Cha nahm es dankbar zur Kenntnis.

Als ich zurück ins Zimmer kam, erwartete mich meine Frau schon. Sie war wieder wach und fühlte sich deutlich besser:

„Ich bin froh, dass ich hiergeblieben bin. Es hat mir gutgetan, einfach im Bett zu bleiben. Wie war es denn?“

Ich erzählte ihr von unseren Erlebnissen, während wir das Obst vom Markt verspeisten. Da hörten wir unten auf der Straße ein deutlich lautes Krachen. Wir stürzten zum Fenster und sahen einige Menschen um ein in seltsam verkehrter Richtung stehendes Taxi versammelt. Doch ein zweites Auto schien in den Unfall nicht verwickelt zu sein. Doch sahen wir ein Fahrrad liegen, also hatte es einen Radfahrer erwischt.

„Das kann ich mir nach der Radtour von heute Nachmittag bei der hiesigen Fahrweise gut ausmalen“, bemerkte ich zu meiner Frau.

„Na, um s besser, dass ich nicht mitgefahren bin“, konterte sie.

Recht schnell hörte man das Tattü von einem Krankenwagen. Der anscheinend schlimm Verletzte wurde gleich am Boden verarztet und dann mit dem Krankenwagen weggefahren. Die Menschen standen noch lange herum, bis sie sich zerstreuten.

„Weißt du was“, meinte meine Frau plötzlich, „eigentlich ist es mir jetzt zu langweilig, noch länger auf dem Zimmer zu bleiben. Was haben denn die anderen gesagt, was sie noch unternehmen wollen?“

„Ich glaube, die wollen nicht mehr viel machen, sondern sich nur noch in der Hotelbar treffen“. Mehr wusste ich auch nicht.

„Also wir könnten runtergehen, wegen mir brauchst du dir keine Sorgen zu machen.“

Damit hatte ich gar nicht gerechnet und freute mich umso mehr, dass sie so schnell wieder unternehmenslustig geworden war. Unten trafen wir unsere halbe Reisegruppe beim Bier vereint. Auch heute gab es wieder klassische Musik am Klavier und es wurde noch eins draufgesetzt. Eine ausgebildete Sängerin trug einige Lieder vor. Sie war wirklich sehr gut, so dass sie auch viel Beifall von uns bekam. So ging der zweite Abend in Luoyang zu Ende.

Am nächsten Morgen packten wir bereits wieder und stellten die Koffer auf den Gang vor das Hotelzimmer, denn am frühen Nachmittag war die schon erwähnte Bahnfahrt vorgesehen, die uns zu unserem nächsten Ziel, die Stadt Xi’An führen sollte. Zuvor stand jedoch ein Besuch im Provinzmuseum von Luoyang auf dem Plan.

Der Bus brachte uns zum Museumsgebäude, wo Frau Wan die Führung übernahm. Es gab viele Kunst- und Gebrauchsgegenstände aus der Geschichte der Provinz zu sehen. Eine chinesische Traktorenfabrik hätte ich allerdings lieber besichtigt.

Nun folgte ein gemeinsames Mittagessen, das ich kaum in Erinnerung behalten habe. Das lässt vermuten, dass die Qualität eher unterdurchschnittlich gewesen sein muss. Dabei gingen wieder zwei Umschläge zur Sammlung der Trinkgelder für Frau Wan und den Busfahrer herum.

Nach dem Mittagessen fuhr uns der Bus zum Hauptbahnhof der Stadt. Während der Fahrt gab Frau Cha mir einen Wink und drückte mir die Umschläge in die Hand. Wegen der Änderung des Programms für die Radtour und dem Streit mit dem Busfahrer wegen der Fahrt an den Gelben Fluss war die Zusammenarbeit mit Frau Wan nicht so ganz harmonisch gewesen. Erst gedachte ich eine Bemerkung darüber zu machen, ließ es dann aber bleiben, damit das Gesicht der guten Frau gewahrt blieb. Ich zog mich mit einer Kurzwiederholung des Programms und einigen Dankesworten aus der Affäre:

„Frau Wan, ich möchte Ihnen im Namen unserer Gruppe für ihre Reiseleitung und Organisation vielmals danken. Das Kloster Shaolin sowie die Kungfu Darbietung haben, glaube ich, nicht nur mich sehr beeindruckt. Die Longmen-Grotten waren eine fantastische Sehenswürdigkeit. Viele schöne Fotomotive hat uns auch die Altstadt geboten, und die kantonesische Küche hat uns begeistert. Wir werden Luoyang in guter Erinnerung behalten. Als Anerkennung darf ich Ihnen diesen Umschlag überreichen und diesen hier für den Busfahrer“, hielt ich ihr die Umschläge hin, die sie dankend übernahm.

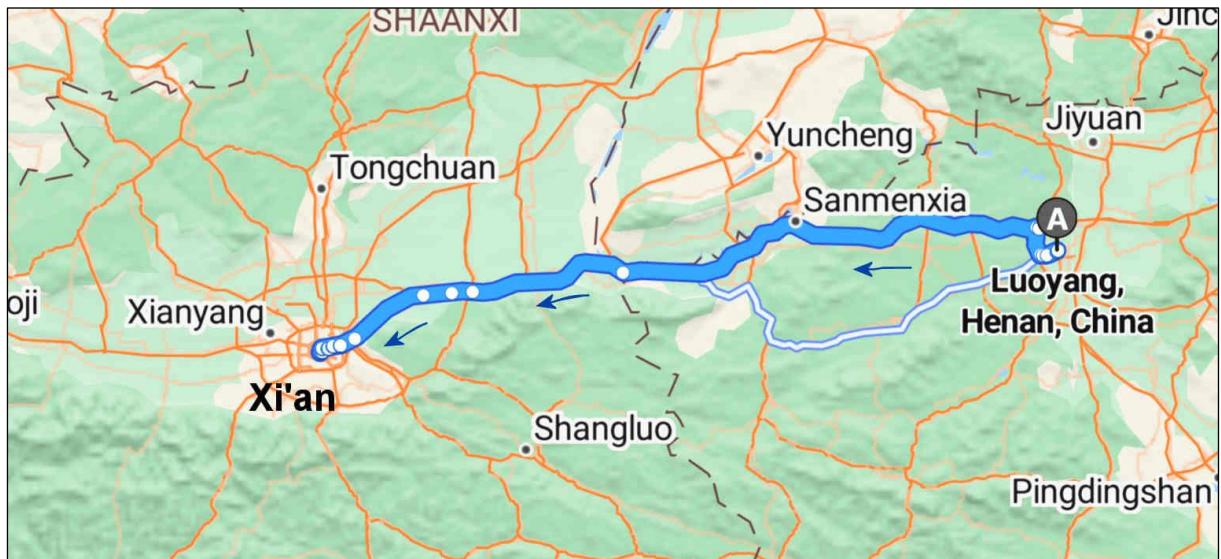
Das wurde vor allen von Frau Cha, die vielleicht Peinliches befürchtet hatte, mit Erleichterung aufgenommen. Frau Wan schien jedenfalls erfreut über meine Worte gewesen zu sein.

Inzwischen hatten wir den Hauptbahnhof von Luoyang erreicht. Durch einen Seiteneingang geleitete uns Frau Wan zur Wartehalle für die Reisenden der Soft Seats und verabschiedete sich von uns. Danach verteilte Frau Cha die Fahrkarten. Als sie zu mir kam, meinte sie in vertraulichem Ton:

„Unser Zug fährt mit Doppelstockwagen, aber ich konnte für die ganze Gruppe nur zwei Plätze im oberen Stock bekommen“, und drückte mir die Tickets in die Hand.

„Die sind für sie und Ihre Frau als kleine Anerkennung für Ihre Dankesrede an Frau Wan.“

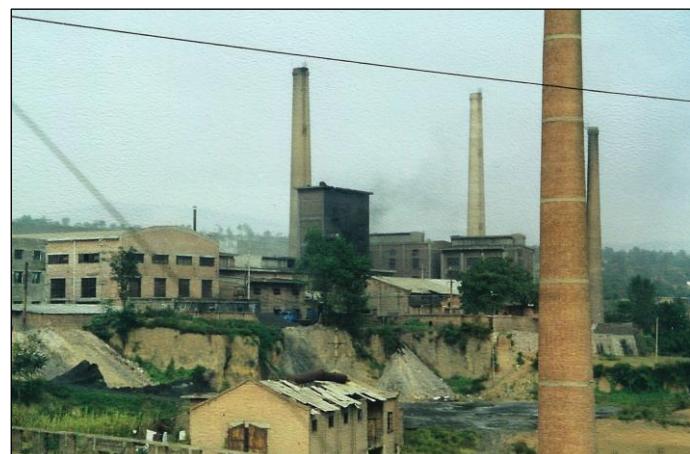
„Aha“, dachte ich, „da schien sie doch Kritik befürchtet zu haben, gut dass ich mich zurückgehalten habe.“



stellte. Wir führten eine nette Unterhaltung auf Englisch.

Zwischendurch beobachtete ich die Landschaft draußen. Bald hatten wir die Vororte von Luoyang verlassen und fuhren über Land. Es wurde so gut wie nur Mais angebaut, und auf den hier üblichen Flachdächern der Bauernhöfe leuchtete es gelb von den zum Trocknen ausgelegten Körnern. Es waren aber nicht nur Bauernhöfe in dieser Gegend, sondern dazwischen tauchten immer wieder Fabriken der Schwerindustrie mit hohen Schornsteinen und kaum zu überbietender Hässlichkeit auf. Sie verursachten einen solch starken Smog, dass die Landschaft in einem düsteren Nebel eingehüllt war. Selbst die schönen Lößterrassenlandschaften, die zwischendurch einmal auftauchten, verschwammen im Smog, dass das Auge tränkte, und ein klares Foto so gut wie

Kurz vor Einfahrt des Zuges führte uns Frau Cha auf den Bahnsteig. Wir mussten uns durch Menschmassen unseren Weg suchen, denn es waren sehr viele Leute unterwegs, da die Nationalfeiertagsferien zu Ende gingen. Meine Frau und ich hatten tatsächlich Plätze mit hervorragender Aussicht. Uns gegenüber saßen ein älterer und ein jüngerer Mann, Australier von einer anderen Reisegruppe, wie sich bald heraus-



unmöglich war. Viele mit Kohle und Erz beladene Güterzüge kamen uns entgegen, selten auch einmal ein Personenzug mit Doppelstockwagen.

Unser Expresszug hielt nur an den Bahnhöfen der größeren Städte. Einmal stiegen Franz und meine Frau aus, um eine Zigarette zu rauchen. Die Schaffnerin, die an der Tür in militärisch gerader Haltung Wache hielt, sah ihnen missbilligend zu, dann klatschte sie in die Hände, hopp, hopp einsteigen, sollte das wohl heißen.

„Das hätte sie sich sparen können“, empörte sich meine Frau, „so kann man nicht mit Gästen aus anderen Ländern umgehen.“

Kaiserstadt Xi'An und die Terrakottaarmee

Es war schon früher Abend, als wir nach etwa sechs Stunden Bahnfahrt Xi'An erreichten. Wir waren kaum ausgestiegen, da wurden wir schon auf dem Bahnsteig von einer Dame in einem schicken, blauen Hosenanzug empfangen:

„Hallo, ich bin Frau Tschen. Ich darf sie in Xi'An herzlich begrüßen und werde sie hier betreuen. Bitte folgen sie mir, auf dem Parkplatz am Bahnhof wartet unser Bus.“

Es war Sonnabend und viele Ausflügler kehrten bereits von ihren Urlaubstage nach dem Nationalfeiertag zurück, so dass wir in eine große Menschenmenge auf dem Bahnsteig und im Bahnhofsgebäude gerieten und Frau Tschen ein blaues Fähnchen ständig hochhalten musste, damit wir den Anschluss nicht verloren. Durch ein scheinbar unentwirrbares Menschenknäuel draußen auf dem Bahnhofsplatz suchte sie sich unbeirrt ihren Weg, bis wir vor dem wartenden Bus ankamen. Es war faszinierend, wie reibungslos die Organisation klappte.

Kaum waren wir abgefahren, da erhielten wir von Frau Tschen auch schon Erläuterungen über die Geschichte Xi'Ans:

„Im zweiten Jahrhundert vor Christus lebte in Xi'Anyang, 40 km nördlich von hier der Fürst von Qin, Shihuangdi. Er besiegte in einem zehnjährigen Feldzug alle anderen Teilstaaten in China, rief sich im Jahre 221 vor Christus zum ersten Kaiser Chinas aus, begründete die Qin-Dynastie und machte Xi'Anyang zur Reichshauptstadt. Dieser Herrscher war es auch, der für sein späteres Grab als Beigabe die berühmte Terrakottaarmee anfertigen ließ, die natürlich an erster Stelle unseres Besichtigungsprogramms steht und die sie morgen sehen werden.“

Nach einer kleinen Kunstpause fuhr sie fort:

„Das heutige Xi'An wurde dagegen erst in Jahre 582 nach Christus gegründet und war im Verlauf von mehr als tausend Jahren die Hauptstadt von 11 Dynastien. In der Tang-Dynastie zwischen 600 und 900 nach Christus war Xi'An mit einer geschätzten Einwohnerzahl von 1 Million die vermutlich größte Stadt der Welt zu dieser Zeit. Als Ausgangspunkt der Seidenstraße war sie zudem immer eine wichtige Handelsmetropole gewesen.“

Das Zentrum und die Altstadt sind von einer Stadtmauer umgeben, die bis heute erhalten ist. In der Neuzeit hat sich Xi'An zu einer Großstadt entwickelt und besitzt heute einschließlich der Außenbezirke 5 Millionen Einwohner. Es liegt etwa 1200 km südwestlich von Peking und ist ein Verkehrsknotenpunkt im Landesinneren von China.“

Als sie dies alles erklärt hatte, stellte Frau Tschen kurz das Programm für die nächsten zwei Tage vor und informierte uns, dass unser Hotel in der Oststadt etwas außerhalb des Zentrums gelegen sei. In diesem Augenblick fuhren wir gerade an der beleuchteten Stadtmauer entlang. Das war ein guter Anlass für sie, uns ihr lokales, kostenpflichtiges Zusatzprogramm anzubieten, so eilig hatte sie es, ihr Business zu machen.

„Die Altstadt ist am Abend im Lichterglanz am schönsten anzusehen, aber am Tage eher etwas grau und fade“, versuchte sie uns zu ködern.

„Alle Häuser und Anlagen sind wunderschön beleuchtet. Das muss man einfach gesehen haben, sonst hat man in Xi'An etwas versäumt“, fuhr so fort.

„Wenn sich mindestens zehn Teilnehmer entschließen würden mitzumachen, könnte ich eine abendliche Busrundfahrt durch die Stadt organisieren. Das würde nur 40 Yuan pro Person kosten.“

Tatsächlich sagten die meisten der Gruppe zu, meine Frau und ich aber enthielten uns, da uns das offizielle Besichtigungsprogramm schon genug war.

Vielmehr machten wir uns kurz nach der Ankunft im Hotel mit Franz und Susanne, die einen freien Abend ebenfalls vorgezogen hatten, auf die Suche nach einer Gelegenheit fürs Abendessen. Als wir es geschafft hatten, die dicht befahrene Hauptstraße vor dem Hotel überquert zu haben, ohne unter die Räder gekommen zu sein, fanden wir eine Seitengasse mit Garküchen und vielen kleinen, einfachen Restaurants, wo es "very local" zuging. Das war nach unserem Geschmack. Im letzten Restaurant links bekamen wir Bier und einfaches aber ordentliches Essen.

„Hallo“, hörten wir plötzlich deutsche Laute vom Nachbartisch, „wie kommt denn ihr nach Xi'An? Wohl auf einer Rundreise unterwegs?“

„Ja, das ist richtig“, bestätigten wir und fragten „was machen Sie in Xi'An?“

„Wir sind Ingenieure und arbeiten beim Aufbau einer Lackfabrik mit - und abends, da saufen wir manchmal einen, das chinesische Bier ist ja nicht schlecht, stimmt's Paul?“

Der andere grunzte nur noch etwas vor sich hin. Auf ihrem Tisch hatte sich schon eine Batterie von Bierflaschen angesammelt. Nüchtern waren die beiden jedenfalls schon lange nicht mehr. Grund war vermutlich der Frust, der sich nach der ersten Euphorie eines Chinaaufenthalts breit machen muss, wenn man vielleicht Monate lang hier in der Provinz festsitzt, sich kaum verständigen kann, das Fernsehprogramm nicht versteht, kurzum die Abende nicht anders füllen kann, als sich volllaufen zu lassen.

Morgens nach dem Frühstück begann ein langer Besichtigungstag. Zuerst fuhren wir mit dem Bus zur großen Wildganspagode. Beim Aussteigen umringten uns sofort wieder die Straßenverkäufer, die zumeist Ansichtskarten verkaufen wollten. Hinter dem Eingang zum Pagodenpark waren sie schlagartig verschwunden, denn drinnen durften sie wohl nicht tätig werden, da gab es nur den offiziellen Freundschaftsladen.

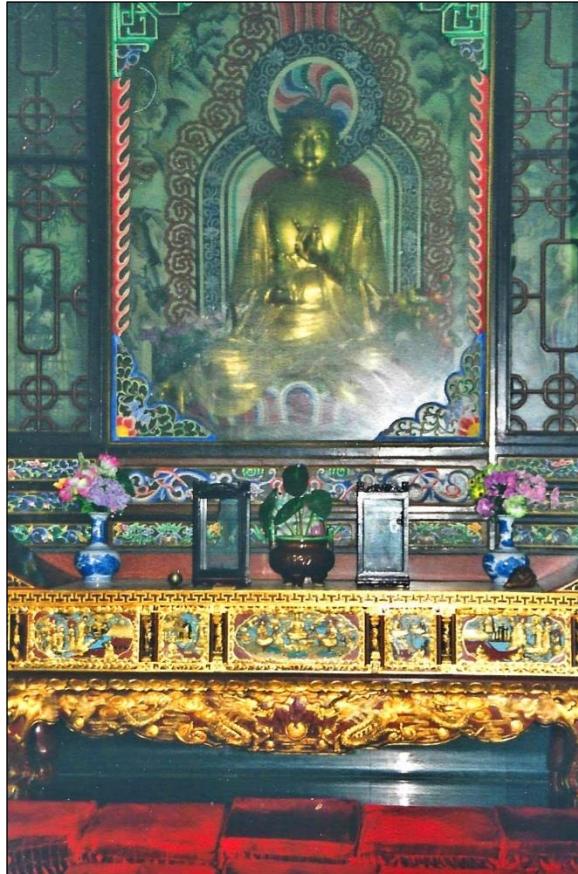


Die große Wildganspagode hat viele übereinander getürmte Stockwerke und ist 64 Meter hoch. In den Tempeln auf dem Gelände waren große vergoldete Buddhafiguren aufgestellt, wie wir das schon in Peking gesehen hatten. Davor konnten die Gläubigen wieder Glück bringende Räucherstäbchen verbrennen.

„Immer drei an der Zahl“, erinnerte sich meine Frau, „je eines für die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, so hat es Frau Cha gesagt“.

In einem Seitenhof gab es schöne Holzmalereien an den Deckenbalken der Hallen und Gänge zu bewundern. Sie stellten das bekannteste, chinesische Landschaftsmotiv, die Karstberge bei Guilin dar, die wir auf dieser Reise auch noch sehen würden. Im obligatorischen Freundschaftsladen waren die Packen Ansichtskarten dreimal so teuer wie draußen. So kam, nachdem wir das Gelände verlassen hatten, doch noch eine Straßenverkäuferin bei mir zum Zuge, der ich einen Packen Ansichtskarten abkaufte, die ich zum Schreiben brauchte.

Es ging indessen gleich weiter zur nächsten Besichtigung, nämlich zum Provinzmuseum das in einem ehemaligen Konfuzius-Tempel beheimatet war. Als wir den ersten Tempel betraten, bemerkten wir gleich, dass es hier nicht um Religiöses ging. Frau Tschen klärte uns wenig später auf:



„Die Pagoden hier haben einen neuen Zweck als Museum gefunden. In ihnen sind über tausend Stelen ausgestellt, die aus dem ganzen Land zusammengetragen wurden.“

„Was meinen sie mit Stelen“, unterbrach sie einer von uns.

„Stelen, das sind die Steintafeln, die sie hier überall stehen sehen, in die Schriften oder Bilder eingraviert sind. Die meisten Stelen enthalten kryptographische Schriftzeichen in Altchinesisch.“

Frau Tschen gab weitere interessante Informationen zu der einen oder anderen Stele, während wir durch einige der Ausstellungsräume wanderten. An einer Stelle bepinselte ein junger Mann eine Stele gerade mit schwarzer Druckerfarbe.

„Hier, sehen sie einmal“, blieb sie davorstehen, „später wird Seidenpapier darüber gespannt und fest angedrückt. Das ergibt seitenverkehrte Abdrücke. Diese Abreibungen von Stelen-Inschriften lassen sich gut an Touristen verkaufen.“

„Warum nicht“, dachte ich mir, „Geschäft ist Geschäft!“

Noch war der ereignisreiche Morgen nicht beendet. Als nächstes fuhr uns der Bus in ein Handy-craft-Center. Gleich am Eingang konnte man einen alten Mann bestaunen, der die große Kunst der Innenflaschenmalerei beherrschte. Wir hatten kaum richtig gesehen, wie er das anstellte, da mussten wir schon weiter:

„Wir müssen uns etwas beeilen“, drängte Frau Tschen, „damit wir unser Programm heute schaffen. Wir kommen jetzt in eine Seidentepich-Knüpferei.“

Zwei auf Rahmen aufgezogene Stücke waren gerade in Bearbeitung, so dass wir den Frauen bei der Arbeit des Knüpfens zusehen konnten. Es würden wunderschöne Brücken werden, das konnte man jetzt schon erahnen. Ein Durchgang führte direkt in eine Verkaufshalle, wo uns einige Teppiche vorgeführt wurden. Von der ja schon als kaufunwillig bekannten Reisegruppe erbarmte sich natürlich niemand, einen Seidentepich zu erste-hen, obwohl sie, ganz ehrlich gesagt, sehr schön waren.

Meine Frau und ich hatten uns wohl etwas zu interessiert gezeigt, so dass die penetrante Verkaufsleiterin ein Geschäft witterte und uns immer wieder mit ungebetenen Vorschlägen überhäufte:

„Dieser hier ist wunderschön, er passt praktisch zu jeder Einrichtung. Ich mache ihnen einen guten Preis.“ Dass wir uns ziemlich abweisend zeigten, schien sie nicht im Gerings-ten zu stören:

„Oder nehmen sie doch die Brücke, die ist auch gut als Wandschmuck geeignet. Wir schi-cken ihnen die Ware natürlich nach Deutschland nach. Sie brauchen sich um Ausfuhr und Zoll nicht zu kümmern.“

„Wir würden uns lieber etwas alleine umsehen“, konnte meine Frau dann doch nicht an sich halten.

„Na gut, bitte“, antwortete die Frau pikiert und wandte sich hochmütig ab.

Inzwischen war die Gruppe schon verschwunden, konnte aber nicht weit sein. Wir durf-ten sie nicht verlieren und machten uns auf die Suche. In der Tat fanden wir sie nur ein Stockwerk höher in einer Jadeschleiferei. Mehrere junge Männer arbeiteten mit Schleif-geräten und Bohrern an einigen halbfertigen Teilen. In einem Verkaufsraum waren sehr viele Stücke, größtenteils aus grüner Jade, ausgestellt. Das war aber mehr oder weniger Nippes und interessierte uns nicht besonders.

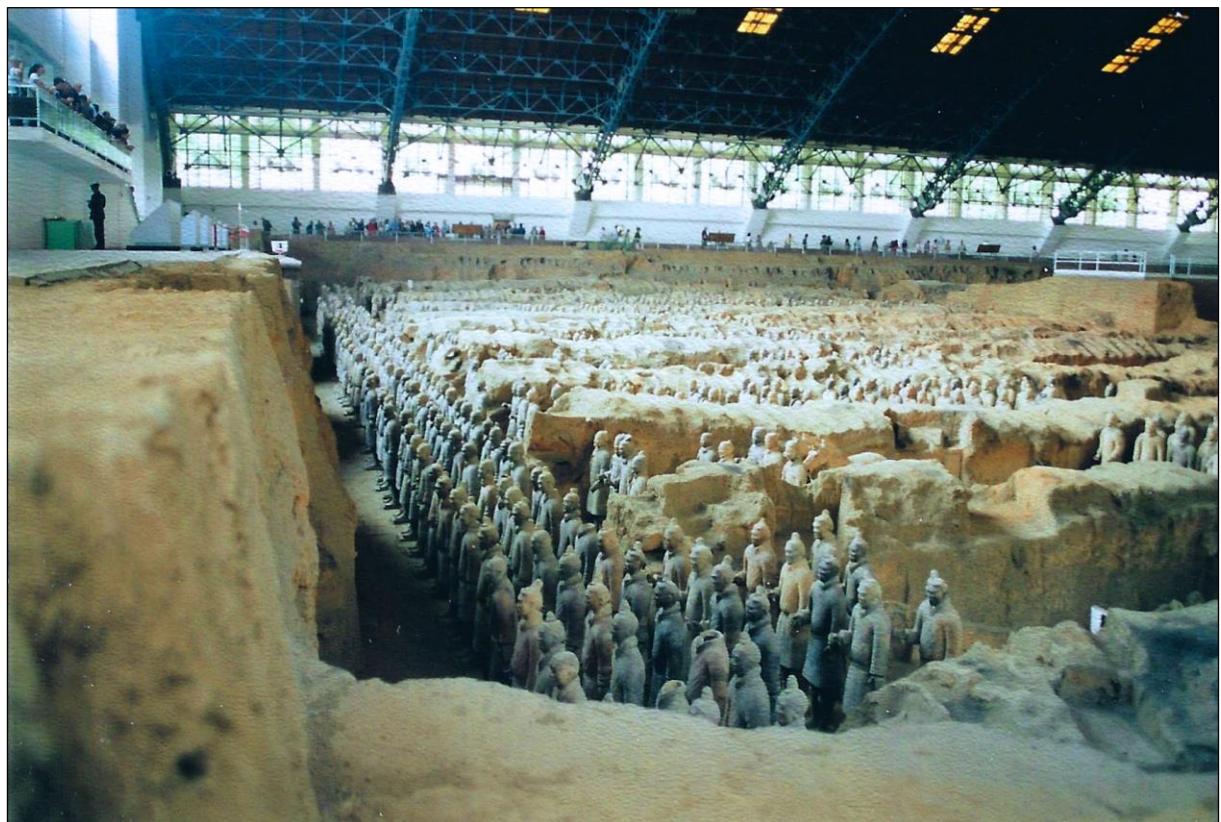
Auf dem Rückweg durch den Teppichsaal fragten wir doch noch einmal schnell nach dem Preis einer mittelgroßen Brücke, die uns sehr gefiel. Zwanzigtausend DM so etwa hätten wir hinblättern müssen - kein Wunder, es war ein Stück mit sehr vielen Knoten, und die sind ja bekanntlich am teuersten.

Terrakottaarmee

Nach dem Mittagessen erwartete uns das nächste große Highlight dieser Chinareise, die weltberühmte Terrakottaarmee. Dazu fuhren wir mit dem Bus zu den Ausgrabungsfel-dern, die etwa 20 Kilometer östlich von Xi'An liegen. Kaum waren wir ausgestiegen, da wurden wir wieder von einer Schar Straßenverkäufer dicht umdrängt, die mit allen Mitteln versuchten, ihre Waren, in der Regel Ansichtskarten, los zu werden:

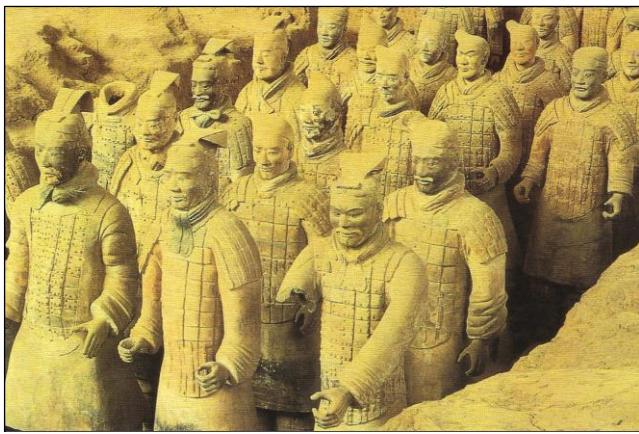
„Bitte wollen Karten kaufen. Hier alles in ein Paket“, konnte man etwa hören oder „Viel schöne Aufnahmen, alles von Armee, 1 Dollar, Sie Karten nehmen, bitte hier“, scheutet sie sich dabei nicht, einen an den Kleidern zu ziehen oder an den Armen anzufassen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Nachdem wir diesen Versuchen mit Mühe ausgewichen waren, konnten wir das Ausgrabungsgeände betreten, hatten fortan Ruhe von den lästigen Verkäufern und konnten uns ganz der Besichtigungstour widmen. Es gibt auf dem ausgedehnten Gelände mehrere große Hallen, die alle zu besichtigen gar nicht genug Zeit gewesen wäre. Aber unsere Reiseleiterin wusste natürlich, wohin sie uns führen musste. Zuerst ging es in die Halle rechts vom Eingang, in der gleich die vermutlich schönsten Stücke der gesamten Ausgrabung zu sehen sind, nämlich zwei Streitwagen aus Terrakotta mit Pferden und menschlichen Figuren in etwa ein Drittel Lebensgröße, dazu viele ausgegrabene Gebrauchsgegenstände und Schmuckstücke.



Die Halle gegenüber dem Eingang birgt aber den eigentlichen Schatz, den bis heute ausgegrabenen Teil der Terrakottaarmee. Es ist übrigens die Original-Ausgrabungsstelle,

über die man einfach eine riesige, trägerlose Dachkonstruktion gebaut hat. Wenn man aus dem Vorraum auf die Empore an der Stirnseite der Halle tritt, gewinnt man den ersten Gesamtüberblick - und ist sprachlos vor Staunen. Von diesem Standpunkt aus blickt man von vorne auf viele Reihen in Blickrichtung stehender Figuren, quasi wir ein Feldherr auf sein Heer von aufmarschierten Soldaten, die sich bis in den Mittelteil der Halle erstrecken. Diese Figuren sind aber nicht etwa Miniaturen, nein, sie stehen dort in der Originalgröße eines Menschen. Sie sind aus dem Material Terrakotta, einer Art gebranntem Ton, gemacht.



Am meisten beeindruckte mich neben der schieren Ausdehnung der Anlage etwas Fremdartiges im Gesamteindruck dieser Armee. Vielleicht war es das Starre in Körper und Ausdruck der Augen, vielleicht war es die Farblosigkeit des gebrannten Tons, von dem die Glasuren verloren gegangen sind, vielleicht war es aber auch die seltsame Kleidung des Soldatenrocks aus der damaligen Zeit oder die wunderliche Haartracht bzw. Kopfbedeckung?

Wahrscheinlich war es alles zusammen, was das Bewusstsein schärfe, hier einen tiefen Blick in eine weit zurück liegende Vergangenheit tun zu können. Lange konnten wir uns von diesen Eindrücken nicht lösen.

Bei einem Rundgang durch die riesige Halle konnten wir sehen, dass viele Figuren erst teilweise oder noch gar nicht ausgegraben sind. Bei gerade geöffneten Gängen sind die Figuren noch in der Verfasung, wie man sie gefunden hat, nämlich umgestürzt, Teile abgebrochen, alles wild durcheinanderliegend. Man konnte erahnen, wie viel Feinarbeit und Geduld in der Wiederzusammensetzung und Präparierung notwendig



gewesen waren und in Zukunft noch sein würden. In der nächsten Halle waren viele Reihen der Gräber noch ganz verschlossen. Selbst die Wissenschaft hat keine Anhaltspunkte, welche Schätze sich darunter noch verbergen mögen. Dafür gibt es einige geöffnete Gruben, die wohl den Kommandostand mit den Generälen der Armee darstellen. An anderer Stelle in dieser Halle hat man einige Figuren mit Farbresten der ursprünglichen Bemalung gefunden. Hier waren die Restauratoren damit beschäftigt, die Farben zu ergänzen, ein Versuch den einstmaligen Zustand völlig wiederherzustellen. Bei der gewaltigen Ausdehnung dieser Grabstätte wurde uns bald klar, dass noch Jahre, vielleicht Jahrzehnte intensivster Arbeit notwendig sein werden, bis alles restlos ausgegraben und restauriert ist.

Den Abschluss der Besichtigungen bildete der Besuch eines Ganzrundkinos. Es wurden Ausschnitte aus einem Film gezeigt, der die Geschichte des Kaisers Shihuangdi und seines

Grabes erzählte. Eine Rundumleinwand hatten wir bisher noch nie erlebt. Die Eindrücke waren großartig und einmalig, aber auch sehr verwirrend, da man nicht wusste, wo man zuerst hinsehen sollte. Mehr als die halbe Stunde Vorführung hätten wir auch nicht verkraften können.

Kaum hatten wir das Gelände verlassen, da bedrängten uns wieder die Straßenverkäufer.

„Ich werde einfach einem ein Päckchen abkaufen“, dachte ich mir, „der hat dann das Geschäft gemacht, und die anderen werden sich trollen“.

Aber da hatte ich mich gründlich getäuscht, da kam es noch schlimmer! Man sah Geld fließen, roch gewissermaßen Blut, und plötzlich war ich dicht umringt von den anderen, die mir ihre Karten nun noch ungestümer aufdrängten. Im ersten Augenblick kam ich nicht mehr weg, während unsere Reisegruppe schon hinter der nächsten Straßenbiegung verschwunden war. Für die Verkäufer spielte es anscheinend überhaupt keine Rolle, dass ich schon hatte, was sie anboten, ich sollte einfach noch mehr von der Ware abnehmen. Das fiel mir natürlich nicht ein. Als sie anfingen, nach meinen Armen zu greifen, gelang es mir irgendwie, mich gewaltsam von ihnen zu lösen und die Reisegruppe wieder zu erreichen.

Nach den vielen Eindrücken dieses Tages waren wir nun nicht mehr aufnahmefähig. Das hatte auch Frau Tschen erkannt, die ohnehin den Eindruck vermittelte, daß sie selbst gerne Feierabend machen wollte. Der direkte Weg zum Hotel wurde eingeschlagen.

Unterwegs wollte uns Frau Cha noch einmal aufmuntern, indem sie uns in ihrer nächsten Lektion weitere chinesische Worte beibrachte, wie zum Beispiel „bitte“ und sogar den Satz „Ich bin aus Deutschland“. Aber das Echo war heute eher müde und etwas lahm wurden die Worte nachgesprochen, unsere Aussprache des Satzes war geradezu katastrophal anders, als wenn ihn Frau Cha rezitierte. So gab es die kleine Frau bald auf und versank in Schweigen, bis wir das Hotel erreicht hatten.

Dort stand ich mit Franz zusammen an der Rezeption und wir brauchten uns nicht weiter abzusprechen. Ich drückte aus Es war klar, was wir wollten:

„Wer heute Abend noch gerne mit uns kommen möchte, soll sich bitte um halb acht in der Hotelhalle einfinden, wir wollen irgendwo noch eine Kleinigkeit essen.“

Außer meiner Frau und mir erschienen nur Susanne, Franz und Bernd, erschienen, sonst hatte sich niemand aufraffen können. Auch wir fünf hatten keine Lust mehr zu einer größeren Unternehmung. Wir spazierten einfach vom Hotel die Straße auf und ab. Dabei entdeckten wir ein Restaurant voll von chinesischem Leben. Wir wagten uns hinein, nahmen an einem freien Tisch Platz und dachten, in der Menge untergetaucht zu sein.

Aber etwas für uns völlig Unerwartetes geschah: Wir wurden zur Sensation des Abends. Vermutlich hatte sich noch nie ein westlicher Tourist hierhin verirrt. Meine Frau flüsterte.

„Habt ihr den Koch gesehen, der dort am Feuer steht und Ente hackt?“

Verstohlen sah sich jeder nach ihm um.

„Ja, genau der, den meine ich. Der hat uns so intensiv mit seinen Blicken durchs Lokal verfolgt. Ich dachte, gleich hackt er sich einen Finger ab!“

Auch die kleinen Kellnerinnen verdrehten die Köpfe so sehr nach uns, dass gar zwei von ihnen mit großem Gekicher zusammenstießen.

Gleich mehrere Chinesinnen kamen zur Bedienung an unseren Tisch und gaben uns Speisekarten, die natürlich nichts außer chinesischen Zeichen enthielten. Nun sollten wir bestellen, bedeuteten sie uns aufgeregt, indem sie eifrig in ihren Blöckchen blätterten. Wir konnten auch diesmal nichts anderes tun, als auf einige Speisen und Bierflaschen auf anderen Tischen zu weisen und dazu zu nicken. Das schien zu funktionieren, denn man notierte einiges auf den Blöcken. Dann jedoch blieb eine der Bedienungen abwartend stehen.

Wir wussten nicht, was sie noch wollte und zuckten mit den Schultern. Andere wurden geholt, und bald gab es ein großes Palaver.

Nachdem das zehn Minuten so weiter gegangen war, schien jemand eine Idee zu haben. Man bedeutete uns zu warten. Schließlich kam ein junger Mann an unseren Tisch. Er sagte in gebrochenem Englisch sinngemäß:

„Ich bin Student. Man hat mich geholt, weil ich etwas Englisch spreche. Kann ich Ihnen helfen?“

„Wir haben schon bestellt und wissen nicht, was die Bedienung noch von uns möchte“, versuchte ich ihm klar zu machen.

„Ah“, antwortete er, besprach sich kurz mit der Kleinen und meinte: „Sie wartet nur, bis Ihre Bestellung vollständig ist.“

Verdutzt erklärte ich das den anderen, da ging uns ein Licht auf. Wir waren zu Fünf und hatten bisher nur vier Platten bestellt. Das musste das Problem sein.

„Unsere Bestellung ist komplett“, sagte ich dem Studenten, „wir haben heute Mittag schon so viel gegessen, dass jetzt vier Platten für uns reichen.“

Er sprach eifrig auf die Bedienung ein, bis ein Leuchten über ihr Gesicht ging. Sie lächelte uns etwas kichernd zu und verschwand.

Nun dauerte es nicht mehr lange und wir hatten unsere Biere und nach und nach kamen auch unsere Platten. Wir hatten drei Volltreffer und eine Niete gezogen, so dass wir recht zufrieden mit dem Essen sein konnten. Am Schluss gab es die größte Überraschung, das war die Rechnung! Vier Platten und dazu acht Flaschen Bier, das alles zusammen kostete gerade einmal 51 Yuan. Das entspricht 17 DM, also für jeden nur 3 DM, das preisgünstigste Abendessen der Reise, wie sich später herausstellen sollte.

Preis und Qualität waren es aber mit Sicherheit nicht, was uns unvergesslich bleiben würde, da hatte es ganz andere Genüsse auf dieser Reise gegeben. Vielmehr war es das für uns Fünf jedenfalls vollkommen neue Erlebnis, dass sich andere nach uns umdrehten. Das werden wir bestimmt nie vergessen.

Ein Tag zur freien Verfügung in Xi’An

Frau Tschens hatte, aus welchen Gründen auch immer, anscheinend sämtliche für Xi’An vorgesehene Besichtigungen bereits gestern durchgezogen, denn beim Frühstück kam Frau Cha in jeden Tisch und informierte uns etwas verlegen:

„Alles, was für heute geplant war, haben Sie gestern schon gesehen. Deshalb gibt es heute kein gemeinsames Besichtigungsprogramm. Der Tag steht Ihnen zur freien Verfügung.“

Aufgeregtes Gemurmel, das hatte man nicht erwartet, was sollte man nun mit dem Tag anfangen? Frau Cha erkannte die Unsicherheit, zuckte etwas resigniert mit den Schultern, so als ob sie auch nicht ganz einverstanden war mit dieser Organisation, aber gab uns wenigstens noch einen guten Rat:

„Wenn sie etwas unternehmen wollen, dann schlage ich vor, sie fahren in die Altstadt, dort gibt es genug zu sehen für einen ganzen Tag. Und wem das nicht reicht, dem kann ich einen Besuch des Gewürzmarktes empfehlen. Der liegt nicht weit vom Hotel in der nächsten größeren Querstraße.“

„Wie ist es heute mit dem Essen geregelt?“ wollte jemand wissen.

„Ach ja, das hätte ich fast vergessen. Damit der Tag nicht ganz zerrissen ist, findet unser gemeinsames Essen heute ausnahmsweise abends statt, und zwar um sieben Uhr hier im Hotel, bitte pünktlich sein!“

„Haben wir denn den Bus?“ fragte Ingo.

„Nein, den haben wir leider heute nicht. Sie können aber Taxis nehmen. Die sind nicht teuer.“

Da wir Fünf gestern solch einen Spaß gehabt hatten, wollten wir auch heute zusammenbleiben und den Rat von Frau Cha befolgen, einen Bummel durch die Altstadt von Xi’An zu machen.

„Frau Cha“, fragte ich, „wir Fünf möchten zur Altstadt, würden sie uns bitte für den Taxifahrer etwas aufschreiben, damit er weiß, wo er hinfahren muss.“

Sie zog die Stirn in Falten und überlegte:

„Am besten ist es, sie fahren zum Bell Tower, dem Glockenturm. Von dort ist die Altstadt ganz nahe.“

Dann malte sie einige chinesische Zeichen auf einen Zettel, den wir dem Taxifahrer geben sollten. Draußen vor dem Hotel winkten wir ein Taxi herbei, in dem aber natürlich nicht für alle Fünf Platz war. Es gab eine kleine Verwirrung, wer einsteigen sollte. Ich saß mit den beiden Frauen schon drin, da fiel mir ein, dass Franz und Bernd nicht Englisch sprachen. Schnell reichte ich ihnen den Zettel noch heraus, da hatten sie schon ein zweites Taxi gefunden, in das sie einstiegen.

Nun, dachten wir, würde der Transport kein Problem mehr sein. Da sollten wir uns aber ziemlich irren. Zwei Taxis zu bekommen, das war noch recht einfach, denn daran ist in den großen Städten Chinas heute kein Mangel. Schon schwieriger war es, den Fahrern klar zu machen, dass wir zusammengehörten und die zwei Wagen zum gleichen Ziel fahren sollten. Der Fahrer, der Bernd und Franz beförderte, hatte den Zettel von Frau Cha an sich genommen, während das Taxi mit Susanne, meine Frau und mir ihm nur einfach folgen sollte. Das war fahrlässig von den beiden, denn in dem rasenden Verkehr verloren sie sich bald aus den Augen.

Nun redete unser Fahrer ziemlich hilflos auf uns ein, aber natürlich in Chinesisch, so dass wir rein gar nichts verstehen konnten. Doch schnell wurde mir klar, was er sagen wollte. In der Hektik des Einstiegens auf der belebten Straße hatte er den Zettel nicht angesehen und wusste nicht, wo er hinfahren sollte. Ich konnte ihm nur immer „Bell Tower“ zurufen, was er aber nicht zu verstehen schien. Da hatte ich eine Idee. Ich holte meinen Stadtplan heraus, den ich mir vorsichtshalber im Hotel besorgt hatte und wies auf den Bell Tower im Zentrum der Altstadt. Nun fiel ihm ein Stein vom Herzen. Er konnte voll aufs Gas drücken und bald hatten wir den Turm erreicht. Mit 10 Yuan, das sind noch nicht einmal 4 Mark, war der Taxifahrer hoch zufrieden, so billig ist das Taxifahren in China heute noch.

Von dem anderen Taxi war jedoch keine Spur zu sehen. Der Glockenturm, ähnlich in der Form wie das Tor am Platz des Himmlischen Friedens in Peking, steht im Zentrum der Kreuzung der zwei größten Straßen der Altstadt von Xi’An. Wenn Franz und Bernd an



einer der anderen Ecken ausgestiegen waren, dann konnten wir sie von unserem Standpunkt aus bei den großen Dimensionen unmöglich sehen.

„Wartet hier“, meinte ich zu meiner Frau und Susanne, „ich gehe links um den Platz herum, um sie zu suchen. Wenn sie von rechts kommen, müssen sie auf euch stoßen. So dürften wir uns nicht verfeheln.“

Gesagt, getan, ich ging alleine los. Nach dem ich zwei Unterführungen genommen hatte, kam ich an einer anderen Ecke heraus, da lief mir Franz direkt in die Arme. Sie hatten genauso wie wir gedacht und sich getrennt. Wir holten Susanne, meine Frau und Bernd ab und waren wieder zusammen.



Wir hatten gelesen, dass das Judentviertel besonders interessant sein sollte und machten uns auf den Weg dorthin. Zunächst kamen wir an einem Restaurant vorbei, vor dem außen ein Podest aufgebaut war, wo ein Koch gerade chinesische Nudeln herstellte. Ein langes Stück Teig wurde in Streifen geschnitten, die dann mit den weit auseinander gestreckten Händen an den Enden gepackt und so lange herumgewirbelt wurden, bis sich runde Nudelstränge bildeten.

Durch einen Straßentunnel erreichten wir eine Fußgängerpassage mit Hunderten von kleinen Läden und Ständen, an denen Touristenramsch auf Chinesisch verkauft wurde. Wenn sich diese Passage auch nicht sehr von denen anderer Touristenstädte unterschied, wurde wie von selbst Kaufinteresse geweckt, da blieb der eine hier stehen, der andere dort.

„Chinesische Weihnachtskugeln, das ist doch mal was ganz Neues“, begeisterte sich Susanne, und Franz pflichtete ihr bei. Sie blieben stehen und fingen an zu handeln.

Bernd ging unterdessen mit uns weiter, sah einen hübschen Kerzenständer und meinte: „Mit den gekreuzten Drachen, das sieht doch sehr chinesisch aus. Was meint ihr, soll ich den nehmen, ich soll ein typisches Geschenk mitbringen?“

„Nimm ihn doch, wenn er dir gefällt“, bestärkte ihn meine Frau, so dass er sich zum Kauf entschloss, nicht ohne noch einige Yuan herunter gehandelt zu haben, wie es hier üblich war.

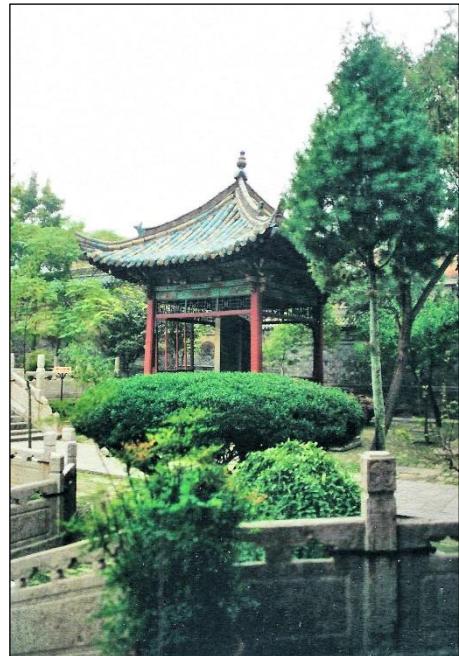
Nachdem die anderen nun ihre Einkäufe gemacht hatten, wollten auch wir nicht leer ausgehen. Unter dem vielen unbrauchbaren Kram gab es doch einige nützliche Dinge, wie zum Beispiel Kästen mit schönen Aquarellpinseln, die mit Bambusgriffen gefertigt waren. Verglichen mit den Preisen für gute Pinsel bei uns waren sie so günstig, daß ich einfach zuschlagen musste. Während ich bezahlte, hörte ich meine Frau neben mir:

„Das ist ja interessant, ein rotes Feuerzeug mit Mao-Bild.“

„Darf ich zeigen“, fragte der Verkäufer und knipste es an. Da erklang eine Melodie, die uns nichts sagte, obwohl der Verkäufer versicherte: „Lied sehr bekannt in ganz China überall.“

Meine Frau zögerte nicht lange, sondern gab die 10 Yuan für den Geck aus. Bald sollte sie feststellen, dass der Verkäufer recht gehabt hatte. Das Mao-Lied „Rot ist der Osten“ war ein so bekannter Klang für Chinesen, dass man sich fortan überall, wo meine Frau eine Zigarette mit diesem Feuerzeug anzündete, mit süßsauer Miene umdrehte, um zu erkunden, woher der Wind wehte.

war ein so bekannter Klang für Chinesen, dass man sich fortan überall, wo meine Frau eine Zigarette mit diesem Feuerzeug anzündete, mit süßsauer Miene umdrehte, um zu erkunden, woher der Wind wehte.



Beim Weiterschlendern kamen wir zur großen Moschee, die zu besichtigen als lohnend gelten sollte. Überrascht stellten wir fest, dass Ihr Baustil nichts Mohammedanisches an sich hatte, wie man es aus arabischen Ländern kennt, sondern einfach nur ähnlich wie ein Buddha-Tempel gestaltet war. Buddha-Tempel hatte ich schon mehr als genug fotografiert, so dass ich andere Motive suchte, denen man nicht widerstehen konnte, darunter auch drei kleine chinesische Schulmädchen, die uns unter einem prachtvoll geschnitzten Holztor stehend anlachten. Bald danach war die Touristenladenmeile zu Ende.

Nun kamen wir durch andere Straßen mit vielen Läden und Garküchen für die Einheimischen. Da stellte sich auch bei uns Hunger ein, denn bei all den interessanten Dingen, die es zu sehen gab, hatten wir gar nicht gemerkt, dass es schon Mittag geworden war. An einem kleinen Platz gab es verschiedene passable Restaurants, von denen ein großes mit vielen roten Lampions und der goldglänzenden Aufschrift "Moslem Restaurant" sofort ins Auge sprang. Noch zögerten wir, uns in dieses neue Abenteuer zu stürzen. „Was meint ihr?“ fragte ich in die Runde, „sollen wir es wagen?“



„Ja mei“, ließ sich Franz vernehmen, „irgendwas zum Spachteln werden's schon haben.“

Da war die Entscheidung gefallen und wir traten ein. Der große Saal des Erdgeschosses war voller Leben. Die typischen runden Tische, blankgeputzt ohne Tischdecken, waren jedoch alle besetzt. Wie es schien, nahmen hier Leute aus der einfachen Bevölkerung ihr schnelles Mittagsmahl ein. Eine Empfangsdame in langem Kleid taxierte uns natürlich sofort als westliche Touristen und wollte uns nach oben in den ersten Stock schleusen, wo die besseren Räume zu liegen schienen. Schon halb auf der Treppe drehte ich mich noch einmal um und sah, dass Leute an einem Tisch unten aufgestanden waren und das Lokal verließen.

„Dort hinten ist gerade etwas frei geworden“, meinte ich zu den anderen, „ich schlage vor, wir bleiben unten. Das scheint mir interessanter zu sein.“

Ich hätte gar nicht zu fragen brauchen, natürlich waren die anderen einverstanden. Wir zeigten auf den Tisch unten, und die Empfangsdame sagte so etwas wie "selbstverständlich" auf Chinesisch und wies uns den freien Tisch an. Nachdem wir uns gesetzt hatten, warteten wir gespannt, was jetzt geschehen würde. Eine Bedienung kam und stellte jedem eine große Suppenschüssel hin, in der ein Fladenbrot lag, denn eine Speisekarte schien es nicht zu geben. Verblüfft starrten wir uns an.

„Was sollen wir jetzt damit machen, das kann doch nicht das ganze Essen sein?“ wunderte sich Bernd.

„Naa“, antwortete ihm Franz, „wart's ab, da kommt scho noch was Gescheits.“

Der Manager des Restaurants für die unteren Räume hatte sich vorsichtshalber schon beobachtend in der Nähe unseres Tisches aufgestellt. Vermutlich kam es selten oder nie vor, dass Langnasen hier mitten unter den Normalverbrauchern etwas essen wollten. Jedenfalls machte er uns deutlich, dass wir die Fladenbrote in die Suppenschüsseln zerbröseln sollten, was wir dann auch umgehend taten. Dem Bernd, der wohl zu große Brocken brach, zeigte er durch Gesten, dass er kleinere Bröckchen machen sollte.

Als wir damit fertig waren, kam der Kellner wieder. Er klemmte an jede Schüssel eine Wäscheklammer mit einem kleinen Anhänger mit einer Nummer darauf und legte Plaketten mit den jeweils gleichen Nummern vor uns auf den Tisch. Dann nahm er alle Schüsseln auf und verschwand. Wir waren höchst erstaunt über diese Art der Organisation.

„Habt's a Bier für uns, aber ein chinesisches soll's sein und a kaltes?“ versuchte derweil Franz dem Manager in tiefstem Bayrisch seine Wünsche klar zu machen.

Der ahnte auch ohne zu verstehen, was wir wollten, gab eine Order und bald standen mehrere Flaschen auf dem Tisch. Nachdem wir den ersten Durst gelöscht hatten, kam der Kellner zurück und konnte aufgrund der Nummern auf den Plaketten garantieren die gleiche Suppenschüssel an den Platz stellen, die dort auch vorher gestanden hatte, was bei dem Zerbröseln des Brots mit den eigenen Händen schon aus hygienischen Gesichtspunkten angebracht war und die seltsame Organisation erklärte.

In den Schüsseln fand sich eine Brühe mit Einlagen, bestehend aus den jetzt aufgeweichten Stücken des Fladenbrots, Fleischstückchen von Rind und Lamm, sowie verschiedene chinesische Gemüse, ein einfaches aber wohlschmeckendes Essen. Wir sahen uns um und stellten fest, dass dies gewissermaßen das Stammessen war, was jeder mindestens bekam, der sich hier unten niederließ. Man nahm zunächst die Stäbchen fürs Dicke. So machten wir es auch, und selbst Bernd hatte inzwischen genug Übung, um satt werden zu können. Übrig blieb der Suppenrest, aber Löffel gab es nicht.

„Kann einer sehen, wie es die anderen machen, haben die Löffel?“ fragte Susanne, die mit dem Rücken zur Menge saß. Ich blickte mich verstohlen um und meinte:

„Die schlürfen die Schüssel einfach aus.“

Das schien hier nicht gegen die Etikette zu verstößen, so dass wir es denen nachmachen konnten.

Der Manager hatte alles beobachtet und schien begeistert zu sein von unserer Anpassungsfähigkeit, so dass er uns, gewissermaßen als Nachspeise, noch einen Topf Gemüsesuppe zukommen ließ.

„Hat er das nun spendiert oder einfach, ohne zu fragen, dazu bestellt, weil sonst die Rechnung allzu mager ausgefallen wäre?“ fragte ich mich.

Aus der Rechnung ließ sich das nicht entnehmen. Der Betrag, den wir zahlen mussten, war allerdings deutlich höher als der von gestern Abend, wo wir essensmäßig viel mehr auf den Platten gehabt hatten. Wir nahmen es gelassen und freuten uns über ein Mittagessen, das vermutlich andersartigster war, als wir es jemals zuvor erlebt hatte.



Nun schlenderten wir die typisch chinesische Straße entlang, beobachteten noch die eine und andere lokale Einkaufsszene, bis wir die Altstadt verließen und wieder beim Glockenturm ankamen. Als wir uns auf der Avenue zum Trommelturm mit ihren modernen Geschäftshäusern, Hightech-Läden und feinen Restaurants wiederfanden, konnte der Kontrast zur Altstadtstraße nicht größer sein.

„Was sollen wir jetzt mit dem Rest des Nachmittags anfangen“, fragte Bernd, „wollen wir auf die Stadtmauer steigen und dort spazieren gehen?“

Das war keine schlechte Idee, aber die Besichtigung sollte einen sogar recht hohen Eintrittspreis kosten.

„Für die Stunde, die wir noch Zeit haben, lohnt sich das eigentlich nicht“, wandte Susanne ein, „da wäre es doch interessanter zum Gewürzmarkt zu gehen. Den hat Frau Cha heute Morgen sehr empfohlen.“

Das war richtig. Doch der sollte im östlichen Außenbezirk noch über unser Hotel hinaus liegen.

Ich fand in meinem Stadtplan in dieser Gegend nur eine Eintragung eines pharmazeutischen Instituts oder Unternehmens und zeigte es den anderen.

„So etwas hat Frau Cha heute Morgen erwähnt“, erinnerte sich Susanne.

„Dann nehmen war das als Anhaltspunkt. Wir müssten einfach hinfahren und nachsehen.“

„Aber zum Laufen ist es bestimmt zu weit“, meinte meine Frau, „dann sollten wir Taxis nehmen.“

Während die anderen noch hin und her überlegten, konnte ich im Stadtplan erkennen, dass direkt vor dem Pharma Institut eine Bushaltestelle liegen musste. Ich konnte die entsprechende Linie bis in das Stadtzentrum nahe bei unserem Standpunkt verfolgen.

„Wir können mit dem Bus fahren,“ schlug ich etwas ganz Neues vor, „es gibt von hier eine direkte Verbindung.“

Doch stieß ich auf skeptische Mienen.

„Sollte man sich wirklich einem lokalen Bus anvertrauen? Wer weiß, wo man da herauskommen würde!“

So ähnlich spielten die Gedanken bei den anderen. Das war unschwer zu erraten. Andererseits war es mit dem Taxi auch nicht so einfach, wie sich am Morgen gezeigt hatte. Als ich die Initiative ergriff und zur Bushaltestelle losmarschierte, bekamen auch die Anderen neue Abenteuerlust und folgten mir, die Taxifahrt war vergessen.

Unsere Linie war die 53. Nachdem bereits einige andere die Haltestelle passiert hatten, hatte sich fast unbemerkt von seitlich her ein Minibus genähert, an dessen Frontscheibe ich im letzten Augenblick die 53 erkannte.

„Das ist unser Bus“, schrie ich, und wir stürzten uns etwas bangen Herzens ins Abenteuer einer chinesischen Stadtbusfahrt. Aber es war alles ganz einfach. Ich zeigte dem Kartenvkäufer die Stelle im Stadtplan, er nickte und gab uns die Fahrscheine, das Kleingeld hatten wir schon parat.

Der zunächst sehr volle Bus leerte sich in den Außenbezirken schnell. Alle bekamen Sitzplätze, ich neben einem jungen Chinesen, der mich völlig unerwartet plötzlich in Englisch ansprach. In der ersten Überraschung wusste ich nichts anderes, als zu fragen, ob wir richtig seien zum Gewürzmarkt und zeigte ihm den Stadtplan. Er nickte, und es ergab sich ein nettes, allerdings etwas kurzes Gespräch, da er wenig später aussteigen musste. Er war sehr aufgeschlossen, es hatte ihn ganz offensichtlich gefreut, sich mit einem Westler unterhalten haben zu können.

Wir passierten unser Hotel, und jetzt war ich sicher, dass wir richtig lagen. Zwei Straßen weiter hatten wir unseren Haltepunkt erreicht, der Schaffner bedachte uns auszusteigen.

„Das war doch interessant, oder?“ fragte ich die anderen, wartete aber die Antwort erst gar nicht ab, sondern fuhr fort:

„Da drüben, das sieht aus wie dieses pharmazeutische Institut. Doch wo ist der Gewürzmarkt? Gehen wir einfach die Straße hinunter, mal sehen.“



Wir waren noch nicht weit gekommen, da verrieten feine Gerüche in der Luft, dass er ganz in der Nähe sein musste. Susanne deutete in einen Hof:

„Ich glaube wir sind da, es riecht so intensiv, das muss der Gewürzmarkt sein.“

Wir betraten einen Platz, auf dem viele Säcke herumstanden, in denen sich tatsächlich Sternanis, getrocknete Pilze, Ingwer und anderes mit exotischen Gerüchen befand.

Die guten Leutchen in dem Hof hatten uns bald eingekreist und sahen uns staunend an. Da wurde uns bewusst, dass wir noch nicht auf dem offiziellen Markt sein konnten. Es war eine vielleicht private Handelsfirma, deren Angestellte vermutlich selten Langnasen zu sehen bekamen. Aber man nahm uns sehr freundlich auf, obwohl eine Verständigung nicht möglich war. Unter beifälligem Gemurmel präsentierte man sich für unsere Fotos und ließ sich die Kameras zeigen, bis wir weiterziehen konnten. Die nächste Einfahrt war es dann, die uns zum richtigen Markt brachte.

Hier schienen unter Sonnenschirmen in großen offenen Säcken sämtliche Gewürze des Orients versammelt zu sein, so feine und exotische Gerüche und Düfte lagen in der Luft. Offensichtlich hatten wir einen Großhandelsplatz vor uns. Die Kunden, die hier eifrig probierten und verkosteten und doch beträchtliche Mengen einkauften, mussten Kleinunternehmern und Einkäufer von Restaurants sein. Für uns kamen natürlich keine größeren Käufe in Frage, denn unsere Reise dauerte noch zu lange, als dass es Sinn gemacht hätte, sich hier schon einzudecken. In einer überdachten Basarpassage gar entdeckten wir allerlei, für unseren Geschmack jedenfalls, höchst obskure Dinge:

„Igitt, das sind ja getrocknete Schlangen“, hörte man da einen Ausruf und dort rief jemand konsterniert:

„Was ist denn das, Heuschrecken, Käfer, nein oh Gott Kakerlaken, wie eklig, kann man das denn essen?“ wendete sich dort einer mit Grausen ab. Der Appetit jedenfalls war uns vergangen, als wir die Passage verließen.

„Mich drücken die Füße“, meinte meine Frau „ich könnte jetzt mein Bett zum Ausruhen gebrauchen.“

Alle stimmten ihr einhellig zu und wollten zurück ins Hotel. Bevor ich selbst den Vorschlag machen konnte, schlug diesmal sogar einer der anderen vor, den 53-er zu nehmen, so viel Spaß hatte das Fahren mit dem lokalen Bus offensichtlich gemacht.

„Dahinten kommt gerade einer“, rief ich aus, „schnell gehen wir auf die andere Straßenseite, dort muss irgendwo die Haltestelle sein.“

Nein, die war noch weit entfernt, so versuchten wir uns als Anhalter. Und tatsächlich, der Busfahrer vollführte eine Vollbremsung, so verblüfft schien er zu sein, dass Langnasen in seinem Bus mitfahren wollten.

Zurück im Hotel war für die nächsten zwei Stunden Relaxen auf dem Zimmer angesagt, das wir erst wieder zum gemeinsamen Abendessen verließen. Dieses lief so routinemäßig, ja geradezu fade ab, dass wir unseren Besuchen der lokalen Restaurants an den letzten Tagen direkt nachtrauerten.

Da es unser letzter Abend in Xi'An war, fand sich später fast die gesamte Truppe einschließlich Frau Cha zu einem Abschiedstrunk zusammen, den wir notgedrungen an den kleinen Seitentischen in der Hotelhalle einnehmen mussten, denn das Haus war so brandneu, dass die Hotelbar noch nicht ganz fertiggestellt war. Mehr als zehn Bier zu bringen, schien für die Bedienung ein größeres Problem zu sein. Vermutlich mussten die Flaschen im nächsten Laden organisiert werden. Lange dauerte das gesellige Beisammensein allerdings nicht, denn noch waren die Koffer zu packen und vor die Zimmertüren zu stellen.



Guilin - die Stadt des Duftes

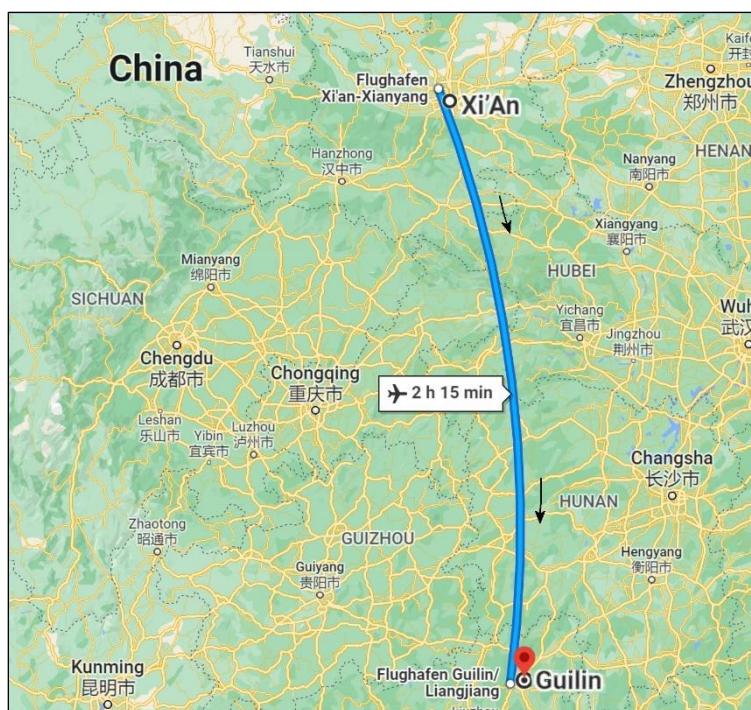
Unser nächstes Ziel war die Stadt Guilin in Südchina, mehr als 2000 Kilometer von Xi'An entfernt. Bus- oder Bahnfahrt hätten zu lange gedauert, so dass ein Inlandflug auf dem Reiseplan stand. Schon sehr früh am nächsten Morgen wurden wir geweckt. Müde, ohne gefrühstückt zu haben und mit kleinem Handgepäck stiegen wir in den Bus, der uns zum Flughafen brachte. Strömender Regen hatte eingesetzt, und ich meinte:

„Das ist genau der richtige Tag, um Xi'An zu verlassen. Hoffen wir, dass das Wetter in Guilin besser ist.“

„Da brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Dort ist es bestimmt sehr schön und warm“, ließ sich Frau Cha vernehmen.

Der Flughafen war durchaus nicht so provinzlerisch, wie mancher es vielleicht vermutet hatte. Das Fliegen in China ist teuer und dementsprechend exklusiv. Da macht niemand ein Feuerchen im Flugzeug zum Abkochen, wie manchmal über andere Länder gespottet wird.

Vielmehr war es ein angenehmer, komfortabler Flug in einem Airbus von China Northwest Airlines. Schon nach einer halben Stunde hatten wir das Schlechtwettergebiet verlassen und gute Bodensicht. Je weiter wir nach Süden kamen, umso besser schien das Wetter zu werden, so dass sich auch unserer Stimmung merklich hob.



Nach etwa zwei Stunden landeten wir auf dem Flughafen von Guilin. Da Formalitäten nicht mehr zu erledigen waren, konnten wir das Flughafengebäude schon bald verlassen. Als wir in Freie traten, mussten wir erst einmal einen erheblichen Klimaunterschied zu Xi'An verkraften: Pralle Sonne, Temperaturen von über 30 Grad im Schatten und hohe Luftfeuchtigkeit - wir waren in Südchina angekommen.

Als wir so abwartend dastanden, trat ein dürrer Chinese mit auffallend blasser Gesichtsfarbe auf unsere Gruppe zu und sprach kurz mit Frau Cha, die sich sogleich an uns wandte:

„Das ist Herr Ling, unser örtlicher Reiseleiter für die Zeit in Guilin. Er bittet uns, dass jeder seinen Koffer identifiziert, die werden separat zum Hotel gebracht.“

Als das erledigt war, führte uns Herr Ling hinüber zum Parkplatz, wo wir in unseren Bus einsteigen konnten. Nachdem wir abgefahren waren, gab er sich etwas gesprächiger:

„Ich begrüße sie im Süden Chinas in unserer schönen Stadt Guilin. Sie haben schon bemerkt, dass es hier wesentlich wärmer ist als in Xi'An. Wir haben zurzeit eine heiße und feuchte Luftströmung wie häufig in Guilin. Das wird eine gewisse Umstellung für sie mit sich bringen. Unser Programm ist darauf eingerichtet. Jetzt fahren wir erst einmal zu Ihrem Hotel.“

Seinen weiteren Erklärungen hörte ich kaum noch zu, denn es bot sich eine faszinierende Aussicht auf Hügellandschaften und Reisfelder, wie wir es bisher in China nicht gesehen hatten. Dass nun das landschaftliche Highlight dieser Rundreise bevorstand, wurde noch deutlicher, als wir uns Guilin näherten und die ersten kegelförmigen Karstberge im Dunst des Nachmittags auftauchten. Wahrscheinlich hatte sie jeder von uns schon auf Bildern oder im Fernsehen gesehen. Aber Foto können die Realität nun einmal nicht richtig abbilden. Die Hügel waren dermaßen unerwartet steil und bizar, dass es vor ungläublichem Staunen ganz still im Bus wurde.

Wer gedacht hatte, Guilin sei ein kleines Provinznest, wurde bald eines Besseren belehrt. Wir fanden uns in einer Großstadt mit riesigen Straßen und einer Unmenge Hochhäusern wieder, so dass der Bus einige Zeit brauchte, bis er sich zu unserem schönen Viersterne-Hotel Lijiang durchgewühlt hatte. Nach dem Aussteigen bemerkten wir sofort einen süßlichen Geruch.

„Das kommt von den Kassiabäumen“, klärte uns Herr Ling auf, „deshalb nennen wir Guilin auch die Stadt des Duftes!“

Dann verschwand Herr Ling still und heimlich, während Frau Cha uns beim Einchecken half und erklärte:



„Wir lassen ihnen jetzt eine halbe Stunde Zeit, damit sie sich auf den Zimmern etwas frisch machen und vielleicht leichtere Kleidung anlegen können. Aber dann bitte ich sie pünktlich um Ein Uhr zum gemeinsamen Mittagessen zu kommen. Es findet hier im Hotel statt,“ zeigte sie auf einen Seitengang.

„Gehen sie dort nach links, da gibt es einige Pavillons. Wir treffen uns im Yuehua Palace.

Übrigens, im Western Restaurant dort neben der Bar gibt es morgen das Frühstück. Und nun möchte ich sie nicht länger aufhalten.“

Wir hatten sogenannte „Standard Rooms“, die aber sehr groß und komfortabel eingerichtet waren. Sie lagen im 12. Stockwerk mit einer fantastischen Rundsicht auf die Stadt und die Karstberge, sicherlich einer der schönsten Hotelausblicke, die wir je gehabt haben.

Nach dem Mittagessen im „Yuehua Palace“ bekamen wir genügend Gelegenheit zum Ausruhen und hatten endlich Zeit, es uns in unseren Zimmern gemütlich zu machen und die herrliche Aussicht zu genießen.



So waren wir schon recht entspannt, als sich unsere Gruppe am Nachmittag in der Hotelhalle um Frau Cha wieder versammelte.

„Sie werden sich vielleicht gewundert haben, dass Herr Ling beim Mittagessen nicht dabei war“, meinte sie etwas aufgeregt, „aber leider war der eigentlich für unsere Gruppe vorgesehene lokale Reiseleiter unerwartet verhindert, so dass Herr Ling kurzfristig einspringen musste, obwohl er noch andere Aufgaben zu erledigen hat. Deshalb musste er heute Mittag zurück ins Büro, wird aber gleich da sein“.

„Sind damit Änderungen im Programm verbunden?“, drückte einer der Sportiven seine Besorgnis aus.

„Nein, das glaube ich nicht. Aber es kann sein, dass das Programm etwas improvisiert abläuft“, und als sie die skeptischen Blicke sah, fügte sie hastig hinzu:

„Aber die in der Reisebeschreibung zugesagten Besichtigungen und Unternehmungen finden natürlich alle statt.“

Dann traf Herr Ling ein und wies in Richtung zur Straße.

„Bitte gehen wir jetzt los, den Bus brauchen wir nicht. Heute Nachmittag will ich mit ihnen einen Spaziergang am Fluss Li machen, und wir wollen zwei Karstberge besteigen.“

Kaum hatten wir den Hotelbereich verlassen, da stürmte eine Horde kleiner Mädchen auf uns los, wirklich noch Kinder, die vertrocknete Rosen zum Verkauf anboten, was aber mehr ein Vorwand zum Betteln war. Sie waren dermaßen aufdringlich bis hin zum Anfassen und Ziehen an unseren Armen, dass es kaum möglich war sie abzuschütteln, ohne handgreiflich zu werden. Dies durfte natürlich nicht passieren. Wir konnten uns nur helfen, indem wir als Gruppe eng zusammenblieben und uns um Frau Cha und Herrn Ling scharrten, an die sich die Kinder nicht heranwagten.

Es war so heiß und schwül, dass alle schon bald schweißnass waren und unter dem tropischen Wetter litt. Doch anmerken lassen wollte sich das keiner, hatten wir doch beim Regen in Xi’An am Morgen noch inständig auf besseres Wetter gehofft. Jetzt hatten wir es im Überfluss. Herr Ling löste Tickets für den Elefant Trunk Park am Fluss Li. Als wir ihn betraten, waren wir die bettelnden Mädchen endlich los und alle atmeten auf. Herr Ling erläuterte:

„Der direkt am Wasser liegende Berg heißt Elefant Trunk Hill. Er hat seinen Namen durch seine eigenartige Form erhalten.“



Das konnten wir gut ausmachen. Während der Hauptteil des Felsens an Land lag, ragte ein Stück in einem Bogen wie ein Rüssel hinüber in den Fluss. Der Weg auf den Berg war steil und führte zu neuen Schweißausbrüchen. Von halber Höhe konnte man Fischer in ihren Einbaum-Booten beobachten. Von oben gab es einen schönen Rundblick über die Stadt und die umliegenden Karstberge.

Als wir zurück zum Hotel kamen, ergriff Herr Ling, der lange geschwiegen hatte, noch einmal das Wort:

„Unser Programm geht weiter, ich bitte sie jetzt, in den Bus zu steigen, wir müssen ein kurzes Stück fahren.“

„Entschuldigung Herr Ling“, unterbrach ihn Frau Cha und zu uns gewandt, „zehn Minuten Zeit, um aufs Zimmer zu gehen, dann aber bitte sofort zum Bus kommen.“

Das war gut so, denn manch einer fühlte ein dringendes Bedürfnis

Die folgende Fahrt auf der Straße am Fluss entlang dauerte nur wenige Minuten, dann hatten wir einen kleinen Park erreicht, der direkt in einen steilen Karstberg mündete.

„Wir wollen jetzt diesen Berg besteigen, auf dessen Spitze ein Tempel steht. Von dort oben werden Sie die schönste Panoramaausicht in ganz Guilin haben“, warb Herr Ling für die Tour, „einfach überwältigend, das dürfen sie sich nicht entgehen lassen.“

„Ach, ich möchte da nicht mehr hoch“, flüsterte meine Frau mir leise zu, „das ist mir zu steil, und außerdem ist es zu schwül. Warum sollen wir uns das antun?“

Auch mir war es ganz recht, statt dem sicher schweißtreibenden Aufstieg einen Spaziergang in dem kleinen Park zu machen. So blieben wir unten und erreichten bald eine Aussichtsplattform, deren Brüstung direkt über den Wassern des Flusses lag. Auf der einen Seite lag ein kleines Stück Strand, ein natürliches Schwimmareal für einige junge



Burschen. Auf der anderen Seite versuchte ein Fischer mit einem kegelförmigen Bast-Hut in einem Einbaum ein paar Fische zu fangen - ein malerisches Bild.



Während wir ihn noch beobachteten, trat ein anderer Chinese uns gegenüber und fing ohne lange zu fragen an, einen Scherenschnitt vom Kopf meiner Frau zu fertigen.

„Gut Scherenschnitt, ha, prima Scherenschnitt“, murmelte er dauernd vor sich hin.

So etwas im Stehen aus der Hand mit einem einzigen Schnitt auszuschneiden, ist schon eine kleine Kunst. Es war denn auch mehr als reine Höflichkeit, dass wir dem Mann die Arbeit abkaufen, als er sie uns mit "Prima Scherenschnitt" triumphierend offerierte. Sofort fing er an, sich an meinem Kopf zu versuchen.

„Zwei Scherenschnitt, zwei prima“, bot er uns wenig später seine zweite Arbeit an.

Das war des Guten zu viel. Noch einmal wollten wir kein Geld dafür ausgeben und blieben hart. Zufällig kam eine Gruppe andere Touristen daher, neue Opfer, auf die sich der Scherenschnittmann begeistert stürzte.

Der weitere Weg führte zu einem Palmenwäldchen, wo Steinbänkchen unter einem Tempeldach zur nächsten Rast einluden. Da trat unvermittelt Bernd an uns heran, der sich ebenfalls von der Gruppe abgesondert hatte. Er klagte über heftige Kopfschmerzen.

„Da hoch konnte ich nicht mehr mitgehen. Schon seit meiner Kindheit bekomme ich immer wieder dieses Dröhnen im Kopf. Besonders Wetterumschwünge wie zwischen Xi'An und hier machen mehr zu schaffen.“

Das tat uns leid, aber wir konnten ihm nicht helfen. Er sollte bald aufs Zimmer gehen und sich hinlegen, war der einzige Rat, den wir ihm geben konnten.

Auch Frau Cha hatte es vorgezogen, im Park zu wandeln, anstatt auf den Berg zu steigen. Und auch sie stieß bald zu uns, denn der Park war nicht groß. Sie war heute recht mitteilsam. Schon beim Spaziergang auf der Chinesischen Mauer hatten wir erfahren, dass sie verheiratet war und ihr Mann als Kunstmaler in Deutschland lebte.

„Ich freue mich richtig“, meinte sie jetzt, „ich habe heute mit meiner Tochter gesprochen.“

„Ach, sie haben in Deutschland angerufen?“ rief meine Frau aus.

„Nein, habe ich Ihnen das noch nicht erzählt? Meine Tochter lebt hier, sie wächst bei meinen Großeltern auf.“

Als sie unser Erstaunen registrierte, bemerkte sie leichthin:

„Das ist in China ganz normal. Während der Kulturevolution mussten alle arbeiten, auch die Frauen ausnahmslos, und da hat sich das eingebürgert.“

Doch dass es ihr nicht so leichtfiel, wie sie sagte, war unschwer zu erraten.

„Selbstverständlich werde ich meine Tochter sehen“, versicherte sie, „denn nach dem Ende der Rundfahrt werde ich noch einige Zeit in China bleiben und zu meinen Eltern fahren.“

Auf der Rückfahrt zum Hotel verabredeten wir uns mit einigen anderen, später am Abend zum Stadtbummel und Essen auszugehen.

„Wenn sie mich mitnehmen“, sagte Frau Cha, die uns gehört hatte, ganz unerwartet „dann möchte ich sie begleiten, ich würde heute auch gerne noch etwas zu Abend essen.“

„Aber Frau Cha“, lächelte Ingo sie verbindlich an, „das ist doch selbstverständlich, da können sie uns außerdem beim Essen bestellen helfen.“

Als wir dann losmarschierten, machten sich bald wieder die kleinen Mädchen an uns heran. Sie trieben es immer toller und wurden immer frecher, bis selbst die sanfte Frau Cha ausrastete und ihnen einige böse Worte entgegen schrie. Was sie sagte verstanden wir zwar nicht, aber die Kinder hielten sich nun merklich zurück.

Nach einem Hin und Her fanden wir ein Restaurant, dass einigermaßen ansprechend aussah. Als wir bestellen wollten, brachte man uns eine englische Speisekarte, während Frau Cha sich die chinesische geben ließ und bemerkte:

„Sagen sie mir, was sie essen wollen, und ich bestelle es dann auf chinesisch. Oft sind in den englischen Karten viel höhere Preise angegeben.“

Bei einem Vergleich stellten wir tatsächlich fest, dass die Preise auf Englisch etwa doppelt so teuer waren als auf Chinesisch. Der Tourismus trieb also seine Blüten leider selbst schon hier in China. Außerdem war ich gar nicht zufrieden.

„Miserabel“, flüsterte ich meiner Frau zu „Touristenfraß, hier ist schon zu viel los.“

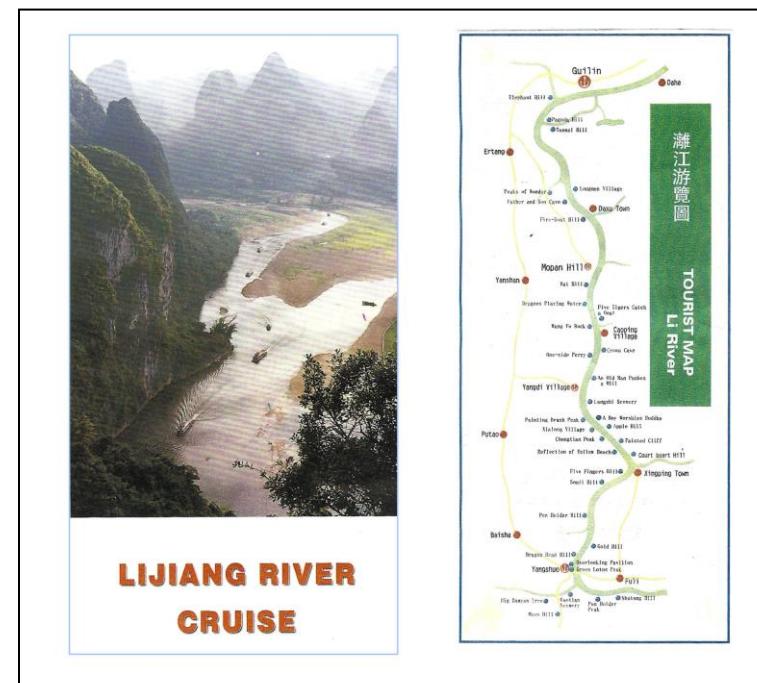
Sie nickte nur, und wir trauerten so manch schönen Genüssen bei unseren bisherigen Abendessen nach.

Auf dem Li-Fluss durch die Landschaft der Karstberge

Das herausragende Naturerlebnis dieser Reise stand bevor, eine Fahrt mit dem Schiff auf dem mitten durch die berühmten Karstbergen sich schlängelnden Fluss Li, eine der schönsten Landschaften der Welt. Für unsere Gruppe sollte es sogar noch eine Steigerung geben, waren doch zwei Fahrradtouren durch dieses Gebiet geplant. Dazu wollten wir in der Kleinstadt Yangshou am Endpunkt der Schifffahrt übernachten, wozu nur Handgepäck ange sagt war. Die Rucksäcke mit dem Notwendigsten hatten wir schon am Vorabend gepackt.

Nachdem wir im „Western Restaurant“ ein ausgiebiges und gutes Frühstück eingenommen hatten, traf die Gruppe vor dem Hotel zusammen, wo Herr Ling uns schon erwartete:

„Der schönste Teil des Flusses Li beginnt nicht direkt in Guilin, sondern etwa 20 Kilometer südlich, wo die Mopanshan Wharf liegt.



Von dieser Anlegestelle fahren die meisten Schiffe ab“, erklärte uns Herr Ling. „Wir fahren mit dem Bus dorthin, ich bitte Sie jetzt einzusteigen.“

Allein schon die Busfahrt eröffnete interessante Ausblicke. Im den alten Stadtteilen Guilins war das tägliche Leben und Treiben bereits in vollem Gange, wie man angesichts der vielen Fußgänger und Radfahrer unschwer feststellen konnte. Auch manche Garküche stand für das chinesische Frühstück schon voll unter Dampf. Der Verkehr auf der Straße war atemberaubend. Die vielen nicht lokalen Busse bewiesen, dass der Tourismus zu den Karstgebieten florierte.

Außerhalb der Stadt wechselten sich Reisfelder mit Fischteichen ab. Als erste Wasserbüffel gesichtet wurden, wurden die Fotos und Kameras scharf gemacht. Auf der schmalen, schlechten Straße waren viele Bauernkarren und Radfahrer unterwegs, sogar Schweinen musste der Busfahrer ausweichen, wobei es zu einigen gefährlichen Überholmanövern kam.

Als auch Frau Cha nicht mehr zusehen mochte, ergriff sie das Mikrofon:

„Haben sie Lust auf die nächste Chinesisch Lektion?“

„Jaaa, tönte es begeistert zurück.

„Ich habe alle Wörter aufgeschrieben, die wir bisher gelernt haben und dazu noch zwei neue und ein Lied“, meinte sie jetzt und verteilte an jede Sitzreihe ein Blatt vom Schreibpapier des Wan Nian Hotels.

Es enthielt Wörter mit chinesischen Zeichen, und darunter standen die entsprechenden lateinischen Buchstaben. Und so ging es wieder los. Sie sprach ein Wort zweimal vor, und die Reiseteilnehmer wiederholten es im Chor. Das klang zwar entfernt ähnlich, aber doch irgendwie ganz anders, so dass es jedes Mal ein großes Gelächter gab. Es war einfach keinem von uns möglich, die richtige Betonung der Aussprache zu treffen. Dabei waren es wirklich nur die einfachsten Wörter, wie „Danke“, „Bitte“, „Guten Morgen“, „Auf Wiedersehen“, die sie uns beibringen wollte.

Frau Cha hatte schon seit Tagen mit uns geübt, was keine schlechte Idee war. Das Wort für „Danke“, nämlich „xie xie“, oder gesprochen „chie chie“, hatte ich im Restaurant bereits mehrmals anwenden können. Ganz lustig wurde es erst, als sie das versprochene Lied vorstellte, nämlich „Frere Chaque“ auf Chinesisch. Da brüllte es im ganzen Bus, dass der Fahrer sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte.

Herr Ling hatte die Sache über sich ergehen lassen, aber Skepsis war in seiner Miene zu sehen gewesen. Dieses Getöse schien ihm zu laut zu sein, deutschen Touristen Chinesisch beibringen zu wollen schien ihm vergebene Mühe zu sein.

Außerdem wollte er noch sein fakultatives Programm anbringen, das er schon gleich auf der Fahrt zum Flughafen in die Stadt wärmstens empfohlen aber dann irgendwie aus den Augen verloren hatte. Als das Lied und das Gelächter verklungen waren, setzte er zu einem neuen Versuch an:

„Ich möchte sie noch einmal daran erinnern, den Besuch der berühmten Schilfrohrflöten-Höhle nicht zu vergessen, eine sehr schöne Tropfsteinhöhle in der Nähe von Guilin. Wenn mindestens zehn von ihnen teilnehmen, kann ich das von unserem Reisebüro organisieren und den Bus bekommen. Es kostet 40 Yuan pro Person.“

Aber daran war jetzt wirklich niemand interessiert, so dass Herr Ling es bei der Annahmung bewenden ließ.

Inzwischen waren wir ein großes Stück vorangekommen und erreichten bald unser Ziel, die Marina der Mopanshan Wharf. Wer sich hier einen kleinen, romantischen Anleger in der Nähe eines einsamen Dorfes ausgemalt hatte, der wurde erneut belehrt, dass es keine Einsamkeit geben kann, wo Chinesen sich angesiedelt haben.

„Unglaublich, wenn man es nicht gesehen hat“, sagte ich verblüfft zu meiner Frau, „das sieht ja fast aus wie auf einem Flughafenterminal.“

Scharen von Touristen strömten bereits hinein. Unser Reiseleiter konnte da nur sein Fähnchen erheben, um uns ohne Verluste durch die Menge zu bringen. In dem Gebäude gab es natürlich unzählige Verkaufsstände. Man musste sich erst den herausgeschrienen Angeboten erwehrt haben, bevor man bis zu den eher unauffälligen Kartenschaltern vordringen konnte.

„Warten sie bitte hier“, drehte sich Herr Ling zu uns um, „die Karten sind schon bestellt, ich muss sie nur abholen.“

Dann als er das Gruppenticket parat hatte, geleitete er uns zur Anlegestelle der Schiffe. Auch hier von Fluss-Romantik nicht die geringste Spur! Vielmehr lagen mindesten zwanzig Fahrgastschiffe herum, von denen einige schon unter Dampf standen, in deren Inneres lange Reihen von Touristen verschwanden.

Auch wir wurden nun auf ein solches Schiff geschleust. Im unteren Bereich waren die Tische bereits fürs Mittagessen gedeckt. An den Plätzen lag für jeden eine Broschüre „Lijiang River Cruise“ und eine Flasche Wasser bereit, alles aufs Beste durchorganisiert.

Noch hatte die Fahrt nicht begonnen, da gab es schon interessantes zu sehen. Nämlich eine große Flasche Schlangenschnaps einschließlich Interieur machte jetzt die Runde, jedoch kaum um ein Gläschen zu trinken, sondern eher als Objekt erschreckter Abwehr, das aber gerne als Fotomotiv genommen wurde. Da war die Distanz gewahrt und man konnte denen zuhause beweisen, was man in China so alles Exotisches getrunken hatte.

Kaum einen hielt es jedoch lange unten, bald strömte alles zum freien Oberdeck, auf dem die Aussicht natürlich unvergleichlich besser war. Dort oben wurde einem aber erst richtig das heiße und schwüle Wetter bewusst, nicht lange, da floss der Schweiß in Strömen. Leider gab es oben aber keine Sitzmöglichkeiten, so dass wir uns mit Stehen begnügen mussten, ein kleiner Minuspunkt für die Organisation.



Arten von Foto- und Filmgeräten auf das begehrte Objekt, und es wurde geknipst, was das Zeug hielt.

Nun wurden die Kameras Schuss bereit gemacht, aber die Karstberge waren noch etwas zu weit entfernt, so dass zunächst die anderen Ausflugsschiffe um uns herum ins Visier rückten. Es dauerte jedoch nicht lange, da passierten wir den ersten Berg, der seltsame Ablagerungen an den Steilwänden hatte. An seinem Fuße standen gerade einige Wasserbüffel im Wasser des Flusses. Sofort richteten sich alle nur denkbaren

Dann, ehe wir es uns versahen, waren wir richtig mitten drin in den Karstbergen, bizarre, Steilwand-Kegel, die in den unwirklichsten Formen wie zufällig hingestellt an beiden Seiten des Flusses auftauchten, der sich nun in Mäandern durch die Landschaft wand. Es war zwar keine Wolke am Himmel zu sehen, aber es war etwas dunstig. Nicht das ideale Fotografier-Wetter, aber doch so beeindruckend und einmalig, dass die Kameras nicht stillstehen konnten. Ich fragte mich, wie viele Bilder und Dias allein in dieser Landschaft pro Jahr wohl geknipst werden, ganz zu schweigen von den Kilometern gedrehter Amateurfilme?



Wir waren jedenfalls atemlos gefangen von der Schönheit dieser Natur und konnten nur staunend von einer Bordwand zur anderen springen, um alles hautnah mitzubekommen. Andere Reiseleiter erläuterten ihren Gruppen eifrig die jeweiligen Sehenswürdigkeiten, Herr Ling dagegen blätterte lustlos in einer Zeitung und dachte nicht daran, etwas von sich zu geben. Unser Kollege vom Schlafwagenabteil machte seinem Ärger Luft:

„Dieser Reiseleiter ist eine Zumutung. Der kriegt den Mund nicht auf. Von mir wird der am Ende nicht einen Pfennig Trinkgeld bekommen!“

„Von mir auch nicht“, stimmte ich ihm zu. „Wenigstens haben wir den Prospekt mit der Routenbeschreibung, in der die Highlights nummeriert und erläutert sind.“

„Dafür habe ich nicht das viele Geld für die Reise gezahlt“, winkte er wütend ab.

Ich aber nahm mir den Prospekt vor und versuchte die darin beschriebenen Sehenswürdigkeiten in der Natur zu lokalisieren:

Als Nummer 1 war eine Bergkette beschrieben, deren Hügel wie Fledermäuse gestaltet zu sein schienen. Ich konnte sie ausmachen. Nach der blumigen Darstellung von Nummer 2 sollte man „Drachen, die sich in die Tiefe stürzen“ sehen können. Gemeint waren Auswürfe von Kalkgestein an einer Felswand, die in Form von Stalaktiten herunterhingen.

Als nächstes kam der Wangfu Felsen. Der sah von der richtigen Stelle aus beobachtet tatsächlich so aus wie eine Frau, die ihr Baby in den Armen hält. Die Kronhöhle, die dann folgte, sollte von innen gesehen wie eine alte chinesische Krone aussehen, was wir allerdings nicht verifizieren konnten, da wir zu weit entfernt an ihr vorbeifuhren.

Umso deutlicher waren dann aber die Bambushäuser von Yangdi zu erkennen, die in einem Bambuswald vor bizarr geformten Felsen am Flussufer liegen. Auch der seltsam geformte Fels, der wie das Gesicht des Buddhas Guanvin aussieht, war nicht zu übersehen. Die Klippen der neun Pferde war die nächste Sehenswürdigkeit, direkt gefolgt von einer schönen Spiegelung der Karstberge an einer seichten Stelle des Flusses.



Nachdem wir das Dorf Xingping passiert hatten, nahmen wir die Fünffingerhügel ins Visier. Zwischendurch beobachteten wir immer wieder Fischer mit kegelförmigen Hüten in ihren Einbaum-Booten.



So verging die Zeit im Nu, und es war Ein Uhr, ehe wir es uns versehen hatten. Da kam Frau Cha auf Deck und sah sich nach ihren Gruppenmitgliedern um, forderte jeden Einzelnen auf:

„Das Mittagessen ist fertig, wenn sie jetzt bitte nach unten kommen würden.“

Das war gut so, weil man vom vielen Schauen und Beobachten gerade etwas müde geworden war. Der gekühlte Raum war nach der Hitzeschlacht sehr angenehm. Das Essen war naturgemäß nicht ganz so gut wie in den chinesischen Restaurants, aber der Hunger konnte allemal gestillt werden. Danach blieb mancher erschöpft auf seinem Platz sitzen.

So schön die Fahrt auch war, noch mehr Eindrücke von immer neuen Karstbergen ließen sich einfach nicht verarbeiten. Es passte deshalb gut, dass wir bald nach dem Mittagessen die Anlegestelle der Kleinstadt Yangshou erreichten. Mit Rucksäcken auf dem Buckel und

vor dem Bauch baumelnden Kameras verließen wir das Schiff, dazu noch Langnasen, das war eindeutig. Sofort erhob sich ein großes Geschrei von Straßenverkäufern und Kormoran-Fischern:

„Wollen Boot? Ja? Sehr schön mit Kormoran am Abend, wenn Sonne untergeht, bitte hier gleich Ticket kaufen“, war zum Beispiel zu hören.

Unwirsch stapften wir an ihnen vorbei, ohne sie zu beachten, denn jetzt schwitzten wir gewaltig, so schwül war es doch. Wir hatten einen etwa 15-minütigen Marsch bis zu unserer Unterkunft zu überstehen. Auf der Hauptstraße des Städtchens waren Fußgänger, Fahrrad- und Rikscha-Fahrer allerdings vom Verkehr so sehr beansprucht, dass wir schon bald kaum noch beachtet wurden. Auch hatten wir jetzt mehr mit uns selbst zu tun, unser kleines Gepäck im Schweiß unseres Angesichts zu schleppen und den Anschluss nach vorn nicht zu verlieren

Zwei Fahrradtouren in der Umgebung von Yangshou

So erreichten wir das Li River Hotel von Yangshou, mit zwei Sternen deutlich bescheidener als die Herbergen bisher, aber sauber und ordentlich, womit bewiesen war, dass es in China zumindest in touristisch erschlossenen Gebieten auch preiswerte Übernachtungsmöglichkeiten mit gutem Standard gab. Frau Cha wickelte den Check-In wie immer ab und teilte uns, während sie die Zimmerschlüssel überreichte, die weitere Planung mit:

„Sie haben jetzt eine Stunde Zeit, um sich etwas auszuruhen und frisch zu machen. Bitte kommen sie um vier Uhr auf den Hof des Hotels. Dort stehen Fahrräder für sie bereit. Wir wollen heute noch die Radtour zum Mondberg machen, wie es in ihrem Reiseprogramm vorgesehen ist.“

Die erste Aktion auf dem Zimmer war eine kalte Dusche, danach fielen wir erschöpft auf die Betten.

„Hier ist es fast so heiß wie draußen, gibt es denn keine Klimaanlage, fragte meine Frau.

„Doch bestimmt“, antwortete ich und sah mich um, „ich hab's, es muss der Kasten da oben an der Decke neben dem Fenster sein.“

„Aber wie soll man die anstellen, da kann man doch gar nicht hin reichen?“

Sie hatte recht. Verblüfft sah ich mich um, konnte aber den Trick nicht erkennen, bis ich zwei Fernbedienungen auf dem Tisch liegen sah.

„Wahrscheinlich ist eine für die Klimaanlage gedacht“, murmelte ich vor mich hin.

Sie enthielt indessen nur chinesische Schriftzeichen, so dass ich einiges versuchen musste, bis die Klimaanlage voll eingestellt war. Aber dann konnten wir uns, bald wunderbar gekühlt, von den Anstrengungen des Tages erholen.

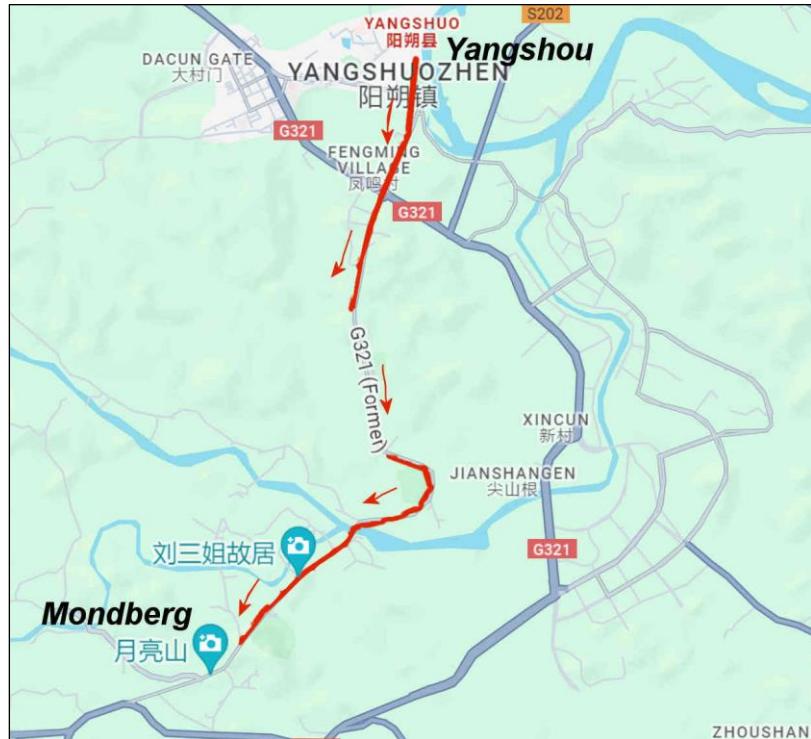
Viel Zeit blieb allerdings nicht, denn es stand ja noch die angekündigte Fahrradtour und die Besteigung des Mondberges auf dem Programm. Meine Frau war gleich eingeschlafen, so dass ich sie sanft wecken musste:

„Ich glaube, wir müssen uns anziehen. Um vier sollen wir uns unten treffen.“



Fahrradtour zum Mondberg

„Auf Radfahren habe ich bei der Hitze gar keinen Bock“, meinte meine Frau gähnend, „ich habe vorhin gehört, wie die Frau aus Bayern Herrn Ling gefragt hat, ob er für sie eine Motorradrikscha bestellen könnte, vielleicht kann ich da mitfahren.“



In der Hotelhalle sprach sie die Frau aus Bayern gleich an und die lud sie begeistert ein:
„Dann kommt's mit mir, in der Kutschen ist Platz für zwei.“

Allerdings war von einer Rikscha nichts zu sehen, die Frau empörte sich:

„Ja, wo bleibt's dann, die Rikscha, die san doch bestellt oder nicht, Frau Cha?“

Offensichtlich hatte es Herr Ling, der sich schon auf dem Schiff ziemlich rar gemacht hatte, vergessen oder schien sich um solche „Lappalien“ nicht kümmern zu wollen, so dass Frau Cha die Sache kurzerhand in ihre bewährten Hände nahm.

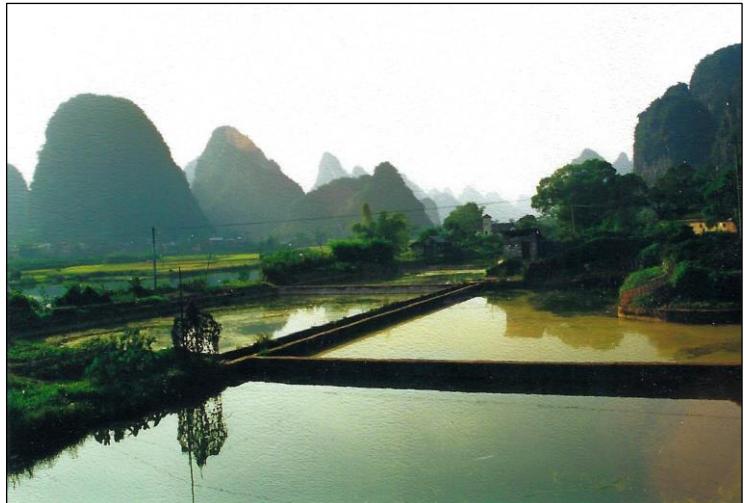


Es dauerte nicht lange, da war die Rikscha da. Die nette Fahrerin kannte die bayrische Frau noch von der Rundreise aus dem letzten Jahr. So gab es eine herzliche Begrüßung.

Unterdessen machten wir anderen uns im Hof des Hotels mit den Fahrrädern vertraut. Sie mussten wie üblich erst einmal fahrtüchtig gemacht werden, das hieß Sättel verstetzen, Luft aufzupumpen und Schlüssel für die Schlosser zu organisieren, was dann doch fast eine halbe Stunde in Anspruch nahm, ehe wir aufbrechen konnten.

Aber dann ging eine flotte Fahrt durch den nachmittäglichen Verkehr los, quer durch das Städtchen zum südlichen Ausgang auf eine recht breite Landstraße, die Motorradrikscha mal vor, mal hinter uns. Die Gruppe fiel bald weit auseinander, so dass die vordersten öfter halten mussten, damit die anderen aufschließen konnten. Frau Cha sicherte wie immer nach hinten ab und stellte sicher, dass keiner alleine zurückblieb.

Auf dieser Straße war ausnahmsweise einmal wenig Verkehr, so dass man sich voll auf die herrliche Landschaft konzentrieren konnte. Links und rechts stiegen die steilen Kegel der Karstberge an, die wir nun ganz aus der Nähe studieren konnten. Dazwischen lagen viele Reisfelder in Farben von gelb bis zu tiefem Grün. Von einer Brücke ergaben sich wunderschöne Fotomotive auf einen Fluss und eine Reihe von Fischbecken, die in der späten Sonne glitzerten. Hier machte das Radfahren richtig Spaß.



Nach etwa einer Stunde erreichten wir den Eingang zum Mondberg, an dem die Fahrräder abgestellt und sorgfältig abgeschlossen wurden. Dass es sich hier um eine besondere Attraktion handeln musste, darauf deuteten unmissverständlich zwei Dinge, erstens kostete es Eintritt, auf diesem Pfad zu wandern und zweitens wartete schon eine Schar von Straßenverkäuferinnen, die sich sofort auf uns stürzten.



Man hatte sich eine besondere Methode ausgedacht: Die jungen Mädchen unter den Frauen pickten sich nämlich zielstrebig jeweils einen allein reisenden Mann heraus, an dessen Ferse sie sich ungefragt hefteten, während die anderen den Rest der Touristen bearbeiteten. Da meine Frau momentan nicht bei mir war, musste ich als allein gelten, und schon hatte ich meine Begleiterin abbekommen, eine hübsche, kleine Chinesin, aber

fast noch ein Kind. Wie alle ihre Kolleginnen musste sie eine schwere Kühlbox mit ihren Waren über der Schulter schleppen.

Unterwegs versuchte sie, mit einigen Brocken Englisch Kontakt zu knüpfen. Da es jedoch selbst jetzt am späten Nachmittag noch sehr schwül war und der Pfad teilweise in Treppe steil bergan führte, hatte ich genug mit mir selbst zu tun, als dass ich darauf eingehen konnte. Vielmehr hatte ich meine liebe Mühe mit dem Kreislauf. Das Herz klopfte wie wild, so dass ich immer wieder Pausen einlegen musste. Dabei blieb auch meine Begleiterin stehen, die mir nun den ganzen Weg schweigend Schritt auf Schritt folgte.

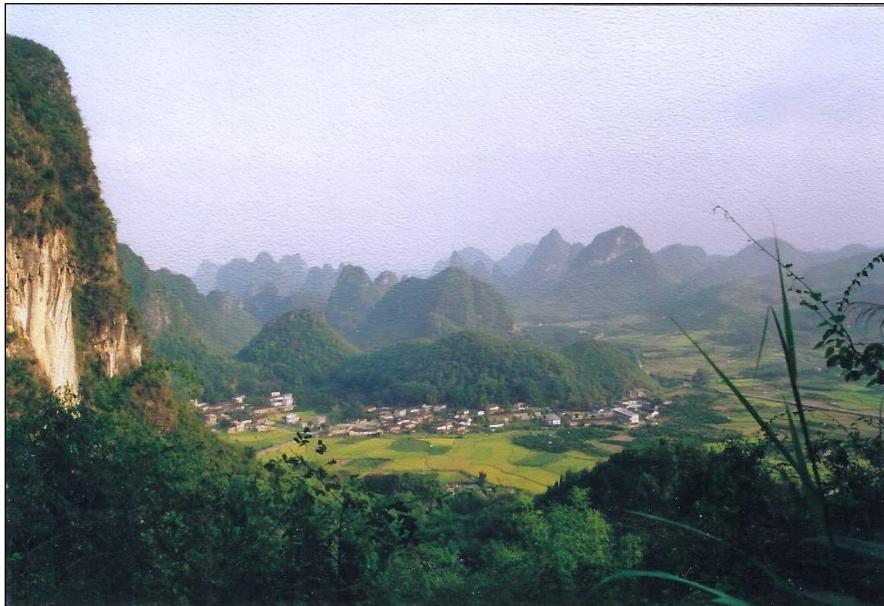
Nach einer halben Stunde Aufstieg wurde die Mühe gleich dreifach belohnt. Als der Wald etwas spärlicher wurde, ergab sich ein wunderbarer Ausblick zurück auf ein tief unten in Reisterrassen von Kegelbergen umgebenes Dorf. Dann war das eigentliche Ziel, der Mondberg erreicht, jedoch nicht die Bergspitze, sondern eine Plattform unter dem Mondbogen, der nichts anderes als eine beachtlich große Natursteinbrücke darstellte. Nur hundert Meter weiter war der Pfad zu Ende.



Wir hatten einen der schönsten Aussichtspunkte in den Karstbergen um Yangshou erreicht: Der Blick ging weit hinab auf ein sich durch Berge und Reisfelder schlängelnden Fluss, der gleiche, den wir vorhin von der Straßenbrücke aus schon bewundert hatten. Selbst die Fischteiche waren von hier oben auszumachen.

Nun fühlte ich mich moralisch doch verpflichtet, meiner Begleiterin ein kühles Getränk und ein Päckchen Ansichtskarten abzukaufen. Sie freute sich, ihr Geschäft gemacht zu haben, das mühselig genug war.

„Wie oft am Tage mussten sie und die anderen den beschwerlichen Weg wohl machen?“ dachte ich bei mir.



Nach dem Abstieg schwärmte ich meiner Frau, die unten gewartet hatte, gleich vor, wie schön es gewesen war:

„Von dort oben hat man phantastische Aussichten, und der Mondbogen hat mich an Natursteinbrücken in USA Southwest erinnert - schade, dass du nicht mit warst.“

„Das war mir viel zu schwül“, entgegnete sie.

„Außerdem hatten wir auch hier unten unseren Spaß. Ich habe Frau Wu kennengelernt“, deute sie auf die Chinesin, die neben ihr saß, „sie kann etwas Englisch, da haben wir

radebrecht und viel gelacht. Übrigens sammelt sie Adressen und Münzen aus anderen Ländern. Ich würde ihr gerne etwas geben. Hast du zufällig was dabei?"

„Ich glaube ja, ich muss mal nachsehen.“

Ich fand ein Markstück deutsches Geld, das ich Frau Wu schenkte, dazu mein Geschäftskärtchen. Sie war hoch erfreut und bedankte sich vielmals.

Als unsere Gruppe wieder vollzählig versammelt war, machten wir uns auf die Rückfahrt. Die Rikscha, die praktisch ein Motorrad mit einem großen, bequemen, Baldachin überdachten Seitenwagen war, entschwand schnell unseren Blicken. Aber schon bald sahen wir sie abgestellt stehen, denn die Frauen hatten sich um einen Stand geschart, an dem Pomelos, Grapefruit ähnliche Früchte verkauft wurden. Das war etwas für meine Frau, die zwei der Früchte erstand.

Dann entschwand die Rikscha mit den Frauen erneut, der Sohn eilte auf dem Fahrrad hinterher. Franz, der das neben mir stehend beobachtet hatte, meinte abschätzig:

„Sigst, der Sohn hat sich ein Rad geschnappt, der lässt sei Mutter heut allein“.

„So alleine aber auch nicht“, entgegnete ich, „der hält sich doch immer ganz nahe bei der Rikscha auf. Dabei hat seine Mutter schon meine Frau als Begleiterin. Warum fährt der denn nicht mal mit uns?“

„Naa“, winkte Franz ab, „der doch nicht. Dös ist ein seltsames Paar, die Mutter mit ihrem Sohn“.

Als wir die Rikscha das nächste Mal einholten, hatte sie bei einem der jüngeren Paare unserer Gruppe angehalten, die ihre Fahrräder schieben mussten, weil eines einen Platten bekommen hatte, nicht verwunderlich bei dem schlechten Zustand der Räder. Doch auf solche Misslichkeiten schien man hier im Land gut vorbereitet zu sein. Die Rikscha-Fahrerin holte zwei Fleischerhaken aus ihrem Werkzeugkasten, die sie an den Rahmen der Überdachung festmachte, und hängte das Fahrrad einfach dort ein. Unsere Kollegin konnte auf der Lehne der Sitze sogar mitfahren. So war auch dieses Problem gelöst.

Zum Abendessen hatten meine Frau und ich uns wieder mit Franz verabredet. Gleich neben dem Hotel lag ein Nachtmarkt mit vielen Garküchen.

„Hier ist es doch sehr local, wollen wir mal eine der Garküchen probieren?“ fragte ich unternehmenslustig.

„Nein, hier möchte ich nicht bleiben. Das ist mir zu schmuddelig“, lehnte meine Frau strikt ab, „da könnte ich nichts essen.“

„Vielleicht hast du recht, es wäre dummm, wenn wir uns hier noch etwas einfangen würden. Dann lasst uns doch ein kleines Lokal suchen, in dem die Einheimischen verkehren.“

Aber so etwas konnten wir in Yangshou nicht finden. Alle Restaurants lagen in der Fußgängerzone für die Touristen. Da man dort fast überall draußen sitzen konnte, fühlte man sich direkt an südeuropäische Urlaubsorte erinnert.

„Wenn ich mir das so ansehe komme ich mir fast vor wie an der Costa Brava, dabei sind wir doch mitten auf dem Land in China, kaum zu glauben“, murmelte ich vor mich hin.



Natürlich gab es in dieser Straße auch viele Verkaufsstände für billige Klamotten, Kunstramsch und sonstigen Touristennippes.

„Da hats ein Hemd mit einm Radel drauf“, deutete Franz in eine der Buden. „Dös kauf i mir“, und hatte es wenig später erstanden.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als eines der Restaurants auf dieser Meile zu wählen, wenn wir noch satt werden wollten. Von der Qualität des Essens waren wir allerdings sehr angetan, kein Touristenfraß, mit dem man so häufig in europäischen Urlaubsorten abgespeist wird. Vielmehr gab es sogar Ente, was in China eine Besonderheit ist. Und auch Franz, der es scharf liebt, war mit einem Hotpot gut versorgt.

Fahrradtour zum Dorf Fu Li Zhen

Der erste Blick aus dem Fenster am nächsten Morgen bewies, dass Yangshou mitten in den Karstbergen lag, so greifbar nahe waren sie. Trotz der nahen Straße direkt unter uns hatten wir ruhig schlafen können, denn nachts war der Verkehr erstorben. Beim Frühstück kündigte Frau Cha das Tagesprogramm an:

„Vormittags wollen wir unsere zweite Radtour machen, und zwar zum Dorf Fu Li Zhen. Dort findet heute der Bauernmarkt statt. Das wird für Sie bestimmt sehr interessant sein. Am frühen Nachmittag brechen wir dann wieder nach Guilin auf.“

„Wie weit ist es denn zu fahren?“ wollte meine Frau von ihr wissen, die noch unentschlossen war, ob sie heute aufs Fahrrad steigen sollte.

„Nur etwa eine halbe Stunde und keine großen Steigungen, das kann jeder von Ihnen schaffen. Suchen Sie sich draußen im Hof ein Fahrrad aus“.

„Na gut“ meinte meine Frau, „dann fahre ich heute auch mit dem Rad.“

Da die Schlüssel am Vorabend eingesammelt worden waren, hatte sich niemand „sein“ Fahrrad reservieren können. So kam es zu einem neuen Verteilungskampf. Wer gestern eine schlechte Wahl getroffen hatte, versuchte heute, ein besseres Rad zu erwischen. So mussten zwangsläufig neue Einstellungen von Sattel, Lenker und Reifenluft folgen. Erst nach geraumer Zeit waren wir abfahrbereit, zweiundzwanzig Radfahrer und eine Motorradrikscha für die Frau aus Bayern und ihren Sohn.



Der Weg führte zunächst durchs Städtchen bis zur gleichen Verzweigung, an der wir gestern Richtung Mondberg abgebogen waren, diesmal jedoch geradeaus weiter und

wenig später auf einer Straßenbrücke über den Fluss Li. Die Landschaften ringsherum waren herrlich. Aber so richtig genießen konnte man die Aussicht leider nicht.

Zum einen herrschte ein unangenehmer Gegenwind, der selbst die kleinen Steigungen beschwerlich machte, die auf der Strecke zu überwinden waren. Zum anderen war diese Straße sehr belebt mit viel Lastwagen- und Busverkehr. Volle Konzentration war angezeigt, so dass wenig Zeit für die Aussichten auf das wechselnde Panorama der Karstberge blieb.

Ganz schlimm wurde es erst, als ein unbeleuchteter Straßentunnel zu durchqueren war. Hier konnte man sich bestenfalls durch Absteigen und Schieben vor den Autos etwas schützen.

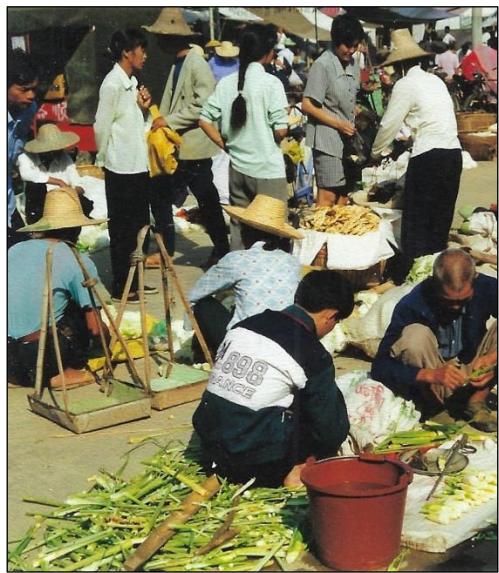
„Huch,“ hörte man einen erschreckten Ausruf im Dunkeln, „ich bin in etwas Weiches getreten, aber ich kann hier überhaupt nichts sehen, nur schnell raus aus diesen blöden Tunnel.“

Draußen zeigte sich, dass es zum Glück kein Schit, sondern eine herunter gefallene Frucht gewesen war. Trotzdem verfluchten alle die Reiseleitung, sich eine solche Strecke ausgedacht zu haben. Auf Feldwegen durch die Reisplantagen hätte es so wundervoll sein können!

Schließlich hatten wir den Ort Fu Li Zhen doch erreicht. Als die Fahrräder abgestellt und sorgfältig verschlossen worden waren, machten wir uns auf den Weg zum Bauernmarkt auf dem zentralen Platz des Dorfes. Mit unserem Erscheinen hier hatte niemand rechnen können und folgerichtig blieben wir einmal von den hartnäckigen Straßenverkäufern verschont, die sonst überall in China die Touristen umschwirren.

Ein buntes Völkchen bot seine Waren feil. Die Obstverkäufer zogen uns als erstes an. Eine Frau, die noch nicht einmal einen Stand hatte, sondern direkt auf dem nicht gerade sauberen Boden kauerte, verkaufte Mandarinen:

„Die sind ja noch grasgrün“, meinte ich, „so kann man die doch gar nicht essen, oder?“



„Doch, haben wir schon“, antwortete meine Fau. „In Luoyang hast du genauso grüne vom Markt mitgebracht, und die haben sehr gut geschmeckt.“

„Stimmt“, fiel es mir auch wieder ein, „dann kaufe ich ein paar. Eine kleine Erfrischung wird uns ganz guttun.“

Für unglaublich wenig Geld erhielten wir einen ganzen Beutel der grünen Mandarinen, die übrigens vorzüglich schmeckten und sehr frisch mundeten. Dann stürzten wir uns auf

die kleinen Bananen, die bei uns in Europa durch die Zölle so teuer gemacht sind, aber hier nur wenig kosteten.

Als wir die Obstverkäufer hinter uns gelassen hatten, kamen wir zu Straßenfriseuren, die sogar hier ihrer Arbeit nachgingen und Stühle für die wartende Kundschaft bereitgestellt hatten.

Nur wenig später passierten wir eine ganze Reihe von Ständen mit getrockneten Blättern. Als wir noch rätselten, um was es sich hier wohl handeln könnte, bemerkten wir eine uralte Maschine, mit dem der Stoff gepresst und geschnitten wurde. Nur war klar, dass es nur Tabak sein konnte. Zu gerne hätte ich die Szene fotografiert, aber der Chef an der Maschine verwahrte sich mit abwehrenden Händen dagegen, wobei er mir einen bitterbösen Blick zuwarf. Vielleicht war er Mohammedaner, die es nicht wollen, abgelichtet zu werden.

Nur wenig weiter lag der Gemüemarkt. Auch hier wurde alles auf dem Boden liegend feilgeboten, so dass sich malerische Bilder ergaben.

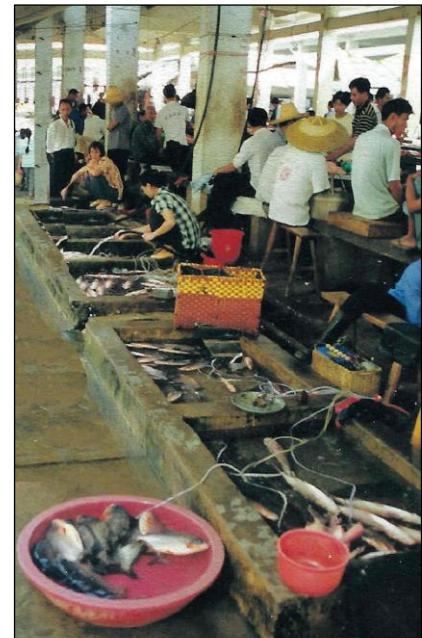
Die Fleischläden ließen wir gleich links liegen, als wir die vielen Fliegen auf den Rinder-, Schaf- und Hammelteilen bemerkten. Auch der Fischstand war nicht sehr gepflegt. Die Tiere schwammen in auf dem Boden stehenden Blechschüsseln und Plastikbehältern herum. Als meine Frau das alles gesehen hatte, konnte sie nicht mehr an sich halten:

„Die Fliegen auf dem Fleisch, das ist ja ekelerregend und die Fische in dem Dreckwasser, wie kann man da nur etwas kaufen?“

„Die Leute sind es nicht anders gewohnt, und ein Fleisch- oder Fischgeschäft wird es im Dorf nicht geben. Da kaufen sie eben hier und denken sich nichts dabei“, entgegnete ich.

In diesem Augenblick hörten wir ein Krachen und Geknatter wie am bei uns am Silvesterabend.

„Was ist da los? Vielleicht ein Umzug zu einem Fest! Es scheint von der Seitenstraße hinter dem Markt her zu kommen“, stellte ich fest.



„Schnell lass uns hingehen, das müssen wir sehen“, trieb meine Frau zur Eile an.

Wir erreichten die Seitenstraße gerade noch rechtzeitig, um mitzubekommen, was los war. Ein Festumzug war es zwar nicht, aber etwas Besonderes war es doch, nämlich ein Trauerzug auf Chinesisch, der dicht an uns vorbeizog. Statt in Schwarz war der Sarg mit weißen Bändern und fröhlich bunt geschmückt. Acht oder zehn

in ihren Alltagssachen gekleidete Träger trugen ihn auf Bambusstangen und sangen dabei ein Lied. Das Knattern kam von Feuerwerkskörpern, die abgebrannt wurden. Tod und Beerdigung scheinen bei den Buddhisten, die ja an Wiedergeburt und Nirwanas glauben, etwas Fröhliches zu sein. Also vielleicht doch ein Fest?

Als wir den Markt verließen, passierten wir noch die Garküchen und Essensstände, die natürlich nicht fehlen durften. Dort beobachteten wir einen zahnlosen Alten, wie er einen kleinen Jungen mit Stäbchen fütterte.

„Ach süß, wie der uns mit seinen kugelrunden Kinderaugen anstarrt“, freute sich meine Frau, „guck doch mal, der vergisst sogar das Kauen, so interessant scheinen wir zu sein“.

Noch einmal aufs Rad wollte meine Frau gar nicht erst steigen, der Tunnel war ihr einfach zu suspekt. Ihr Fahrrad wurde, wie schon gestern gesehen, hinten an der Motorrad-Rikscha aufgehängt, dann konnte sie neben denen aus Bayern Platz nehmen. Wir andern radelten zwar ohne Probleme zurück, aber viel Spaß machte es uns nicht mehr.

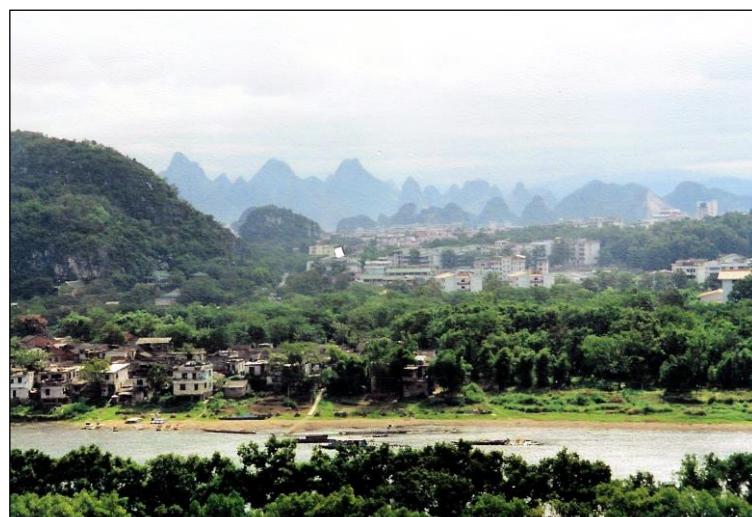
Im Hotel stürzten wir uns auf das schmackhafte und ausgiebige Mittagessen, denn wir hatten von dem Sportprogramm richtig Hunger bekommen. Danach lehnten wir uns erschöpft zurück und hätten uns beim Bier gerne noch etwas ausgeruht, da trieb Frau Cha schon zum Aufbruch an:

„Gerade ist Herr Ling mit dem Bus angekommen. Bitte holen Sie jetzt Ihr Gepäck, damit wir nach Guilin aufbrechen können.“

„Warum können wir hier nicht in Ruhe unser Bier austrinken, später vielleicht einen Bummel durch die Stadt machen und etwa später aufbrechen?“ fragte ich Frau Cha etwas verärgert, denn alle an unserem Tisch wären gerne noch geblieben.

„Die Mehrheit der Gruppe möchte sofort losfahren, damit noch Zeit zur Besichtigung der Tropfsteinhöhlen bleibt“, antwortete sie mit fester Stimme.

Ich erinnerte mich, dass Herr Ling gestern dieses fakultative Programm angeboten hatte, konnte mir aber nicht vorstellen, dass mindestens Zehn daran teilnehmen wollten, denn bei seinem Vorschlag hatte sich die Begeisterung in Grenzen gehalten. Ein interner Streit in der Gruppe war jedoch das letzte, was wir wollten, so dass wir nicht weiter auf einer Abstimmung bestanden und uns fügten.



Auf der Rückfahrt ergaben sich faszinierende Ausblicke auf immer wieder neue Konstellationen der Karstberge, von denen ich nicht genug bekommen konnte, während andere Mitglieder unserer Gruppe in seligen Mittagsschaf gefallen zu sein schienen. In dieser Region passierten wir viele Höfe, wo die Bauern auf jeder verfügbaren Fläche Kaki-Früchte zum Trocknen ausgelegt hatten.

Herr Ling raffte sich auf und setzte zum letzten Versuch an, sein fakultatives Programm durchzubringen:

„Ich möchte sie noch einmal an den Besuch der Schilfrohrflöten-Höhle erinnern und jetzt abstimmen lassen. Wer möchte an dem Programm teilnehmen?“

Nicht einmal Acht kamen zusammen, so dass er enttäuscht die Organisation des Busses abblasen und die Interessenten darauf verweisen musste, Taxis zu benutzen.

„Die Geschäfte der lokalen Reisebüros sollten eben nicht über die Wünsche der Teilnehmer gestellt werden“, meinte ich zu meiner Frau, „ärgerlich, dass wir beim Mittagessen nicht doch abgestimmt haben. Dann hätten wir vielleicht noch einige Stunden länger in Yangshou bleiben können.“

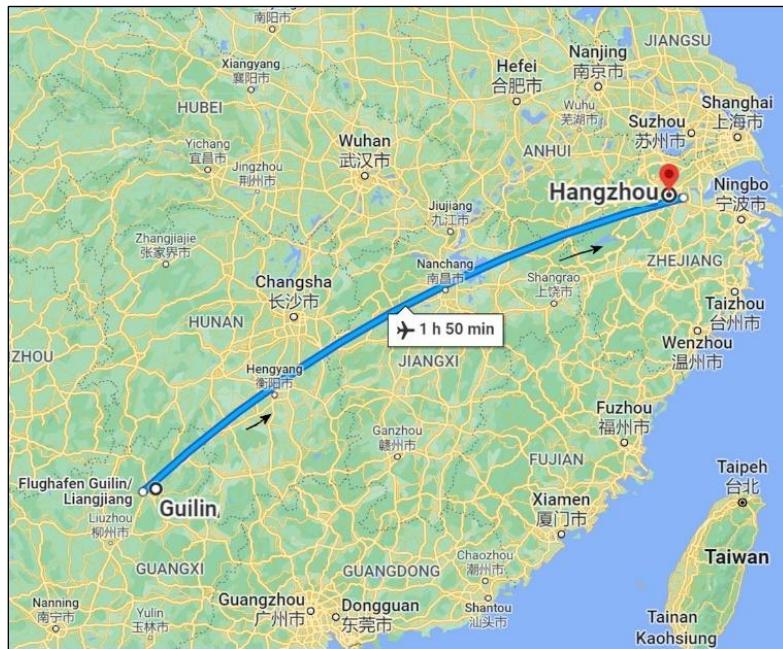
So erreichten wir schon gegen drei Uhr nachmittags wieder das Lijiang Hotel in Guilin. Beim neuerlichen Check-In bekamen wir auch neue Zimmer zugewiesen, in die alsbald das abgestellte Gepäck gebracht wurde. Der Rest des Nachmittags und auch der nächste Morgen bis zum Mittagessen standen zur freien Verfügung. Unser Grüppchen fand sich zu einem Bummel durch das unter dem riesigen Platz des Zentrums der Stadt gelegene Einkaufszentrum zusammen. Die recht preisgünstige Kleidung verlockte zum Kaufen. Auf diese Weise kam auch ich zu einem schönen neuen T-Shirt. Später dehnten wir den Spaziergang auf einige Kaufhäuser von Guilin aus.

Der Rückweg führte uns direkt über den zentralen Platz, der modern gestaltet war. Die Bodenplatten enthielten in einer Art Mosaik ein riesengroßes Abbild des Erdatlases mit vielen Hauptstädten und den Entfernungen von Guilin dorthin. Interessiert suchten wir Deutschland auf und fanden Berlin und Hamburg wieder. An einer Seite des Platzes standen übergroße Monitore, auf denen jetzt Werbung lief, die aber durchaus auch zu einer Filmvorführung hätten benutzt werden können.

Franz, meine Frau und ich hatten unterwegs schon eifrig Ausschau nach einem lokalen Restaurant gehalten. Besonders in einer Straße hinter dem Platz gab es mehrere der Sorte, die uns geeignet schienen. Am Abend zogen wir wieder los, Susanne schloss sich uns an. Als wir in einem der anvisierten Restaurants Platz genommen hatten, standen wir wieder vor dem Problem der Bestellung. Diesmal halfen uns Einheimische vom Nachbartisch, die etwas Englisch konnten. Wie sich bald zeigte, hatten sie uns gut beraten, denn das Essen war außerordentlich schmackhaft, wesentlich besser als im Touristenlokal am Abend zuvor.

Hangzhou, Stadt am Westsee

Hangzhou, etwa 100 Kilometer südwestlich von Shanghai gelegen, war unser nächstes Ziel, für eine Bus- oder Bahnfahrt natürlich von Guilin viel zu weit entfernt, so dass ein weiterer Inlandflug eingeplant war, der aber erst nachmittags stattfinden sollte. So blieb viel Zeit zum Auschecken und letzten Einkäufen, bis wir wieder im Lijiang Hotel unser gemeinsames Mittagessen einnahmen. Inzwischen war ein starker Wind aufgekommen und hatte eine Wetteränderung mit sich gebracht. Die Temperatur war auf nur noch etwa 20 Grad gefallen.



Auf der Fahrt zum Flughafen wurden wieder Trinkgelder eingesammelt. Frau Cha war so klug, ganz darauf zu verzichten, einen von der Gruppe eine Dankesrede halten zu lassen. Ihr war sonnenklar, dass in diesem besonderen Fall mit Sicherheit Kritik hochgekommen wäre, weil die meisten von uns mit Herrn Lings lokaler Reiseleitung nicht sehr zufrieden gewesen waren. So übergab sie ihm die Umschläge höchst selbst mit einigen dünnen Worten.

„Ich wette, der hat nicht viel bekommen“, raunte ich meiner Frau zu.

„Das glaube ich auch, wahrscheinlich hat der Busfahrer Mehr erhalten“, antwortete sie.

„Aber Frau Cha hat es so geschickt gemacht, dass keine offizielle Kritik geäußert werden konnte. Damit hat sie wenigstens sein Gesicht gewahrt!“

Beim Einchecken gab es neue Aufregung, Frau Cha kam ganz aufgelöst vom Check-In Schalter zurück zu uns, die wir in der Halle geartet hatten:

„Meine Damen und Herren, ich muss Sie bitten, mir Ihre Reisepässe zu geben. Obwohl es nur ein Inlandsflug ist, muss hier alles bürokratisch kontrolliert werden. Das tut mir leid, aber wir müssen uns fügen.“

„Macht doch nichts, ist doch kein Problem“, war aus der inzwischen gut ausgeruhten Reisegruppe zu hören.

„Außerdem hat man mich darauf hingewiesen, dass die aufgegebenen Gepäckstücke auf keinen Fall mehr als 20 Kilo wiegen dürfen. Also, wenn Ihre Koffer zu schwer sind, tun Sie lieber noch etwas ins Handgepäck“.

Nachdem Frau Cha mit den Pässen verschwunden war, setzte ein eifriges Kramen und Umpacken der Koffer und Taschen ein. Jedoch schneller als erwartet hatten wir die Pässe zurück und das weitere Einchecken lief ohne Probleme ab.

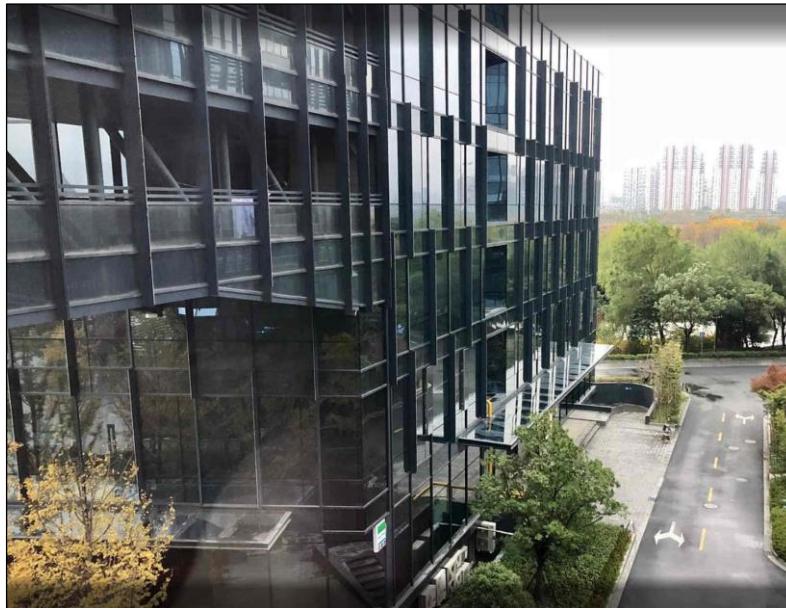
Der Flug verlief sehr ruhig. Starke Bewölkung unterwegs ließ uns leider von der Landschaft so gut wie nichts sehen. Wir flogen etwa zwei Stunden immer nach Nordwesten und erreichten schließlich Hangzhou am frühen Abend.

Vor dem Flughafengebäude erwartete uns diesmal wieder eine lokale Reiseleiterin.

„Ich bin Frau Tongu vom hiesigen Reisebüro und darf Sie in unserer schönen Stadt herzlich begrüßen. Bitte lassen Sie ihr Gepäck hier einfach stehen, es wird zum Hotel gebracht. Dort drüben wartet unser Bus.“

Auf der Fahrt in die Stadt gab uns Frau Tongu gleich einen kurzen Überblick:

„Hangzhou ist sehr alt und war schon bekannt, als es im 12. Jahrhundert Hauptstadt des südlichen Song-Dynastie wurde. Die Stadt soll schon damals eine Million Einwohner gehabt haben und die größte Stadt der Welt gewesen sein. Leider wurde in späteren Kriegen die Altstadt zerstört, und erst um die Jahrhundertwende wiederaufgebaut.



Nur der Westsee hat alle Kriege überstanden, ist heute noch da und wurde zum Wahrzeichen unserer Stadt. Er wurde zu Zeiten der Tang-Dynastie angelegt, von den nachfolgenden Kaisern ständig ausgebaut und durch Eingriffe so verändert, dass er zu einer Idylle aus See, Bergen und Wäldern geworden ist.“

Mitten durchs Stadtzentrum ging unsere Fahrt ge-

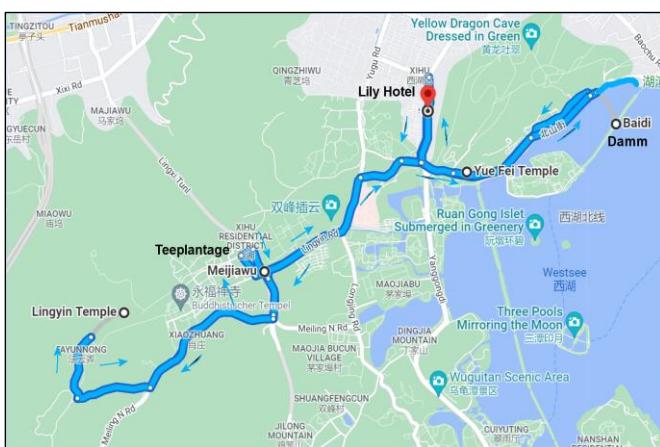
nau in die Gegend dieses Westsees zum brandneuen Lilyhotel, unserer Residenz in Hangzhou. Wir bekamen schöne, moderne Zimmer mit allem Komfort. Sogar ein Kimono lag für jeden bereit.

Später machten wir mit unserem altbewährten Grüppchen noch einen kleinen Abendspaziergang. Wir waren überrascht, denn in dieser Gegend wöhnte man sich eher in einem besseren Viertel einer Stadt an einem Schweizer See, als in einer chinesischen Metropole. Wir erreichten schließlich den Westsee, wo jedoch alles dunkel und gespenstig war, denn die Parks waren wohl nur für den Tagesbetrieb ausgerüstet, aber abends war diese Gegend verlassen.

„Das ist wirklich zu dumm, ich hatte mich so auf einen kleinen Imbiss gefreut, aber hier gibt es ja nicht einmal eine Garküche“, ärgerte ich mich.

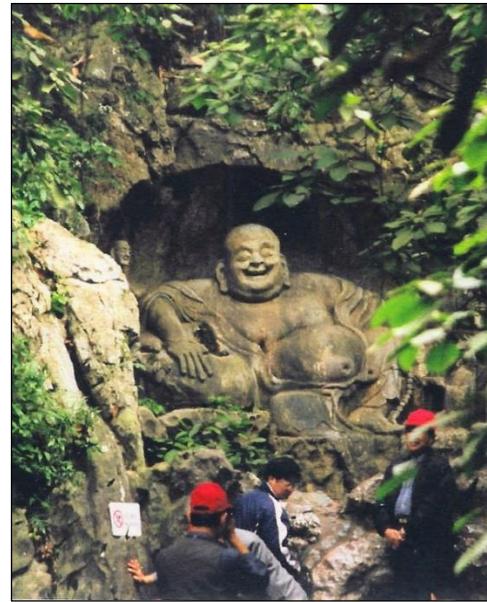
„I hätt auch noch was vertragen können, aber nix gibts, da kannst nix machen“, antwortete Franz resigniert.

Zurück im Hotel blieb nur die Bar, was sollte man sonst mit dem Abend noch anfangen. Peanuts zum Bier mussten herhalten, um wenigstens nicht mit leerem Magen ins Bett gehen zu müssen.



Am nächsten Morgen begann unsere Fahrradtour gleich nach dem Frühstück. Zuerst fuhren wir auf belebten Straßen ohne Fahrradwege zum Tempel der Seelenzuflucht, den ein indisches Kloster im 4. Jahrhundert gegründet haben soll. Auf dem ausgedehnten Gelände um das Kloster herum gab es verschiedene in die Felsen gemeißelte Figuren, am eindrucksvollsten die der lachenden Buddhas. Das Kloster selbst war

im üblichen buddhistischen Stil aufgebaut, also mehrere hintereinander liegende Hallen in immer großartiger gestalteter Folge. Aber wir waren von der vielen Tempelbesichtigungen schon etwas müde und ließen es mehr oder weniger über uns ergehen.



Als wir dann wieder zurück bei den Fahrrädern waren, beschrieb Frau Tongu den weiteren Weg:

„Wir fahren jetzt ein Stück zurück und biegen in die erste Seitenstraße rechts ein. Sie führt zu den sogenannten sieben Dörfern, dem einzigen Gebiet bei Hangzhou, in dem noch grüner Tee angebaut wird. An der ersten Teeplantage legen wir einen Halt ein“.

Dort angekommen, pflückte sie eine Teeblattzanze ab und gab uns Erläuterungen zum Tee-Anbau. Dann strampelten wir weiter zum Verwaltungsgebäude, in dem es mehr Informationen zum Tee gab. Man demonstrierte uns, wie die Teeblätter in einem halbrunden und elektrisch beheizbaren Kupferkessel mit viel Schütteln und Handarbeit getrocknet wurden. Dann durften wir am Probiertisch Platz nehmen. Einige Schalen gefüllt mit Teesorten der Gegend, natürlich als die besten von ganz China angepriesen, wurden zum Riechen und Befühlen herumgereicht.

Nun wurde es spannend, denn es bekam jeder ein Probierglas gereicht. Frau Tongu sagte:

„Sie werden jetzt den besten Tee der Provinz in drei Aufgüssen serviert bekommen. Jeder Aufguss hat feine Unterschiede im Aroma und Geschmack, was Sie sicherlich bemerken werden“.

Dann gab sie den zwei netten Vorführdamen ein Zeichen. Diese gaben in jedes Glas ein wenig von dem Tee aus der Schale und machten dann mit den graziösesten Bewegungen der Kannen den ersten Aufguss. Nachdem der Tee eine kurze Zeit gezogen war, durften wir probieren, beim ersten Probeschluck gab es unglaubliches Erstaunen ob des seltsamen Geschmacks. Die Höflichkeit gebot indessen, es schweigend und mit geschlossenen Augen über sich ergehen zu lassen. Nur einer der Reise-Kameraden hatte das gute Gesicht vergessen und platzte damit heraus, was alle insgeheim dachten:

„Das schmeckt ja wie Spinat!“

Frau Cha hustete erschreckt und sah zu den Vorführdamen hin. Zum Glück verstanden die kein Deutsch, glaubten vielmehr selbstverständlich an ein großes Lob und lächelten beglückt, während auch Frau Tongu gnädig schwieg.

Es gab noch zwei weitere Aufgüsse des Tees, aber viel besser wurde der „Spinatgeschmack“ dadurch auch nicht. Als es dann zum Kaufen kam, hielten sich die meisten vornehm zurück. Erst nachdem einige doch nicht hatten widerstehen können, war der Bann gebrochen, und manch unnötiger Yuan wurde ausgegeben. Auch wir nahmen höflichkeitsshalber ein kleines Döschen mit, das bis heute unberührt im Schrank steht.



Von der Plantage ging es direkt in einen Volkspark mit roten Seerosen auf dem Weiher vor einer sich sehr schön spiegelnden Tempelhalle. Dann ging es zum Mittagessen in ein naheliegendes Restaurant. Daran war gespart worden, wie wir unschwer feststellen konnten, hatten wir doch jetzt gute Vergleichsmöglichkeiten.

In dem Park gab es ein Becken mit unwahrscheinlich großen Süßwasserfischen, die jedes Kind zu

füttern versuchte, die aber längst mehr als gesättigt zu sein schienen. Später wurde die Fahrradtour fortgesetzt, bis wir den Westsee erreichten, das Symbol von Hangzhou, der, wie Frau Tongu es uns schon beschrieben hatte, als flacher künstlicher See angelegt und später ständig ausgebaut worden war. Besonders an der östlichen und südlichen Seite ist so tatsächlich eine Idylle entstanden, wie wir wohl bestätigen konnten.

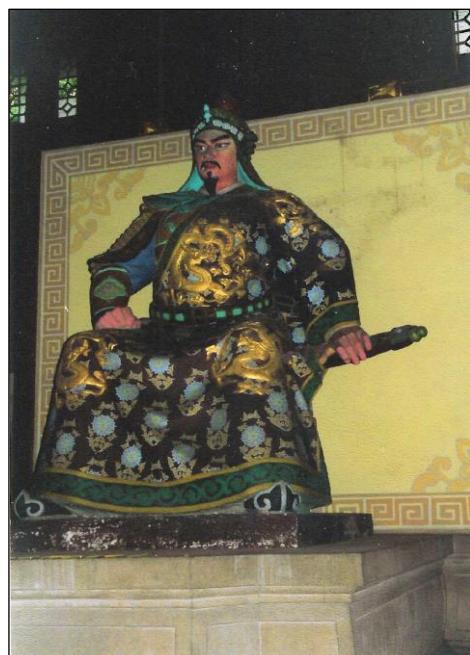
Als nächstes führte uns Frau Tongu zu einem in der Nähe des Südufers gelegenen Tempel, der dem General Yue Fei gewidmet war, der als Freiheitskämpfer aufgrund von Intrigen hingerichtet, später aber rehabilitiert wurde. Er stellt eine Symbolfigur des chinesischen Patriotismus dar. In der Haupthalle findet man Wandmalereien mit Szenen aus seinem Leben und eine überlebensgroße Statue. Im hintersten Teil des Gartens kann man den Grabhügel besichtigen.

Am Ufer des Westsees entlang radelnd kamen wir zum Eingang auf des mit Trauerweiden gesäumten Bai-Damm zur Gushan-Insel. Wir hatten diesen kaum erreicht, da hielt Frau Tongu an und meinte:

„Wenn Sie hier auf dem Damm weiterfahren, kommen Sie durch einen der schönsten Teile der Westseelandschaft. Der Ausgang auf der anderen Seite ist nicht zu verfehlten. Auf der Straße brauchen Sie nur rechts um das Ufer herum zu fahren, dann sind Sie schon bald wieder beim Hotel.“

Nur ein kleiner Teil der Gruppe hörte ihr überhaupt noch zu, die anderen hatten sich schon selbstständig gemacht. Auch Frau Tongu hatte das längst bemerkt und sprach mehr zu sich selbst:

„Ich glaube, für heute Nachmittag brauchen Sie mich nicht mehr“.



Dann war sie so schnell weg, dass wir gar nicht merkten, in welcher Richtung sie verschwunden war. Auch Reiseleiter wollen eben ihren pünktlichen Feierabend haben. Ohne Führung trennte sich auch der Rest der Truppe schnell in die üblichen kleinen Grüppchen auf. Jeder hatte etwas anderes vor, und zum Schluss waren meine Frau und ich allein, als wir schließlich zum Hotel zurück radelten.

Abends schloss sich uns Franz an, als wir zunächst Richtung Westsee nach einem Restaurant Ausschau hielten. Es gab zwar welche auf beiden Straßenseiten, aber wir konnten uns zunächst nicht entscheiden, bis wir endlich eins betraten. Ein üppiges Buffet und ein feines Ambiente sprangen sofort ins Auge:

„Edles mag i jetzt gar nicht. Was ganz Lokales, des wär mir heut grad recht“, ließ sich Franz vernehmen und war schon auf dem Rückzug.

Im nächsten Restaurant ein paar Häuser weiter bestand das Buffet aus lauter Kochtöpfen. Auf den Deckeln prangten indessen nur chinesische Zeichen, und eine kurze Frage zeigte schon, dass man hier mit Englisch nicht viel anzufangen wusste.

„Nein, das ist auch nichts“, meinte ich „was auf den Deckeln steht, das verstehen wir nicht, und erst in alle Töpfe zu gucken, bevor wir uns etwas nehmen, das ist zu unhöflich, das können wir nicht machen.“

So mussten wir auch diesmal den Rückzug antreten.

„Sollen wir es im Hotel probieren? Dort gibt es bestimmt ein Restaurant, oder suchen wir weiter. Es ist schon acht Uhr durch“, machte uns meine Frau auf die Zeit aufmerksam.

Nach Franzens Miene zu urteilen, war Hotel auch nicht das, was er wollte, ein rustikales, chinesisches Restaurant sollte es wohl sein. Also versuchten wir es in der anderen Richtung die Straße entlang zum Stadtzentrum hin. Nach zwanzig Minuten strammen Marsches stießen wir in der Nähe des Stadions wieder auf ein Gebäude mit roten Lampions davor, was in China eigentlich Zeichen für ein Restaurant ist. Es wurde aber zusätzlich noch mit rötlichem Licht ausgestrahlt. Was hatte das zu bedeuten? Als wir noch unschlüssig herumstanden, meinte meine Frau:

„Ob das vielleicht das chinesische Rotlichtmilieu ist?“

Es erschien uns tatsächlich etwas dubios, so dass wir lieber weiterzogen. Nach noch einmal fünf Minuten, kündigte sich endlich das nächste Restaurant an. Inzwischen war es halb Neun, wir hatten ziemlichen Hunger und genug vom Suchen. So traten wir ein, fest entschlossen zu bleiben, wenn es denn noch etwas zum Essen gab.

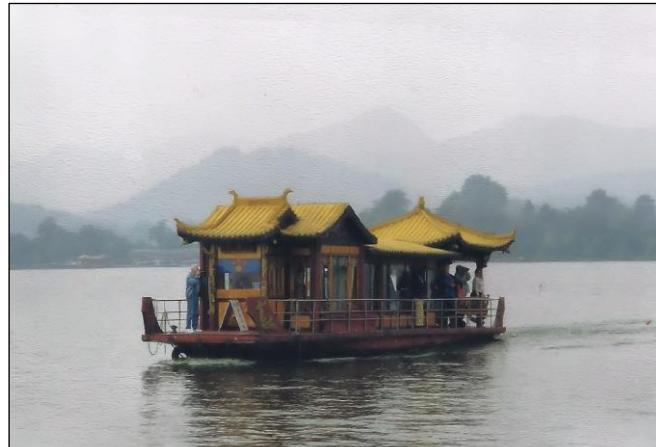
Der Zufall hatte uns in ein nettes familiäres Lokal geführt. Wir bekamen sogar eine englischsprachige Speisekarte, die uns aber auch nur teilweise helfen konnte. Zwei Gerichte waren Volltreffer, das dritte fast nicht essbare, panierte, vertrocknete Entenstücke. Wir versuchten es trotz der Sprachschwierigkeiten zu beanstanden und zurückgehen zu lassen - und das klappte, wir bekamen leidlich besseren Ersatz.

Gleich nach dem Frühstück am nächsten Morgen mussten wir auschecken und die Koffer bereitstellen, da bereits für den Nachmittag die Abreise aus Hangzhou vorgesehen war. Dann sollte es mit dem Zug in die Stadt Suzhou gehen. Aber noch war es nicht soweit.

Draußen trafen wir auf Frau Tongu, die uns das Tagesprogramm erläuterte:

„Heute stehen zwei Ausflüge auf dem Programm. Zuerst werden wir eine Schiffsfahrt auf dem Westsee machen. Danach möchte ich Ihnen noch die Pagode der sechs Harmonien zeigen, bevor wir Mittag essen und Sie am frühen Nachmittag zum Bahnhof bringen“.

Der Bus fuhr uns zum See, und ein kurzer Marsch brachte uns zur Anlagentelle, wo wir eines der Ausflugsschiffe bestiegen. Die Fahrt über die stillen Wasser war sehr geruhsam. Der Blick ging weit hinaus auf andere Schiffe, die manchmal tempelartige, goldgelb glänzende Aufbauten hatten, und dann hinüber auf die Nordseite des Sees zur Steinpagode Baochu, deren oberer Teil hoch über die Wälder aufragte.

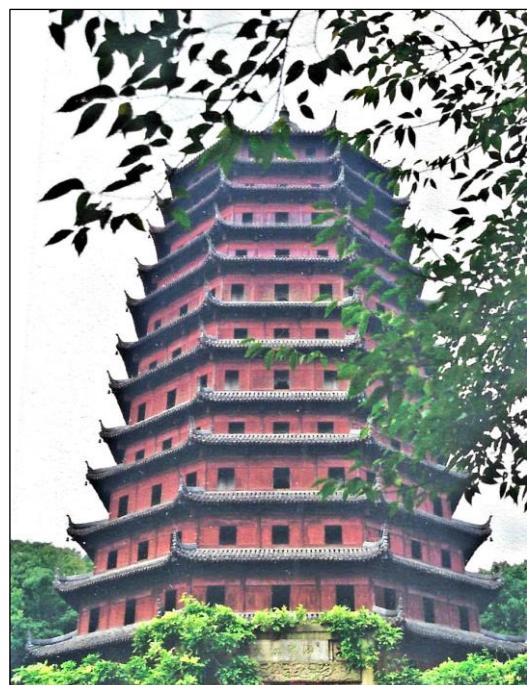


Als wir uns dem westlichen Ufer näherten, traten die Wolkenkratzer der Großstadt Hangzhou, die vorher nur schemenhaft im Dunst zu erahnen waren, ganz deutlich hervor. Am schönsten waren aber die Aussichten auf der Rückfahrt zum Ostufer hin, wo Buchten und Zuflüsse des Sees durch holländisch anmutende Rundbrücken aus Holz oder Stein überspannt werden und aus den Parkanlagen im fernöstlichen Stil gehaltene Pavillons hervorlugten.

Zurück im Bus fuhren wir zu einer weiteren Sehenswürdigkeit von Hangzhou, nämlich zur Pagode der Sechs Harmonien, die etwas außerhalb der Stadt am Fluss Qiantang liegt. Der im Jahr 970 begonnene Turm hat zwar nur 7 Stockwerke, die aber durch die Eigentümlichkeiten der Bauweise von außen den Eindruck von 13 Etagen erwecken. Über der Parkanlage um die Pagode herum lag der betörend süßliche Duft der gelb blühenden Zimtbäume.

„Hast du Lust, auf die Pagode zu steigen?“ fragte ich meine Frau.

„Ne, das überlasse ich den anderen“, antwortete sie, „hier unter den Bäumen im Schatten zu bummeln, das ist doch viel relaxter.“



„Recht hast du, ich bin auch zu faul. Außerdem wollte ich noch einige Bilder von den Zimtbäumen machen.“

Wir stellten uns davor in Positur und baten Frau M., die zufällig in der Nähe stand, ein Foto von uns zu schießen.

„Wenn Sie mit uns kommen wollen?“ bot ich ihr an. „Frau Tongu hat etwas von einem Pagodenwald gesagt, den wollten wir jetzt suchen.“

„Richtig, der soll irgendwo hinter der großen Pagode liegen“, erinnerte sich Frau M.



So wanderten wir auf dem Gelände um die große Pagode herum und gelangen über einige Treppen auf die oberen Terrassen. Im dichten Wald versteckt fanden wir viele Modelle von berühmten Pagoden des Landes im verkleinerten Maßstab. Das also war der sagenhafte Pagodenwald. Am Rande dieses Wäldchens lag ein kleiner Turm mit einer der großen Klosterglocken aus Tibet, die Kinder mit dem zugehörigen Ramm-

bock immer wieder erklingen ließen.

Bei deren dumpfen, eintönigen Klang und der Ansicht auf die eigentlich fremdartige auf die eigentlich fremdartige Pagodenarchitektur überkam uns eine fernöstliche Stimmung.

„Nun fehlt uns nur noch der Bonsaigarten, den Frau Tongu außerdem noch erwähnt hat“, meinte Frau M., „den würde ich gerne noch sehen, haben Sie Lust?“

„Ja, wir gehen mit, ich glaube, da vorne war ein Hinweisschild“, erinnerte sich meine Frau.

Wir fanden schließlich auch diese Sehenswürdigkeit, hatten allerdings kaum noch Gelegenheit, uns die wunderbaren Bäumchen länger anzusehen, denn die ausgemachte Zeit war abgelaufen, wir mussten zurück zum Bus.

Als wir abgefahren waren, kam endlich auch Frau Tongu zum kostenpflichtigen Extra- programm. Ich hatte mich schon gewundert und beinahe angenommen, dass es diesmal ohne abgehen würde. Da hatte ich mich aber gründlich geirrt.

„Nach dem Mittagessen bleibt noch etwas Zeit bis zur Abfahrt des Zuges ihrer heutigen Bahnhfahrt. Wenn Sie wollen, können wir einen kleinen Ausflug in die Altstadt machen. Die Apotheke im ältesten noch erhaltenen Haus von Hangzhou muss man eigentlich gesehen haben.“

„Ich nehme an, da der Bus ohnehin zur Verfügung steht, gehört das zum offiziellen Programm“, meinte Ingo zur Runde.

„Nein, leider nicht. Der Apotheker hat eine kleine Ansprache vorbereitet und möchte Sie über alte Heilmethoden, Heilkräuter, Pulver und Salben informieren. Es ist üblich, dass er 20 Yuan pro Person erhält“.

Ingo ersparte sich eine Antwort, schüttelte nur mit dem Kopf und auch sonst war ein ärgerliches Gemurmel im Bus zu hören. Von der ganzen Reisegruppe entschieden sich gerade einmal 6 Personen, die Tour mitzumachen. War man der fakultativen Programme

endlich müde geworden, oder war es das Geld, das jetzt, wo sich die Reise dem Ende zu- neigte, ausgegangen war?

Unterdessen waren wir mit dem Bus in eine Seitenstraße abgebogen, in der wir anhiel- ten.

„Wir setzen alle, die an der Besichtigung nicht teilnehmen möchten, hier ab“, wendete sich Frau Tongu an die Reisegruppe, „es ist nicht weit zum Westsee, wenn Sie dort noch einmal spazieren gehen wollen. Bitte sind Sie in einer Stunde wieder hier an dieser Stelle.“

„Naa, i würd mit meim Sohn lieber in an Kaffee gehn. Ist da was gelegen hierherum?“ fragte die Frau aus Bayern Frau Tongu.

„Ja, folgen Sie einfach dieser Straße in Richtung zur Stadt, dann kommen Sie an eine Kreuzung. Gleich dort links werden Sie in schönes Kaffeehaus finden“.

Unsere Neunergruppe, die sich jetzt immer mehr herauskristallisierte, einigte sich schnell, den empfohlenen Spaziergang am Westsee zu machen. In fünf Minuten waren wir am Ufer. Da es immer noch sommerlich warm war, durften wir uns auch einmal ein chinesisches Eis genehmigen, abgepackt und damit unbedenklich, wie wir hofften.

Es war Sonnagnachmittag und somit nicht verwunderlich, dass wahre Menschenmas- sen am See flanierten. Wir mischten uns unter sie und waren gespannt, was man in seiner Freizeit hier so trieb.

„Hört ihr die eigenartigen Klänge, da muss doch jemand Musik machen?“ fragte sich Susanne.

„Ich höre es auch, es muss aus der Menschansammlung dort drüben kommen“, antwor- tete meine Frau.

Als wir uns etwas vorgedrängt hatten, sahen wir, dass es eine Musikergruppe war, um die sich die Menschen scharrten. Seltsame, uns völlig unbekannte Instrumente wurden gespielt. Dann stand plötzlich ein jüngerer Mann aus der Mitte auf und verfiel in einem monotonen Singsang. Das Volk klatschte begeistert Beifall. Da wir Westler dieser Art von Musik nicht allzu viel abgewinnen konnten, mochten wir nicht lange zuhören und schlen- derten bald weiter.

Ab und zu konnten wir kleine Grüppchen ausmachen, Kiebitze, die Kartenspieler um- drängten, die eine Bank in Beschlag genommen hatten oder einfach auf dem Rasen kau-erten. Ansonsten gab man sich dem Müßiggang hin und spazierte einfach nur am Ufer des Sees auf und ab. Bemerkenswert wenige Restaurants und Verkaufsbuden waren zu sehen. Vermutlich war der Wohlstand noch nicht so verbreitet, dass man sich wie selbstver- ständlich einen Kaffeehausbesuch am Sonnagnachmittag leisten konnte.

Nach einer geruhsamen Stunde fanden wir uns wieder in der Seitenstraße ein, wo uns der Bus aufsammelte. Wir fuhren nun auf direktem Weg zum Hauptbahnhof. Schon beim Mittagessen war für die Trinkgelder gesammelt worden, und Frau Cha hatte wieder je- manden aus der Gruppe für die kleine Dankesrede gefunden. Diesmal war an der Organi- sation nichts auszusetzen gewesen, dementsprechend lobende Worte wurden geäußert. Frau Tongu nahm die Umschläge dankend entgegen,

Suzhou, Venedig des Ostens

Nächste Station unserer Reise war Suzhou. Die Stadt gilt wegen ihrer vielen Kanäle als das Venedig des Ostens. Die Fahrt sollte mit der Bahn stattfinden. Als letzte Amtshandlung übergab Frau Cha die Bahntickets, die das örtliche Reisebüro besorgt hatte, und verabschiedete sich dann von uns.

So übernahm Frau Cha wieder die Führung, die uns zur Eile antrieb:

„Bitte folgen Sie mir gleich auf den Bahnsteig. Wir sind heute etwas spät dran, hoffentlich erreichen wir den Zug noch.“



Doch der war zum Glück auch nicht ganz pünktlich. Erleichtert verteilte Frau Cha die Fahrkarten. Während wir noch auf die Einfahrt warteten, sah ich, dass auf der Anzeigetafel Shanghai angezeigt war.

„Ich dachte, unser nächstes Ziel sei Suzhou“, wunderte ich mich, „Shanghai soll doch erst die letzte Station sein!“.

Frau Cha wandte sich zu mir um und meinte irritiert:

„Natürlich Suzhou, aber es gibt keine direkte Bahnstrecke dorthin, wir müssen erst nach Shanghai und von dort weiter nach Suzhou.“

„Wenn ich die Karte richtig im Kopf habe, geht das ja fast in dieselbe Richtung zurück?“

„Hm ja, aber nicht ganz. Natürlich ist es ein ziemlicher Umweg. Aber wir bekommen die Busse nur immer von den lokalen Reisebüros gestellt, und Suzhou hat ein eigenes Büro, auch wenn die Städte nicht weit auseinander liegen.“

Es sollte mir recht sein. Eine Bahnfahrt war auf jeden Fall bequemer, und man hat eine bessere Aussicht nach draußen. Wie schon früher erwähnt sind die Sitzplätze in den Expresszügen in China nummeriert, allerdings gibt es keine Platzkarten, sondern die Sitznummer ist mit auf der Fahrkarte aufgedruckt. Als wir in den Doppelstockwagen eingestiegen waren, und unsere Nummern gefunden hatten, waren einige Plätze, so auch die von meiner Frau und mir, bereits von anderen Europäern belegt. Es entstand ein kleines Chaos, als sich unsere Gruppe vor den Sitzen staute.

Frau Cha suchte aufgeregt nach der Reiseleitung und fand eine blonde junge Frau, offensichtlich einen Nordeuropäerin, die aber einwandfrei chinesisch zu sprechen schien. Man palaverte des längeren hin und her. Dann meinte Frau wieder in Deutsch zu uns:

„Leider gibt es ein kleines Problem. Auf den Fahrkarten dieser norwegischen Reisegruppe sind die gleichen Wagen- und Platznummern wie auf einigen Tickets von unserer Gruppe. Ich versuche jetzt eine Zugbegleiterin zu finden, damit das geregelt wird. Solange muss ich Sie bitten, stehen zu bleiben. Aber bitte verlassen Sie den Zug nicht, der fährt gleich ab.“

Meine Frau und ich setzen uns derweil auf einige andere freie Plätze, mussten aber, als deren Besitzer eingestiegen waren, die Plätze umgehend wieder räumen. Der Zug war schon längst abgefahren, als Frau Cha wiedererschien und uns erleichtert mitteilte, was Sie erfahren hatte:

„Das Problem hat sich gelöst. Die Fahrkarten der Norweger sind auf den morgigen Tag ausgestellt und für heute eigentlich gar nicht gültig. Eine Zugbegleiterin wird sie gleich abholen und woandershin in den Zug bringen. Dann haben wir alle unsere Plätze“.

„Na schön“, meinte meine Frau schadenfroh, „dann finden die strengen Damen auch einmal eine sinnvollere Beschäftigung, als hopphopp in die Hände zu klatschen, wenn man einsteigen soll.“

Frau Cha sah sie verständnislos an. Sie konnte ja von dem Erlebnis auf der letzten Zugfahrt nichts wissen, welches meine Frau jedenfalls nicht vergessen hatte.

Als wir unsere richtigen Plätze eingenommen hatten, sank Frau Cha in ihre Polster und fiel sofort in einen Erschöpfungsschlag.

„Was hat sie denn?“, fragte jemand besorgt.

Frau M., die uns gegenüber saß, antwortete:

„Sie hat vorhin etwas von Zahnschmerzen gesagt. Wahrscheinlich geht es ihr nicht so gut.“

Bedauern war hier und da zu hören, was zeigte, dass sich die kleine Frau durch ihr Engagement große Anerkennung in unserer Gruppe erworben hatte, ja sogar bei vielen recht beliebt war.

Während andere nun auch ein Nickerchen einlegten oder sich ein Buch zum Lesen herausholten, erschien es mir interessanter, zu beobachten, was draußen zu sehen war. Nachdem wir die östlichen Vororte von Hangzhou passiert hatten, blieben die Hügel zurück und die Ebene des Yangze-Deltas begann. Das gesamte Land außerhalb der Ortschaften und Städte unterwegs war überall locker mit neuen Häusern besiedelt. In der Nähe von Hangzhou standen noch viele zweistöckige Einzelhäuser, oft in einem eigenwillig verspielten Stil, später wurden sie jedoch mehr und mehr von nüchternen Reihenhäusern abgelöst. Ich konnte mir vorstellen, dass das gesamte Yangze-Delta in nicht allzu ferner Zukunft eine einzige große Stadt sein würde, Zusammen mit Shanghai dann vielleicht die größte Stadt der Welt.

In den wenigen Lücken gab es noch einige Reisfelder und ab und zu Wasseradern des Flussdeltas, dagegen so gut wie keinen Wald, nur dünne Koniferen standen entlang der Bahnstrecke. Nach deutschem Standard waren dies keine berauschenenden Wohngegenden, aber Chinesen sehen das wahrscheinlich anders. Weiter nach Shanghai zu passierten wir auch viele Fabriken und Industrieanlagen.

Als dann die Zeichen der nahen Großstadt unverkennbar wurden, dauerte es nicht mehr lange, bis der Zug im Hauptbahnhof von Shanghai einlief. Der gleiche Zug sollte wenig später weiter nach Suzhou fahren, so dass gerade noch Zeit blieb, ein schnelles Foto auf dem Bahnsteig zu schießen. Aber wir würden ja bald zurückkommen und dann für Shanghai noch genug Zeit haben. Die Fahrt nach Suzhou dauerte eine gute Stunde. Bald wurde es dunkel, so dass draußen nichts mehr zu sehen war.

Dann erreichten wir Suzhou, die Stadt der Gärten und Kanäle, die häufig auch als „Venedig des Ostens“ bezeichnet wird. Auf dem Bahnsteig wurden wir von einem freundlichen jungen Mann empfangen:

„Ich bin Herr Zeng und begrüße Sie als Ihr Reiseleiter in Suzhou. Folgen Sie mit bitte zum Bus, der auf dem Bahnhofsplatz schon bereitsteht“, und als wir eingestiegen waren, fuhr er fort:

„Wir bringen Sie jetzt gleich zum Castle Hotel, in dem Sie untergebracht sind. Dazu müssen wir durch die Innenstadt fahren, so dass Sie gleich einen guten Eindruck von Suzhou bekommen. Das Hotel liegt nämlich etwas außerhalb vom Stadtzentrum im Westen“.

Auf der Fahrt durch die Stadt gab er einen kurzen geschichtlichen Überblick. Wir erfuhren, dass Suzhou durch den im 6. Jahrhundert gebauten Kaiserkanal, der es mit der Hauptstadt verband, Handels- und Seidenzentrum des Südens wurde. Während der Ming- und Qing-Dynastien erlebte es seine Blütezeit, da sich viele kaiserliche Beamte, nachdem sie pensioniert waren, in Suzhou niederließen und die berühmten Gärten anlegten, was wiederum Künstler und Gelehrte anzog.

Auf die Gärten und Kanäle wollte Herr Zeng allerdings erst bei den Besichtigungen näher eingehen, denn jetzt hatte er noch etwas anderes auf den Herzen. So gab er uns recht frei-mütig einige interessante Informationen über die heutigen Verhältnisse im Lande, ganz anders als die meisten seiner Kollegen und Kolleginnen, die sich darüber ziemlich ausgeschwiegen hatten. Vor allem über die Jugend und deren Ausbildung im heutigen China schien er so gut Bescheid zu wissen, dass er unsere Gruppe in Erstaunen versetzte. Meine Frau, die ihm fasziniert zugehört hatte, konnte ihre Neugier nicht länger zurückhalten:

„Sie wissen so viel über die Verhältnisse an den Schulen und Universitäten, haben Sie irgendetwas mit der Ausbildung zu tun?“

Da lächelte er amüsiert und antwortete:

„Das haben Sie gut erkannt. Eigentlich bin ich Student und verdiene mir nebenher auf dem Reisebüro etwas Geld.“

Es schien, dass wir diesmal auf einen Intellektuellen, vielleicht sogar einen „jungen Wilden“ getroffen waren.

Inzwischen hatten wir das jetzt im abendlichen Berufsverkehr äußerst belebte Zentrum durchquert und die westlichen Außenbezirke erreicht, wo wir bald vor dem Castle-Hotel hielten. Erneut waren wir von der Ausstattung und Qualität, die dem Viersternestandard entsprach, sehr positiv überrascht. Auch dieses Haus gehörte bestimmt nicht zu den im Prospekt angekündigten etwas einfacheren Hotels auf dieser Reise.

Beim Einchecken verabredete sich unuserer Neunergruppe, später noch einmal zusammen auszugehen. Als wir uns dann in der Halle trafen und beratschlagten, was wir unternehmen wollten, da meinten Franz und ich wie aus einem Munde:

„Wenn Ihr uns fragt, wie sind immer für ein gutes Abendessen in einem typisch chinesischen Restaurant. Heute haben wir auch noch einmal Hunger bekommen und würden uns anschließen“, antworteten Ingo und Monika zu unserer Überraschung, weil die sonst immer gernebummeln wollten, aber hier soweit vom Stadtzentrum entfernt wohl keinen Nachtmarkt finden würden, deshalb vermutlich der Sinneswandel.

Reiner, der aus dem Ruhrgebiet, setze noch eins drauf:



„Ihr geht doch jeden Abend essen, da müsst Ihr inzwischen genug Erfahrung gesammelt haben, um das richtige Lokal auszusuchen“.

Das war eine Herausforderung für meine Frau, Franz und mich. Während wir zunächst noch ganz sicher waren, etwas Geeignetes zu finden, mussten wir bald feststellen, dass die Auswahl hier draußen sehr beschränkt war, und sich letztendlich nur zwei Alternativen anboten.

„Wenn wir nicht noch bis in die Innenstadt laufen wollen, dann werden wir eines der beiden Restaurants wählen müssen“, wandte ich mich fragend an die anderen.

„Nicht noch weiterlaufen“, sagte Frau M. bestimmt, „nehmen wir doch eins von denen.“

„Gut“, antwortete ich, „aber welches? Von außen kann man keinen Unterschied sehen“.

Da alle unentschlossen stehen geblieben waren, marschierte ich einfach aufs erste zu und betrat ein recht großes Restaurant, dass aber auffallend dünn besetzt war. Die anderen folgten mir auf dem Fuße. Es war anscheinend nicht die beste Wahl, wie sich sogleich herausstellte.

Denn der Manager, der ganz gut Englisch sprach, dachte wohl, er könne das große Geschäft machen, rieb sich sichtlich zufrieden die Hände ob so vieler ausländischer Gäste. Anstatt uns die Speisenkarten vorzulegen, kam er mit einem besonderen Vorschlag heraus:

„Ich kann Ihnen unser Spezialangebot machen. Das tun wir immer für große Gruppen. Es kostet für sie alle“, und er zählte uns schnell im Geiste ab, „nur 500 Yuan. Das ist sehr günstig, und da ist alles dabei, was wir bieten können.“

„Nach deutschen Geld sind das etwa 170 DM“, meinte einer aus der Runde, „ist das ein normaler Preis?“ sah er mich fragend an.

„Ein bisschen sehr viel, würde ich sagen. Sonst haben wir höchsten zehn Mark pro Person bezahlt, und da waren die Getränke schon dabei. Das heißt bei acht Personen, dir wir heute sind, sollte es nicht mehr als 80 DM, als etwa 250 Yuan kosten. Soll ich das Angebot ablehnen?“

Die Runde nickte und ich antwortete dem Manager:

„So viel möchten wir heute Abend nicht mehr essen. Wir würden lieber einzeln bestellen.“

„Wenn Sie es nicht anders wollen, dann bitte, was möchten Sie bestellen?“, meinte der etwas säuerlich.

Ich fragte in der Gruppe nach den Wünschen. Schnell bekamen wir fünf, sechs verschiedene Gerichte zusammen.

Das Essen war ausgezeichnet, das Bier kühl und schmackhaft, die Stimmung an der Drehplatte hervorragend. Wir hatten unseren Spaß zusammen und waren schließlich die letzten Gäste im Restaurant. Dann erhielten wir die Rechnung und die Stimmung verflog mit einem Schlag.

Der Manager hatte sich wohl geärgert, dass ich sein Arrangement ausgeschlagen hatte und sich gedacht, den blöden Langnasen werde ich es zeigen. 430 Yuan wollte er für alles haben. Das lag verdächtig nahe an seinem ursprünglichen Angebot. Ich machte meinem Ärger Luft und erklärte ihm wütend:

„Das sind pro Person mehr als 50 Yuan. Wir reisen jetzt schon zwei Wochen lang durch China, aber so viel haben wir für ein Abendessen noch nie bezahlt. Können Sie das noch einmal prüfen?“.

Erst tat er sehr erstaunt und wollte sich auf nichts einlassen:

„Die Rechnung ist in Ordnung. Es sind unserer normalen Preise für das, was Sie bestellt haben.“

Als ich hart blieb, sagte er, er müsse den Chef fragen und verschwand. Es dauerte einige Zeit, bis er zurückkam:

„Wir sind bereit, die Rechnung auf 350 Yuan zu reduzieren. Aber das müssen Sie mindestens zahlen.“

Mit diesem Teilerfolg mussten wir uns zufriedengeben, wenn wir die Höflichkeitsregeln nicht noch mehr verletzen wollten. Es schien, dass auch in China die Zeiten des Touristen-nepps angefangen hatten.

Am nächsten Morgen war es leider sehr bewölkt und von der Sonne keine Spur zu sehen. An diesem Tag standen die Besichtigungen von zwei Gärten in Suzhou und eine Radtour auf dem Programm. Während wir uns mit dem Bus durch den morgendlichen Berufsverkehr quälen mussten, nahm Herr Zeng seine Erläuterungen wieder auf:

„In der Kaiserzeit wurden hohen Beamten, wenn sie in den Ruhestand versetzt wurden, häufig riesige, parkähnliche Grundstücke übertragen, auf denen diese ihre Häuser bauten und darum herum wunderschöne Gärten anlegten. Besonders Städte, die im angenehmen Klima des Südens lagen, waren beliebt bei den Beamten, dazu gehörte auch Suzhou. Es gab damals Hunderte dieser Gärten, selbst heute hat Suzhou noch etwa 40 dieser Anlagen, von denen einige zur Besichtigung frei gegeben sind. Einen dieser Gärten wollen wir heute Morgen besichtigen.“

Weiter im Stadtzentrum passierten wir einen Gebäudekomplex, vor dem eine große Menschenmenge stand.

„Herr Zeng, was machen alle die Menschen dort?“ fragte einer aus der Gruppe.

„Ach, die“, antwortete Herr Zeng, „die warten auf Arbeit.“

„Dann sind es also Arbeitslose?“ wollte ein andere wissen.

„Bei Ihnen wären es Arbeitslose“, entgegnete Herr Zeng, „bei uns sagt man das nicht, denn das hört sich nicht gut an. Bei uns sagt man, das sind Arbeitserwartende.“

Wieder ein typisches Beispiel für die Wahrung des Gesichts!

Weiter ging es, bis wir eine kleine belebte, mit den typischen Platanen bepflanzte Straße im Südostteil der Stadt erreichten. Dort lag der unscheinbare Eingang zum berühmten Garten des Meisters der Fischer. Obwohl dieser Garten im dortigen Maßstab eher klein ist, ist er im Vergleich zu einem Hausgarten bei uns natürlich immer noch riesengroß.



Für die Anlage eines Gartens war es wichtig, dass Steine, Wasser und Pflanzen in Einklang standen. So findet man immer wieder zwar künstlich angelegte, aber recht natürlich wirkende Formationen von Felsgesteinen und kleinen Weihern, in ansprechender Weise drapiert mit Koni-feren, Schilf und Blumen. Dazwischen winden sich die Pfade, auf denen man wandeln kann, teils über

kleine Steinbrücken, teils auf Terrassen, manchmal sogar hoch auf das Felsgestein, um einen schönen Ausblick zu gewähren. Natürlich gibt es dazwischen auch Wohnbereiche, meistens als kleine tempelartige Hallen ausgeführt, in denen man häufig noch alte Möbel besichtigen kann. Bezirke des Gartens sind durch Mauern abgeteilt, die oft kreisförmige Durchlässe, sogenannte Mond-Tore, haben.

Während Herr Zeng uns durch den Garten führte und einige Erklärungen gab, tauchte plötzlich aus einer Nische ein anderer Chineser auf, den vorher niemand bemerkt hatte, gab Herrn Zeng einen Wink und dieser entschuldigte sich für einen kurzen Moment. Die beiden tuschelten etwas miteinander, dann kam Herr Zeng mit wütender Miene zurück. Wir wollten natürlich nicht auf ihn eindringen, aber es brach von selbst aus ihm heraus:

„Unverschämt sind die, aber ich bin selbst daran schuld.“

„Was ist denn passiert?“ fragte dann doch ein Vorwitziger aus der Gruppe.

„Ach nicht wichtig“, antwortete Herr Zeng, „ich habe nur vergessen, meinen Reiseleiterausweis umzuhängen“ und er nestelte ein Plastiktäschchen heraus und hängte sich ihn um.

„Sie müssen wissen“, nahm er den Gesprächsfaden wieder auf, „dass es Pflicht für jeden Reiseleiter ist, diesen Ausweis immer offen zu tragen. Dies eben war eine Kontrolle. Ich bin verwarnt worden und muss 500 Yuan Strafe zahlen, weil ich meinen Ausweis in der Tasche hatte. Hätte ich ihn zu Hause vergessen gehabt, hätte es sogar 1000 Yuan Strafe gekostet.“

Wir waren erschüttert über die Höhe der Strafe. 1000 Yuan ist für Chinesen ungeheuer viel, in manchen Gegenden ein Monatsgehalt. Vielleicht wurde Herr Zeng auch besonders stark kontrolliert, da er recht freimütig uns Westlern gegenüber Verhältnisse im Lande erwähnt hatte, über die offiziell geschwiegen wurde. Meine Frau und ich nahmen uns jedenfalls vor, ihm bei der Sammlung des Trinkgeldes etwas mehr zu geben als üblich.

Im Garten des Meisters der Fischer fand gerade eine Ausstellung von Aquarellen eines chinesischen, zeitgenössischen Malers statt, die mich sehr beeindruckte. In seinen Motiven waren Landschaften, Gärten und Stadtansichten von Suzhou und Umgebung dargestellt: Pagoden, Häuserzeilen an Kanälen, alte Steinbrücken, aber auch typischerweise Fischerboote versteckt unter vielen Bäumen, Schilf und Blumen.

Als sich unsere Gruppe vor dem Eingang des Gartens wieder eingefunden hatten, meinte ich zu meiner Frau:

„Vorhin, als ihr mit Herrn Zeng auf dem Rundgang wart, da habe ich mich einmal abgesondert“.





„Ja stimmt, ich habe mich schon gewundert, wo du warst“, sah sie mich fragend an.

„Ich bin in der Ausstellung gewesen und habe mir lange die Aquarelle angeschaut. Sie haben mir so gut gefallen, dass ich am liebsten eins gekauft hätte.“

„Ich war schon vorher kurz dort“, meinte sie „und ich dachte genauso wie du“.

„Dann gehen wir doch jetzt noch einmal hin und suchen uns zusammen eins aus.“

Aber es war zu spät, denn schon meldete sich Herr Zeng wieder:

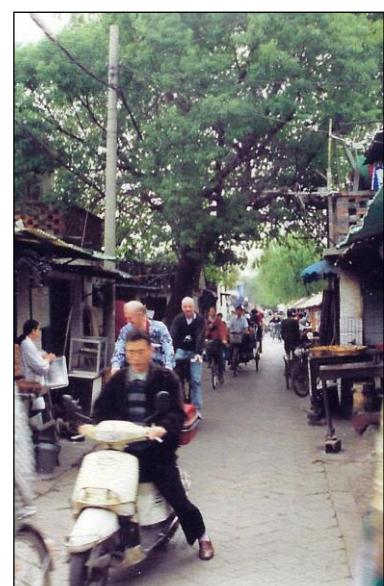
„Folgen Sie mir bitte, etwas weiter diese Straße hinunter auf der anderen Seite gibt es einen Fahrradverleih. Dort hat unser Büro Räder für Ihre Tour durch Suzhou reserviert“.

Wir wollten die Gruppe wegen dem Bilderkauf nicht auf uns warten lassen und ließen den Plan fallen.

Suzhou ist nicht nur als Gartenstadt berühmt, sondern gilt auch als "Venedig des Ostens." Denn da der Kaiserkanal, der einst Peking mit den Städten des Südens verband, mitten durch die Stadt führt, wurden davon mehrere Seitenkanäle abgeleitet, an denen oder auf denen zum Teil auch die Märkte stattfinden. Dies zu besichtigen, muss natürlich auf dem Programm eines jeden Besuchers von Suzhou stehen. Aber während der normale Tourist mit dem Bus nur an einige Stellen dieser Stadt gefahren wird und kurz fürs Fotografieren aussteigen kann, ansonsten aber alles nur aus der Abgeschiedenheit seines erhöhten Sitzes im Bus quasi aus der Ferne betrachten muss, sollten wir das Glück haben, diese ganz besondere Atmosphäre aus der Sicht des Fahrradfahrers und damit des Einheimischen erleben zu können.

Wir folgten Herrn Zeng und erreichten wenig später den Fahrradverleih. Jeder schnappte sich wieder ein Fahrrad, und nach den üblichen Vorbereitungen ging es gleich neben dem Geschäft auf einer Steinbrücke über einen der Kanäle. Darüber mussten wir die Fahrräder noch hieven, dann konnten wir auf kleinen Sträßchen geruhig durch die alten Stadtteile mit ihren Häuserzeilen fahren.

Nach der nächsten größeren Straßenkreuzung gelangten wir auf einen Weg direkt am Kanal entlang. Urplötzlich waren wir wieder ins volle chinesische Leben eingetaucht und mit der Ruhe der Gärten war es vorbei. Auch ohne Autoverkehr musste man höllisch aufpassen, denn es waren eine Menge Fußgänger, Radfahrer und Mopeds unterwegs, und manchmal verengte sich die Spur auf schmale Durchfahrten. Eine gute Gleichgewichtsverlagerung und jederzeit Bereitschaft, mit einem Bein auf dem Boden zum Stehen zu kommen, waren unerlässlich, um sich hier, ohne



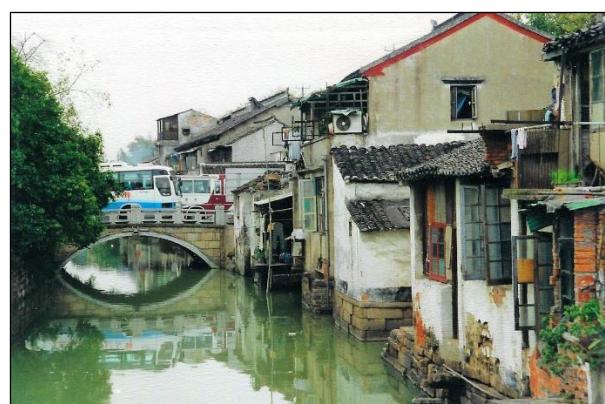
anzuecken oder gar umzustürzen, durchschlängeln zu können.

Nun gab es ein interessantes Motiv nach dem anderen: Garküchen, kleine Geschäfte, Obst- und Gemüseauslagen, Boote auf dem Kanal, kleine Fußgängerbrücken, einmal sogar ein Durchblick auf eine rosafarbene Doppelpagode. Alles noch so Exotische konnte jedoch den Eindruck von viel Dreck und Schmuddel hinter den Fassaden nicht ganz verwischen. An einer Verzweigung der Kanäle wurde uns eine kleine Verschnaufpause gegönnt.

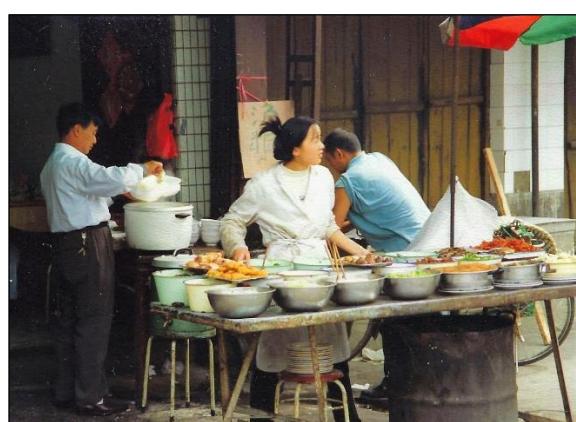
„Das ist die beste Stelle zum Fotografieren, die Herr Zeng wählen konnte,“ meinte ich zu einigen Reisekollegen, die sich genau wie ich auf einer kleinen Brücke postiert hatten, „von hier aus gibt es die schönsten Motive, die man sich vorstellen kann.“

„Ich weiß gar nicht, wo ich meine Videokamera zuerst hinhalten soll“, meinte der Familienvater aus Holstein, der unaufhörlich sein Camcorder hin und her schwenkte.

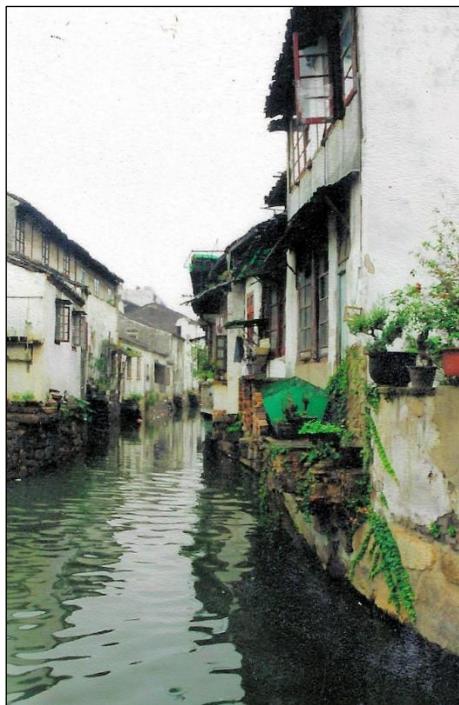
Von dieser Brücke aus hatte man etwas Abstand und war relativ ungestört bei den Aufnahmen. Viele für unser Empfinden exotische Gestalten flanierten und fuhren mit dem Fahrrad vorbei. Eine qualmende Garküche lag direkt im Visier. Und am Seitenkanal quälten sich einige Männer mit hoch beladenen Fahrrädern entlang



Ein Stück weiter ergab sich ein anderer faszinierender Ausblick auf den Kanal und eine etwas entfernt liegende Steinbrücke, deren Bogen sich im Wasser spiegelte.



Leider mussten wir dann wieder auf eine größere Straße einbiegen, auf der Busse und Autos im Verkehrschaos stecken geblieben waren. Nur wir Radfahrer kamen noch durch. Jetzt hatten wir tatsächlich richtige Autostraßen entlang zu strampeln, bis eine hohe Pagode ins Blickfeld kam. Ihr gegenüber bogen wir in einen Hinterhof ein und stellten die Fahrräder ab.



„Wir sind hier auf dem Hof einer Seidenfabrik“, informierte uns Frau Cha, „Herr Zeng fragt gerade in der Seidenfabrik nach, ob eine Besichtigung möglich ist“.

Dann zähle sie die Gruppenmitglieder sorgfältig ab, wie sie es zwischendurch immer wieder tat.

„Einer fehlt“, rief sie erschrocken aus, „Frau Z. und ihr Sohn sind im Hotel geblieben. Ohne sie müssten es 20 sein, aber ich zähle nur 19.“

„Es ist Herr Auser, der wollte sich die große Pagode ansehen, hat er mir gesagt“, antwortete der aus Hamburg.

„Dann hätte er sich bei Herrn Zeng oder mir aber abmelden müssen“, entfuhr es Frau Cha verärgert. Ich hoffe, er findet sich bis nach der Besichtigung hier ein.

Inzwischen war Herr Zeng zurück und bat uns in die Fabrik. Wir wurden zuerst in einen Vorführraum geführt, wo er die Entwicklung der Seidenraupe anhand von in Flaschen konservierten Mumien von der Puppe bis zum Kokon erläuterte. Danach konnten wir in der Spinnerei Frauen bei der Arbeit an Maschinen für das Auffädeln und Bündeln von Seidenfäden beobachteten. Während die gute Qualität zur Herstellung von Seidenkleidung abgegeben wurde, stellte man aus den Restbeständen und schlechteren Fäden gleich vor Ort Bettdecken und Kopfkissen aus Seide her, wie es uns eindrucksvoll demonstriert wurde.

Am Ende landeten wir natürlich, wie konnte es auch anders sein, in einer Verkaufshalle. Einige der ausgelegten Seidenblusen und -jacken gefielen meiner Frau recht gut, aber die Größen waren für zierliche Chinesinnen gedacht, aber für europäische Frauen mittleren Alters samt und sonders zu klein.

Als wir weiterfahren wollten, gab es einige Aufregung, denn Herr Auser war immer noch nicht da. Wir warteten noch einige Minuten, währenddessen es anfing zu tröpfeln. Schließlich meinte Frau Cha:

„Wir können nicht länger warten, wir müssen jetzt weiterfahren, um rechtzeitig beim Mittagessen zu sein. Herr Auser muss sich dann eben alleine zum Hotel zurückfinden.“

Das war sicherlich keine angenehme Situation für die Reiseleitung. Ich war sicher nicht der einzige, der über die Verantwortungslosigkeit von Herr Auser erbost war.

So machten wir uns ohne ihn unter leichtem Regen, der nun einsetzte, zur Rückfahrt auf. Jetzt war das Radfahren für mich gar nicht mehr so spaßig, denn ich hatte dummerweise keine Regenkleidung mitgenommen. Zum Glück ging es meistens unter den in China üblichen Straßenbäumen entlang, so dass ich nur ein bisschen Nässe abbekommen hatte, als wir wieder beim Fahrradverleih angekommen waren. Ganz in dessen Nähe lag ein größeres Hotel, in dem wir unser gemeinsames Mittagessen einnahmen.

Danach wurden uns wieder die Fahrräder des gleichen Verleihs zur Verfügung gestellt. Die nachmittägliche Radtour führte uns weit durch die Stadt. Unterwegs stockte meine Frau, die direkt vor mir war, plötzlich mitten auf einer Kreuzung, war vom Rad gestiegen und stand mit beiden Füßen auf der Straße.

„Ich kann nicht weiterfahren, ein Pedal ist abgefallen“, rief sie mir erschrocken zu. „es ist weggerollt, und müsste hier irgendwo liegen.“

„Das gibt es doch nicht“, entgegnete ich nicht minder erschrocken, worauf sie mich beruhigte:

„Aber zum Glück ist mir nichts passiert, ich bin sofort zum Stehen gekommen!“

„Haaalt, warten, wir können nicht weiterfahren“, schrie ich den nächsten Kollegen vor uns nach.

Während wir die Räder zur Seite schoben, hatte sich die Nachricht noch vorne durchgesprochen, und sofort eilte der aufmerksame Herr Zeng herbei. Meine Frau zeigte ihm das Malheur. Er schnappte sich ihr Fahrrad, fand das Pedal auf der Straße hinter ihr und verschwand ohne viele Worte in der Häuserzeile gegenüber.

„So etwas darf bei einem Leihrad nicht passieren“, beschwerte sich meine Frau lautstark, und ich ergänzte:

„Diese alten Scherben sind einfach nicht verkehrssicher. Das habe wir auf jeder Radtour festgestellt.“

„Zum Glück habe ich ein Fahrrad mit niedrigem Sattel genommen, so dass ich bei jeder Gelegenheit sofort mit einem Fuß auf der Straße stehen kann, sonst wäre ich vielleicht mitten auf der Kreuzung gestürzt, das hätte gerade noch gefehlt“, meinte meine Frau zu den anderen, die sich inzwischen um sie geschart hatten.

Offensichtlich hatte Herr Zeng auf Anhieb eine Reparaturwerkstatt gefunden, denn schon nach zehn Minuten erschien er lächelnd wieder mit dem Rad meiner Frau und angeschraubtem Pedal. Auf solche kleinen Bagatellen war man im Land der Millionen Fahrräder anscheinend bestens vorbereitet.

„Ich möchte mich um Namen des Verleihs entschuldigen. Das Pedal ist jetzt ganz fest und wird nicht noch einmal abfallen.“

Aus dem skeptischen Blicken meiner Frau konnte man erahnen, dass sie für heute eigentlich genug vom Radfahren hatte. Aber diesmal gab es leider keine Motorradrikscha, auf der sie hätte mitfahren können. So blieb ihr nichts anderes übrig, als wieder auf ihr Rad zu steigen.

Es ging zügig weiter durch die Stadt. Bald verließen wir die Hauptstraßen und fuhren auf kleinen Wegen durch ein Fabrikviertel, dann durch mehrere Wohnviertel, überquerten den einen oder anderen Kanal und gelangtem schließlich zu einem weiteren Garten, nämlich dem des Bescheidenen Beamten. Aber bescheiden war der auch nicht, war er doch wieder reich bestückt mit Wasser, Stein und Pflanzen. Ein schönes kreisrundes Mond-Tor und ein hervorragender Bonsaigarten sind mir in Erinnerung geblieben. Hinter einer tollen Kombination aus Felsgestein und Bonsaigrün legten wir in einem mit altem Mobiliar ausgestattetem Teehaus eine letzte Pause ein, bevor wir uns bei stärker werdendem Regen wieder ins Verkehrsgewimmel stürzten. Denn es stand uns noch ein weiter Weg durch die halbe Innenstadt bevor.

Aus den kleinen Sträßchen kamen wir nur zu bald zurück auf die Hauptverkehrsadern der Stadt. Längst hatte der Berufsverkehr angefangen und Autos aller Kategorien rasten an uns vorbei. Kreuzungen waren beim schlechten Wetter noch viel unangenehmer als sonst.

Dann tauchten wir noch einmal in ein Marktviertel mit vielen kleinen Geschäften und Basars ein. An einem Kanal entlang ging es treppauf, treppab. Doch der bei besserem Wetter sicherlich lohnende Ausflug brachte nichts als Stress und Nässe.

Auf der nächsten Hauptstraße gab es nicht einmal mehr Fahrradwege an den Seiten. Und an der nächsten Kreuzung kam, was kommen musste, der Verkehr war zum Erliegen gekommen. Es ging weder vor noch zurück. Ein Hupen, Schreien, Diskutieren, das man seine Freude haben konnte - aber nur als Fußgänger oder Fahrradfahrer. Denn nun waren es endlich einmal die Schwächsten im Verkehr, die einzig noch weiterkamen. Die Fußgänger gingen unabirrt ihrer Wege, und auch wir Fahrradfahrer konnten uns noch überall vorbeischlängeln und so ganz unbeschadet über die Kreuzung kommen.

Nach dem letzten Abbiegen erkannte ich bald die Straße unseres Ausgangspunktes. So war der Fahrradverleih schnell erreicht, und die Fahrräder wurden abgestellt, wo gerade Platz war, manche gar ließen sie fallen wie eine heiße Kartoffel. Der Bus stand schon bereit. Nachdem wir eingestiegen waren, machte Frau Cha drei Kreuze und seufzte erleichtert:

„Das war die letzte Fahrradtour auf dieser Reise. Zum Glück ist keinem etwas passiert, auch wenn ich heute bei der Sache mit dem Pedal noch einmal heftig erschrocken bin. Ich danke Ihnen alle für Ihre Geduld und Vorsicht mit den Fahrrädern.“

Trotz dieser ganztägigen Tour waren wir weniger kaputt als vermutet, als wir wieder im Hotel waren. Offensichtlich hatte uns der Sport gutgetan und der Regen erfrischt. Wenigstens galt dies für Susanne, Franz, meiner Frau und mich, dann war vier waren noch unternehmenslustig genug, um uns nach der Rückkehr ins Hotel in das nächste Abendessensabenteuer zu stürzen. Es blieb allerdings nur die Wahl, das andere der zwei in der Nähe liegenden Restaurants zu nehmen, da wir nicht noch einmal weiter wegfahren wollten. Es war auf den ersten Blick recht einfach und hatte nur wenige Tischen. Dennoch konnte der Wirt die Freuden seiner Speisen in Englisch anpreisen, so dass wir wenigstens einen groben Anhaltspunkt hatten. Und hier in diesem kleinen, eher unscheinbaren Restaurant geschah das Unfassbare für uns, das Beste an Essen überhaupt, das wir in China bekommen haben.

Das Rindfleisch mit grünen Paprika war schon lecker genug, aber der in Reiswein gekochte Fisch ein zartes Gedicht, das auf der Zunge nur so dahin schmolz. Doch erst das Entengericht! So etwas hatte ich trotz allerhand Reisen in die ganze Welt noch nie gesehen: Es kam eine Platte mit gebratenen, kandierten Entenstücken, dazu ein Teller mit Lauch, dazu ein Stapel von kleinen Pfannkuchen und zu allem auch noch eine kleine Schüssel mit einer Soße dick wie Pflaumenmus.

„Ja wie passt denn das zusammen?“ fragte Susanne verblüfft, als wir alle konsterniert vor dem Gericht saßen.

Der Chef, der das schon geahnt zu haben schien, eilte persönlich herbei, als er unsere fragenden Blicke bemerkte:

„Kein Problem“, radebrechte er, „ich Ihnen zeigen, wie wir Chinesen das essen.“

Und das ging so: Er nahm ein Pfannkuchen auf die linke Hand, legte etwas Lauch darauf, nahm ein Stück Ente von der Platte dazu und schmierte oben noch einen Löffelchen des fein gewürzten Muses drauf. Dann wickelte er den gefüllten Kuchen mit den Fingern flugs zusammen, griff es mit einem Stäbchen und konnte so davon abbeißen. Das taten wir dann auch - ein unvergessener Genuss!

Die Rechnung für dieses außergewöhnliche Essen war passabel. Sie machte noch einmal deutlich, dass man uns gestern versuchte hatte hereinzulegen.

Am nächsten Tag stand schon wieder die Abreise aus Suzhou bevor. Allerdings sollte es erst am Nachmittag nach Shanghai gehen, während der Vormittag zur freien Verfügung stand.

„Sollten wir uns nicht ein Taxi nehmen und noch einmal zum Garten des „Meisters der Fischer“ fahren. Dann könnten wir vielleicht doch eines der schönen Aquarelle kaufen“, überlegte ich laut.

„Aber wir haben nicht mehr genug Bargeld dafür. Wenn die nun keine Mastercard akzeptieren, was machen wir dann?“ entgegnete meine Frau.

Die Frage blieb ungelöst, und so konnten wir uns einfach nicht entscheiden und blieben etwas träge am Frühstückstisch sitzen. Frau Cha kam hinzu, und es entspann sich eine interessante Unterhaltung. Bald ging es auch um Politik in China, ein Thema, das bisher tunlichst vermieden worden war. Aber hier, wo keine unerwünschten Zuhörer lauschen konnten und man relaxt beim Kaffee saß, da konnte man vielleicht mal etwas wagen. So folgte ich einem plötzlichen Impuls und fragte sie:

„Wie haben Sie denn den Studentenaufstand 1989 empfunden?“

Meine Frau und die zwei anderen, die noch dabei waren, hielten den Atem an wegen meiner Unverschämtheit, aber Frau Cha schien die Frage ganz normal zu finden und antwortete recht freimütig und unbefangen:

„Ach, damals, da war ich noch in der Schule. Ich dachte, vor welche Probleme stellen die Studenten nur unsere armen Soldaten. Ja, so etwas dachte ich. Erst viel später, als ich nach Deutschland kam, konnte ich Bücher über die Vorfälle lesen, und da erfuhr ich erst die Wahrheit.“

Und sie fuhr fort:

„Ich sage es auch heute frei heraus, wenn ich nicht zufrieden bin. Das kann man in China! Zum Beispiel, was sie mit meinem Vater gemacht haben, das war eine Unverschämtheit, und das habe ich bei den Behörden auch gesagt!“

„Was war denn mit ihrem Vater“, fragte ich interessiert.

„Mein Vater“, antwortete sie, „der hat in den 70er Jahren eine private Schule gegründet, weil so viel Nachholbedarf in der Ausbildung herrschte. Das konnte der Staat allein gar nicht alles schaffen, vielmehr hat er den Privaten sogar Geldmittel gegeben. So wurde die Schule viele Jahre lang finanziert. Letztes Jahr hat man die Gelder ohne Begründung gestrichen, und die Schule musste geschlossen werden.“

„Und was ist dann weiter passiert?“

„Nichts! Mein Vater verlor seine Arbeit, und jetzt weigert man sich sogar, ihm eine Rente zu zahlen. Er ist zu stolz, um sich dagegen zu wehren. Aber ich bin zu den Behörden gegangen und habe gesagt, dass er einen wichtigen Beitrag zur Weiterbildung im Lande getan hat und ihm jetzt eine staatliche Unterstützung zusteht.“

„Und hat es geholfen?“ fragte meine Frau.

„Hm“, meinte Frau Cha, „sie geben ihm jetzt etwas, aber es ist nicht viel. Ich muss ihn trotzdem noch unterstützen.“

Das war eine der wenigen Informationen, die wir über den privaten Lebensbereich im heutigen China erhalten konnten.

Es war spät geworden. Meine Frau und ich hatten gerade noch Zeit, um in dem riesigen Supermarkt nach amerikanischem Vorbild, der nicht weit vom Hotel entfernt lag, einiges einzukaufen: Getrocknete Pilze, Chili, Ingwerwurzeln sollten uns zuhause helfen, chinesisch kochen zu lernen.

Als wir zurückkamen, stand der Bus bereits da, so dass wir mit unserem kleinen Handgepäck einsteigen konnten. Die Koffer waren schon am Morgen abgeholt worden. So verließen wir das schöne Castle-Hotel.

Dies bedeutete aber nicht, dass wir auch Suzhou schon verlassen mussten. Noch ein halber Tag stand zur Verfügung, und was man damit alles anfangen konnte, sollten wir bald erfahren.

Zunächst fuhr uns der Bus zu einem Restaurant am Ufer des Kaiserkanals, in dem wir das gemeinsame Mittagessen einnahmen, natürlich wie immer mit Stäbchen, was uns so selbstverständlich geworden war, dass wir Messer und Gabel gar nicht mehr vermissten. Nach dem Essen warteten zwei Boote am Kai, von denen jedes gerade zwölf Personen aufnehmen konnte, so dass sie durch unsere Gruppe und die Reiseleiter voll belegt waren.

Herr Zeng führte seine Erklärungen fort:

„Der Kaiserkanal wurde im 6. Jahrhundert erbaut und war eine über 1800 Kilometer lange Wasserstraße, die die südlichen Städte wie Suzhou mit den nördlichen Hauptstädten wie Peking und Luoyang verband. Zur Ming-Zeit im 13. Jahrhundert war er die wichtigste Handelsroute in diesem Teil von China, hat heute allerdings keine Bedeutung mehr und ist fast ganz versandet. In Suzhou entstanden jedoch die vielen kleineren Kanäle kreuz und quer durch die Stadt, an denen wir ja schon auf den Radtouren entlang gefahren sind. Jetzt werden Sie die auch einmal auf dem Wasser erleben können“.

Der Hauptfluss, nämlich der Kaiserkanal selbst, auch „Großer Kanal“ genannt, präsentierte sich uns in arg verdrecktem Zustand. Das Wasser war verschmutzt, die Uferseiten der Häuser unbeschreiblich vergammelt. Die Leute auf den Kähnen, die hier arbeiten mussten, taten uns leid. Ich war zunächst schockiert und wenig erfreut über diese Tour.

Aber meine Einstellung änderte sich schnell, als wir in die kleineren Seitenkanäle abgebogen waren. Dort gab es eine Fülle von interessanten Perspektiven und spektakulären Blicken, die zu einigen tollen Fotos führten. Dies war zweifelsohne der schönste Teil auf dem Wasser, denn von hier aus gesehen wirkte Suzhou tatsächlich wie ein kleines Venedig des Ostens. Leider zogen diese Highlights nur zu schnell vorüber, und wir bogen wieder auf den wenig erbaulichen Großen Kanal ab.

Zu allem Unglück setzte auch noch leichter Nieselregen ein. Herr Zeng aber führte seine Erklärungen unverdrossen fort und deutete, als wir ein Stück weiter vorangekommen waren, ans jenseitige Ufer:

„Die große Halle dort drüben mit den Ständen davor, das ist der Obstmarkt.“

Aber die Freude an der Rundfahrt war dahin, kaum noch eine Kamera wurde gezückt. Auch das nächste „Highlight“ riss keinen mehr von den Sitzen, als Herr Zeng zum letzten Mal ans Ufer zeigte:

„Und jetzt passen Sie auf! Sehen Sie die vielen nebeneinander liegenden Kähne dort? Das ist der größte und beliebteste Fischmarkt in der ganzen Gegend.“

„Tatsächlich“, meinte einer gähnend, „aber da ist ja gar nichts los.“

„Am frühen Morgen kommen dort Hunderte von Menschen zum Einkaufen. Schade, dass Sie das nicht miterleben können.“

Dazu würden wir allerdings keine Gelegenheit mehr haben und hätten wohl auch kein großes Interesse gehabt, denn dort schien alles vor Schmutz zu strotzen. Aber vielleicht lag es auch nur am Nieselregen, dass wir ein so ungünstiges Bild von diesen Märkten mitnahmen.

Inzwischen sehnte wohl jeder das Ende der Rundfahrt herbei, welches dann auch nicht mehr lange auf sich warten ließ. Vor der mittelalterlichen Marco-Polo-Brücke legten wir wieder an. Wir erstiegen nun die Brücke, von der aus Reste der Stadtmauer und des Pan-Tors zu erkennen waren.

Der Bus erwartete uns bereits auf der anderen Seite und brachte uns an den nordwestlichen Stadtrand zum Fuße des Tigerhügels, den wir noch besichtigen wollten. Am Eingang herrschte unbeschreiblicher Lärm durch Trommeln und Geschrei einer Gruppe von Jugendlichen. Das schien hier wohl mehr eine Art Vergnügungspark zu sein, obschon die Stätte durchaus historisch ist, wurde doch schon 500 vor Christus hier das Grab eines Fürsten angelegt. Drinnen erklärte uns Herr Zeng, als wir eine große Steinplattform passierten:



„Hier hat eine der schlimmsten Gräueltaten der damaligen Zeit stattgefunden. Der Fürst ließ an dieser Stelle einen geheimnisvollen Palast bauen, den niemand gesehen haben sollte. Deshalb wurden alle Bauarbeiter, die daran beschäftigt waren, hinterher umgebracht.“

Durch viele Tore und Wandelgänge, vorbei an Tempeln und Pavillons erreichten wir die oberste Plattform des Hügels und standen vor der achtkantigen Ziegelpagode des Wolkenfelsen-tempels aus der Zeit um das Jahr 1000 herum. Sie ragt 50 Meter in die Höhe, ist aber auf der einen Seite eingesunken und mindestens so geneigt wie der schiefe Turm von Pisa.

Wir sahen überall Darbietungen von Akrobatik, Tanz und Musik, so dass ich Herrn Zeng fragte, ob hier ein größeres Fest stattfinden würde.

„Mehrere Male im Jahr finden hier Festspiele statt“, erklärte er. „Dann versammeln sich viele Gruppen aus der Stadt und der Umgebung in diesem Park.“

Wir sahen und hörten einigen Künstlern zu, bis Herr Zeng zum Aufbruch blies, denn es war Zeit zum Bahnhof zu fahren, um unseren Zug nach Shanghai zu erreichen, der letzten Station dieser Reise. So war es auch wieder Zeit zur Dankesrede und Überreichung der Umschläge, die zur Sammlung der Trinkgelder bereits umgelaufen waren.

Dass die Art von Herrn Zeng meiner Frau von Anfang gut gefallen hatte und sie ihn auch mehrmals befragt hatte, das war Frau Cha nicht entgangen. So war es nicht verwunderlich,

dass Frau Cha sich meine Frau herausgepickt hatte, diese Aufgabe zu übernehmen. Sie hatte sich gerne dazu bereit erklärt, war bei der letzten Besichtigung recht still gewesen, wahrscheinlich, um sich einige passende Worte im Geiste zurecht zu legen.

Sie löste sie diese Aufgabe dann auch hervorragend mit einigen anerkennenden Worten und übergab Herrn Zeng die Umschläge. Er freue sich sichtlich und konnte wegen seiner Strafe mit seinem Ausweis das Geld sicherlich besonders gut gebrauchen. Am Bahnhof musste er sich verabschieden. Auch ich dachte, dass er uns guter Reiseleiter gewesen war.



Frau Cha führte uns sofort auf den Bahnsteig, auf dem der Zug schon wenig später heranbrauste. Auf der Bahnfahrt nach Shanghai boten sich wieder die Bilder einer fast schon zugebauten Landschaft im Jangze-Delta, wie wir sie schon auf den beiden anderen Zugfahrten gesehen hatten. Als wir den Hauptbahnhof von Shanghai erreichten, war der Abend angebrochen.

In der Weltmetropole Shanghai

Als wir auf dem Hauptbahnhof von Shanghai ankamen, wartete diesmal kein lokaler Reiseleiter auf uns, was Frau Cha in einige Aufregung versetzte. Schon über zehn Minuten waren vergangen, aber er wollte einfach nicht erscheinen. Die Gruppe wurde langsam unruhig und Frau Cha immer nervöser:

„Herr Yong sollte uns hier eigentlich abholen. Irgendetwas scheint nicht geklappt zu haben. Am besten gehen wir jetzt in die Bahnhofshalle, vielleicht ist er nur verspätet, und wir treffen ihn dort.“

Sie führte uns in die Fußgängerunterführung herab, nur um dort erneut stehen zu bleiben. Es war eine der wenigen Situationen auf dieser Reise, in der sie nicht recht wusste, was sie tun sollte.

„Wenn er auf dem falschen Bahnsteig gewartet hat, dann muss er hier durchkommen und uns sehen. Wir bleiben lieber hier stehen.“

Dass dies nicht die beste Entscheidung war, sollte sich sogleich zeigen. Denn jetzt musste sie auf jeden Fall versuchen, das lokale Reisebüro zu erreichen, aber hatte hier unten mit ihrem Handy natürlich keinen Empfang. Was sollte sie tun?

Einerseits durfte sie ihre Reisegruppe nicht alleine lassen, andererseits musste sie die Unterführung verlassen, um telefonieren zu können. Wenn sie aber mit uns weiterging, dann würde uns der lokale Reiseleiter, wenn er überhaupt noch kam, gar nicht mehr finden. Ihr Blick fiel auf Ingo.

„Ich gehe jetzt doch in die Bahnhofshalle, um telefonieren zu können. Könnten Sie bitte die Gruppe übernehmen und aufpassen, dass keiner wegläuft.“

„Keine Angst, Frau Cha“, antwortete der, „wir bleiben hier zusammen. Da läuft bestimmt keiner weg, da bin ich mir ziemlich sicher.“

Das letzte hatte sie schon gar nicht mehr gehört, so schnell war sie mit nervösen Schritten in Richtung Bahnhofshalle verschwunden. Bald hatten sich die restlichen von unserem Zug kommenden Menschen verlaufen, und wir waren allein. Es schien mir unglaublich, dass im Hauptbahnhof einer Weltstadt am frühen Abend so wenig Leute unterwegs waren. Das lag wohl daran, dass hier höchsten zwei bis drei Eisenbahnlinien zusammenkamen.

Nur selten tauchten jetzt noch einzelne Passanten auf. In jedem glaubten wir natürlich unseren Reiseleiter zu sehen, aber sie gingen alle ohne Regung vorbei. Als wir schon resigniert hatten und vorübergehende Leute nicht mehr beachteten, standen plötzlich eine Frau und ein Mann mit großen, umgehängten Ausweisen vor uns, die wir gar nicht richtig hatten kommen sehen.

Kaum hatten wir ihre Frage, ob wir aus Deutschland seien, bejaht, da fauchte die Frau den Mann auf Chinesisch scharf an. Vielleicht war sie eine Kollegin vom Reisebüro, die ihm Vorwürfe machte, auf den falschen Bahnsteig gegangen zu sein, um uns abzuholen. Er murmelte kaum verständlich etwas, was so klang wie:

„Ich muss mich entschuldigen, wir haben uns verspätet.“

Wieder schnatterte die Frau laut auf ihn ein. Da gab er sich einen Ruck, bedeutete ihr wütend zu schweigen und sagte, jetzt ganz deutlich zu verstehen:

„Ich bin Herr Yong, ihr lokaler Reiseleiter für Shanghai. Wo ist denn Frau Cha, die ich hier treffen sollte“.

„Sie ist zur Bahnhofshalle, um zu telefonieren“, antwortete Ingo.

„Gut, dann gehen wir ihr jetzt entgegen.“

Kaum hatten wir uns in Bewegung gesetzt, da tauchte sie mit hängendem Kopf auf, war dann aber umso erleichterter, dass der Reiseleiter doch noch gekommen war.

Nun lief die Organisation wieder wie am Schnürchen ab. Nicht weit vom Bahnhof wartete ein Bus der lokalen Reisegesellschaft, und wir machten aus auf den Weg.



Da unser Hotel auf der anderen Seite der City lag, war nun eine ziemlich weite Strecke zurückzulegen. Es ging über die Hochstraße der Stadtautobahn, was uns einen ersten Eindruck von der Größe der Stadt vermittelte. Die Wolkenkratzer und Hochhäuser konnten einen Vergleich mit Manhattan durchaus standhalten. Am beleuchteten Stadion vorbei näherten wir uns dem Hotel. Wen wunderte es noch, dass Herr Yong bereits auf dieser Fahrt ein fakultatives Abendprogramm anbot:

„Sie haben schon einen kleinen Eindruck von dem Lichtermeer gewonnen. Ich biete Ihnen an, den Bus für einen Abendausflug Shanghai bei Nacht zu organisieren. Wir fahren zum Bund, der Prachtstraße am Hafen und machen dort einen Bummel. Das wird ein einmaliges Erlebnis für sie. Später bringt sie der Bus dann zurück ins Hotel. Es kostet 40 Yuan pro Person.“

Das hatten wir so ähnlich schon mehrere Male gehört. Dennoch machte es den meisten Teilnehmern anscheinend nichts aus, weitere zwei Stunden im Bus zu sitzen. Meine Frau und ich koppelten uns wieder einmal ab, weil wir lieber noch ein gemütliches Restaurant nahe dem Hotel aufsuchen wollten. Selbst Franz zog das Besichtigungsprogramm vor, was uns diesmal aber ganz recht war, denn nach fast drei Wochen Gemeinschaft hatten wir uns längst auf ein Abendessen zu zweit gefreut.

In der gleichen Straße fanden wir ein kleines Restaurant mit erstaunlich wenigen Tischen vor. Erst als wir Platz genommen hatten, merkten wir, dass das eigentliche Etablissement im ersten Stock liegen musste, da laufend Essen nach oben getragen wurden. Es störte uns aber nicht, hier unten beim einfachen Volk zu sitzen. Das war sehr "local", so wie wir es uns vorgestellt hatten. Direkt hinter meinem Stuhl befand sich ein Behältnis mit Schlangen, Kröten und sonstigen Kriechtieren, die in China gerne auf dem Speiseplan stehen, auf der anderen Seite ein Becken mit lebenden Fischen.

Es gab allerdings nur eine Speisekarte auf Chinesisch, was aber nicht weiter tragisch war, denn wir konnten ja Fisch essen, so dass wir nur auf das Baseng deuten mussten, um zu bestellen. Plötzlich trat ein mit seinen Eltern am Nebentisch sitzendes junges Mädchen zu uns und versuchte mit ihrem Schulenglisch, uns zu helfen, indem sie noch etwas schüchtern fragte:

„Sie essen wollen, ja?“

„Ja wir möchten Fisch essen“, zeigte ich auf das Basin an der gegenüberliegenden Wand.

„Fisch - was heißt das denn auf Chinesisch“, versuchte ich, sie zu ermutigen.

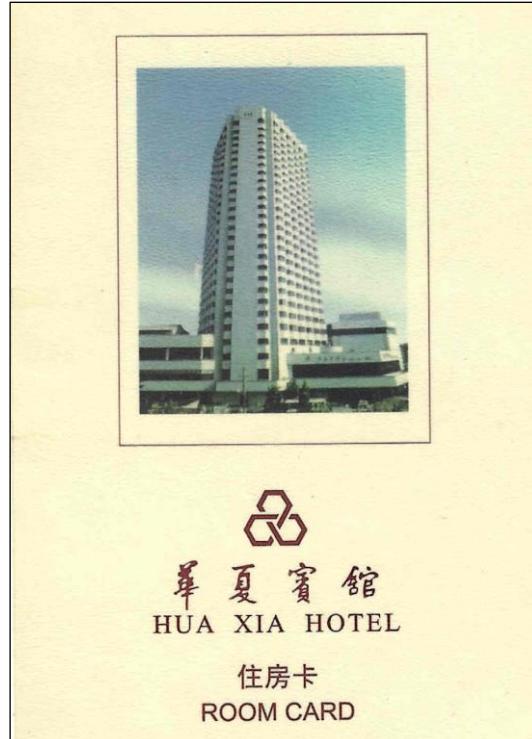
„Ah Fish“, das chinesisch ist jü“, freute sie sich, uns antworten zu können, während ihre Eltern stolz zu uns herüberblickten.

„Und dann möchten wir noch Rindfleisch mit grünem Paprika“.

„Das versteht sie nicht, das ist zu kompliziert für das Mädchen“, meinte meine Frau zu mir und zu dem Mädchen gewandt:

„Rindfleisch - Beef - hot“.

„Roulej hot pot?“ meinte die fragend.



„Ja, bitte, kannst du es für uns bestellen?“

Aber eine Bedienung hatte den Dialog schon mitverfolgt, nickte uns zu und verschwand. Wenig später musste einer der Fische im Becken daran glauben. Er wurde als Ganzes gekocht serviert und schmeckte ganz gut, wenn auch etwas lasch. Sehr gut gewürzt und ganz vorzüglich war dagegen die als "Hot Pot" mit grünem Paprika gelieferte Rindfleischplatte. Sie gehörte mit zu unseren besten Gerichten in China. So konnte auch unser vorletzter Tag im Land noch etwas kulinarisch Besonderes bieten.

Während unsere Zimmer sich im 14. Stockwerk des Hotels befanden, lag der Frühstücksraum noch höher im obersten, dem 27. Stockwerk. So hatten wir am nächsten Morgen beim Frühstück selbst bei dem heute etwas bewölktem Himmel eine wunderbare Aussicht. Danach ging es mit dem Bus in die Innenstadt, die wir in der Nähe des Fischmarktes erreichten, wo es viele kleine, geschäftige Gassen mit Verkaufsständen gibt. Leider war ein Halt in diesem interessanten Stadtteil nicht vorgesehen.

Während der Fahrt bot Herr Yong sein nächstes fakultatives Programm an:

„Zu Shanghai gehört unbedingt eine Hafenrundfahrt. Nach den Besichtigungen heute ist nachmittags noch Zeit dafür. Wer von ihnen hat Interesse, daran teilzunehmen. Es kostet 40 Yuan pro Person.“

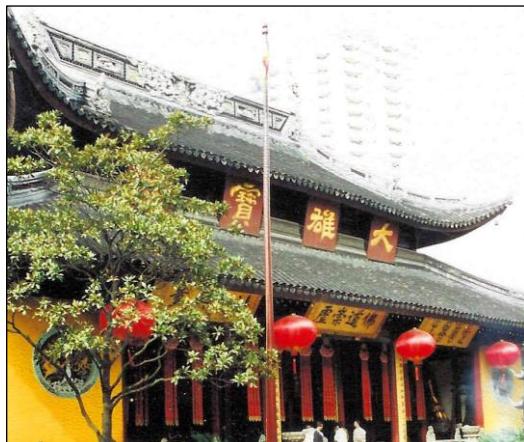
Es schien der Einheitspreis zu sein, weil bisher fast jedes zusätzliche Programm so viel gekostet hatte.

„Mal sehen, wer noch so viel Geld übrig hat“, dachte ich gespannt.

Es meldete sich jedoch gerade die Mindestteilnehmerzahl, die als notwendig angesehen wurde, damit die Tour gemeinsam durchgeführt werden konnte. Meine Frau und ich konnten uns zunächst nicht dazu entscheiden.

Dann machten wir Halt auf einem kleinen Parkplatz, der schon fast voll mit Bussen war. Hier musste touristisch Interessantes zu sehen sein. Und so war es auch. Schon nach wenigen Schritten befanden wir uns im Zentrum der Altstadt von Shanghai, in der schöne Handelshäuser im alten chinesischen Stil restauriert sind, die früher vermutlich reichen Kaufherren gehörten. Heute sind sie bis auf den letzten Platz mit Geschäften belegt, in denen allerdings nur der übliche Touristenramsch angeboten wird. Mitten darin an einem kleinen Teich hielt Herr Young an:

„Sehen Sie dieses Haus auf dem Weiher. Das ist das berühmte Huxinting-Teehaus, in dem schon viele berühmte Persönlichkeiten zu Gast gewesen sind. Wenn Sie wollen, können Sie dort auch einen Tee trinken, sobald wir den Yuyuan besichtigt haben.“



Yuyuan ist der Garten der Freude, dessen Eingang direkt gegenüber dem Teehaus liegt. Dort faszinierten mich vor allem die interessanten Drachenfiguren auf den Dächern und

ein schönes Mondtor im Garten. Aber durch die Massen von Touristen, die hier durchgeschleust wurden, war die Besichtigung doch ziemlich beeinträchtigt.



Danach bekamen wir Zeit zur freien Verfügung bis zum Mittagessen. Meine Frau und ich marschierten natürlich zuerst in das Teehaus. Dort hingen überall Fotos von den Prominenten, die schon da gewesen waren. Auch der deutsche Bundeskanzler durfte dabei nicht fehlen. Hier hätten wir wohl gerne einen Tee genommen, nicht jedoch zu den Fantasiepreisen, die für chinesische Verhältnisse unverschämt hoch waren. So blieb es bei einem kurzen Rundgang.

Nach dem Mittagessen in einem Stadtrestaurant stand zunächst die Besichtigung des Jade-Buddha-Tempels auf dem Programm, in dem zwei berühmte Buddhafiguren aus weißer Jade zu sehen waren.

Während des Aufenthaltes dort wurde noch eifrig über die Hafenrundfahrt diskutiert. Ingo meinte:

„Monika und ich wollten die Rundfahrt eigentlich erst morgen machen, weil es heute ziemlich bewölkt und sehr windig ist.“

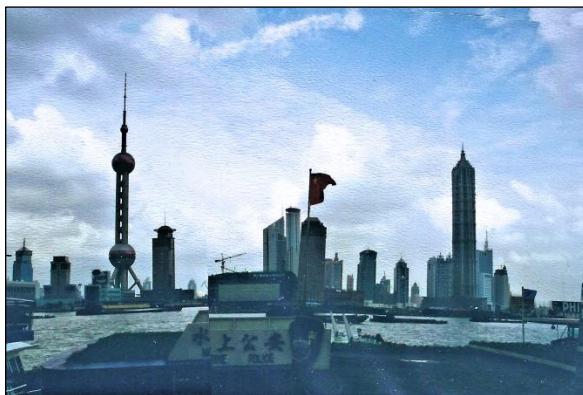
„Aber morgen regnet es vielleicht, dann macht es gar keinen Sinn mehr. Ich habe mich jedenfalls eben noch schnell angemeldet“, meinte Frau M.

„Sie hat recht“, antwortete er, „ich gehe jetzt auch zu Herrn Yong und lasse uns registrieren.“

Meine Frau und ich entschieden uns daraufhin ebenfalls teilzunehmen. So meldeten sich die Leute gewissermaßen tröpfchenweise bei Herrn Yong nach. Wenn der sich über die wankelmütigen Touristen auch gewundert haben mochte, so konnte man seinem unbewegten Gesicht nichts ansehen. Seine Miene blieb immer freundlich, das Gesicht musste gewahrt werden.

Dann fuhren wir mit dem Bus endlich in Richtung Hafen ab. Zum wiederholten Mal bewunderten wir von den Hochstraßen die sich ständig verändernden Ausblicke auf die Skyline der Stadt. Bei manchen Gebäuden blinkten die Beschichtungen wie Gold und Silber, bei anderen beeindruckte die moderne Konstruktion. Schließlich hielt der Bus kurz vor dem Beginn der wohl bekanntesten Straße von Shanghai, dem sogenannten Bund. Er verläuft auf einige Kilometer direkt an den Wassern des Hafens entlang.

An der Seite zur Stadt hin stehen viele der ehemaligen Administrationsgebäude der englischen Kolonialverwaltung. Sie sind aus ganz gewöhnlichem grauen Stein und Zement und müssten gegenüber den neuen modernen Wolkenkratzern eigentlich klein und hässlich wirken, strömen aber doch mit ihrem Alter und all den Fahnen und Flaggen auf den Dächern eine ehrwürdige Ruhe aus, so dass sie genau wie ihre blendenden, neureichen Verwandten einen bleibenden Eindruck beim Besucher hinterlassen. An der Wasserseite des Bundes verläuft eine erhöht gebaute Uferpromenade, auf der Touristen aller Länder flanierten.



Hier fahren auch die Schiffe der Hafenrundfahrt ab. Unsere Gruppe musste sich nun umgehend trennen, denn die Abfahrtszeit war schon fast überschritten. Während die eine Hälfte sich auf dem Bund zerstreute, hechelte der Rest, unter ihnen diesmal auch meine Frau und ich, dicht hinter Herrn Yong her, die Treppe der Promenade hinunter und durch ein Verwaltungsgebäude hindurch. Es gibt so wenige Anlegemöglichkeiten, dass unser Schiff nur in der zweiten Reihe geparkt war. Wir mussten über das Deck eines anderen Schiffes steigen, bis wir unseren Ausflugsdampfer erreicht hatten.

Shanghai liegt an den Ufern des Flusses Huangpu, der in den Yangzi fließt, kurz bevor dieser das Meer erreicht. Dieses ist allerdings so weit entfernt, dass man es von Shanghai aus nicht sehen kann. Die Hafenrundfahrt führte uns flussabwärts. Auf der linken Seite überholte uns ein mit zwei riesigen, goldenen Drachen verzierter Ausflugsdampfer. Die Skyline am Ostufer wird vom eigenwillig gestalteten Fernsehturm und dem höchsten Gebäude der Stadt, dem ehemaligen Sheraton-Hotel, dominiert. Fracht- und Containerschiffe waren überall, meist an den Kaimauern vertäut, einige auch auf dem Fluss unterwegs.

Was uns aber mehr faszinierte, waren die vielen flachen Dschunken, manche verrostet und verlassen vor sich hin dämmernd, andere mit Gütern wie Reissäcken beladen daher tuckernd. Der Wind wehte uns immer frischer ins Gesicht, als wir uns der großen Hafenbrücke näherten. Die Seile dieser Hängekonstruktion ergaben, von tief unten, gesehen erstaunliche Perspektiven.



Nur wenig jenseits der Brücke war der Umkehrpunkt, und zurück fahrend eröffnete sich ein ganz neuer Blickwinkel, ein grandioser Ausblick nämlich auf die hinter dem Bund liegende große Skyline der Stadt, davor die schillernden Hafengewässer, darüber ein bewölkter, durch die versteckte Sonne leicht gelblich angehauchter Himmel - das schien nicht mehr kalte Realität moderner Baukunst zu sein, nein, das war wie ein Ölgemälde.

„Könnten Sie bitte ein Foto von mir machen,“ fragte mich Frau M. angesichts dieser Perspektive.

„Gerne, wo muss ich draufdrücken?“.

„Dieser Knopf ist der Auslöser“, zeigte sie, „und bitte mit der Skyline im Hintergrund.“

Nachdem sie sich auf der vorderen Reling in Positur gesetzt hatte, drückte ich ab. Das war der Startschuss für eine rege Aktivität. Da wollten auf einmal alle, jedes Paar und jeder Single, vor dieser Kulisse fotografiert werden.

Doch schnell, zu schnell, war der flüchtige Eindruck dieses Momentes vergangen, dann dominierte wieder die Wirklichkeit. Es dauerte auch nicht mehr lange, und wir kamen zurück an unseren Kai und standen wenig später wieder auf dem Bund. Noch hatten wir Zeit bis zum Zusammentreffen mit den anderen Reisekameraden. So folgte ein Bummel durch die Nanjing Road, die berühmteste Einkaufsstraße von Shanghai. Sie unterschied sich jedoch kaum von denen anderer Großstädte, einmal abgesehen von den vielen Fahrradfahrern, die selbst in der modernsten Stadt Chinas aus dem Straßenbild nicht wegzudenken sind.

Als unsere Gruppe sich wieder zusammengefunden hatte, erklärte Herr Yong:

„Wie Sie wissen, steht heute noch der Besuch eines Varietees auf dem Programm. Es fängt aber erst um halb acht Uhr abends an. Nur wenn die Mehrheit zwischenzeitlich unbedingt zurück zum Hotel möchte, sind wir verpflichtet, den Bus einzusetzen. Für einige wenige kann ich die weite Busfahrt hin und zurück nicht verantworten.“

Es wurde abgestimmt, und die Mehrheit entschied sich zum Bleiben. Dem mussten wir uns anschließen, obwohl wir uns lieber im Hotel noch etwas ausgeruht und frisch gemacht hätten.

„Wir können Sie aber ins Stadtzentrum zum Platz des Volkes bringen. Dort in der Nähe gibt es einen Vogelmarkt, den Sie sich ansehen sollten.“

Das klang interessant, so dass alle zustimmten. Auf dem Platz angekommen stiegen wir aus und hatten nun einige Stunden Zeit zur freien Verfügung. Die Neunergruppe fand sich schon von selbst zusammen, wobei der harte Kern wie immer bummeln gehen wollte, meine Frau und ich uns diesmal aber gerne anschlossen. So wanderten wir recht ziellos durch ein Kaufhaus, konnten aber wieder keine passende Bluse für meine Frau finden.



Dann wären wir gerne in ein Kaffeehaus gegangen, aber etwas Derartiges konnten wir nicht finden, eine Teestube musste als Ersatz herhalten. Allerdings verstand man dort gerade noch die englischen Worte "tea" und "cafe." Eine Unterhaltung konnte so leider nicht aufkommen, wenn auch Chef und Bedienung viel tuschelten und kicherten. Aussehen und Geschmack des recht teuren grünen Tees erinnerten wieder fatal an "Spinat", so dass wir zur Missbilligung der Chinesinnen den dritten Aufguss nicht mehr haben wollten.



zu den anderen und Franz stimmte mir selbstverständlich zu:

„Einen Hunger auf eine Kleinigkeit hab i jetzt aa.“

Wegen des bevorstehenden Theaterbesuches blieb allerdings nicht mehr genug Zeit zu einem richtigen Abendessen, wozu die anderen ohnehin keine Lust hatten, da sie lieber noch bummeln wollten.

„Vielleicht versuchen wir doch einmal einen Fleischspieß,“ schritt ich auf den Stand zu, den wir gerade passierten.

„Eine Garküche auf der Straße? Ne, da essen wir nichts. Wer weiß, was man sich da holen kann“, meinten die anderen ablehnend und wollten weiterziehen.

„Die Spieße dort auf dem offenen Feuer, die sehen doch sehr gut aus. Bei uns essen wir ja auch Bratwürste vom Grill“, verteidigte ich meinen Appetit.

„In Deutschland ist das was anderes“, wurde vage argumentiert.

Ein Rundgang um den Platz des Volkes führte uns am supermodernen Theater vorbei, den von Herrn Yong erwähnten Vogelmarkt konnten wir allerdings nicht finden. Es wurde langsam dunkel und überall gingen die Lichter und Reklamen an. Shanghai bei Nacht war nicht minder beeindruckend als jede andere Großstadt der Welt bei Dunkelheit.

„Also so ganz ohne etwas gegessen zu haben, möchte ich nicht ins Theater“, meinte ich

Das konnte mich nicht überzeugen. Ich nahm gleich zwei der Spieße und Franz einen. Sie kosteten den sagenhaften Preis von einem Yuan pro Stück, das waren etwa 30 Pfennig. So billig und gut hatte ich lange nichts mehr von der Straße gegessen.

Gespannt, wo die Varietee-Veranstaltung stattfinden sollte, waren wir nicht wenig erstaunt, als der am Platz des Volkes gestartete Bus schon nach wenigen Hundert Metern Fahrt in der nächsten Straße auf eine Einfahrt zuhielt, verschlossen von einer Schranke, die erst nach einem Hin und Her geöffnet wurde. Wir fuhren herum und fanden uns vor einem großen, weiß und metallisch schimmernden, kubischen Gebäude wieder.

„Das ist doch das ultramoderne Theater, das wir beim Bummeln über den Boulevard vorhin gerade erst bewundert haben?“ meinte Susanne und Frau M. ergänzte:

„Ich hatte mir schon einen Theaterbesuch in diesem Haus ausgemalt. Jetzt kommt es tatsächlich dazu. Das finde ich ganz toll.“

Meine Frau und ich hatten schon erwogen, uns aus dieser Vorstellung auszublenden, aber bereuten jetzt nicht, dass wir uns doch noch zur Teilnahme entschlossen hatten.

Der große Saal bot einigen Hundert Menschen Platz und war gut gefüllt. Auf der Bühne traten allerhand Varietee- und Zauberkünstler auf, die durch ihre Nummern vor allem große Geschicklichkeit und Dehnbarkeit des Körpers demonstrierten.

Sogar eine Artistengruppe machte sich am Trapez zu schaffen. Ein Mädchen wurde zum Schluss von ihrem Partner nur noch durch einen Mund-Ring gehalten, während sie sonst frei und ohne Netz weit oben aber doch genau über den Gästen sich drehte. Das nun wieder erschien uns sehr gefährlich und verantwortungslos. Wäre sie gestürzt, hätte sie sich und vermutlich auch einige Zuschauer schwer verletzt. Meine Frau mochte gar nicht hinssehen. Nach diesem Höhepunkt der Darbietungen war die Show zu Ende, und die Künstler und Artisten bekamen viel Beifall.

Herr Yong hatte sich schon vor dem Theater am Bus verabschiedet, aber den Fahrer angewiesen, auf uns zu warten und uns zurück ins Hotel zu bringen. Das klappte vorzüglich. Jetzt am Abend kamen wir schnell durch. Als wir wieder im Hotel waren, war es zu früh, um schon ins Bett zu gehen. Die Neunergruppe hatte sich schon wieder wie von Zauberhand geeinigt, noch auf ein Bier auszugehen, denn in dem Hotel gab es nur eine kleine, jetzt ziemliche volle Bar in der Halle. Die war nicht geeignet für ein gemütliches Beisammensein.

So suchten wir nach einer besseren Möglichkeit in der nahen Umgebung. Es war jedoch gar nicht so einfach, weil fast alle in Frage kommenden Restaurants nur zum Essen dienten und jetzt schon geschlossen hatten, so auch das, in dem meine Frau und ich gestern Abend gewesen waren.

Wir fanden dann doch noch ein offenes, obschon es einiges Palaver bedurfte, bis wir der Wirtin klargemacht hatten, dass wir nur Bier wollten. Vermutlich weil zu so später Stunde andere Gäste nicht mehr zu erwarten waren, ließ sie sich darauf ein, und wir erhielten das übliche chinesische Flaschenbier, das aber gar nicht schlecht ist und mir sogar besser bekommt als deutsches.

„Hat sich eigentlich schon jemand Gedanken darüber gemacht, dass jetzt am Ende der Reise auch für Frau Cha ein Trinkgeld gesammelt werden müsste und wir uns bei ihr bedanken müssten“, sprach ich aus, was mir schon seit einiger Zeit im Kopfe herumging.

Die anderen sahen mich so verblüfft an, dass ich die Antwort bereits wusste, bevor jemand etwas gesagt hatte.

„Oder hat einer etwas in der Richtung von dem Rest der Gruppe gehört?“

Wieder nur Kopfschütteln. Also schien sich nichts in der Richtung getan zu haben.

„Dann müssen wir uns etwas einfallen lassen“, meinte Ingo vage.

„Richtig“, meinte ich, „hier ist ja fast die halbe Gruppe versammelt. Wir sollten eine Entscheidung treffen, dass es einer von uns macht, sonst wird es nichts mehr. Und das hat Frau Cha nicht verdient.“

„Die hat sich echt bemüht, und alles wirklich gut organisiert. Das muss man einfach anerkennen“, meinte Reiner aus Düsseldorf.

Die anderen nickten zustimmend, aber es war offensichtlich keiner bereit, die Sache in die Hand zu nehmen. Man beschäftigte sich plötzlich angelegentlich mit seinem Bier oder sah geflissentlich auf den Boden.

„Na gut“, gab ich mir einen Stoß“, da ich anscheinend der einzige bin, der sich schon Gedanken darüber gemacht hat, würde ich mich darum kümmern und beim Abschiedessen morgen Abend Frau Cha mit einigen Dankesworten ein Trinkgeld überreichen, dass ich ab Morgen einsammeln würde - wenn hier von uns alle einverstanden sind.“

Eifriges, erleichtertes Nicken!

„Das ist prima. Wir wären dir alle dankbar“, sprach Ingo aus, was wohl alle dachten.

Somit war die Sache geregelt und wir konnten uns wieder anderen Themen zuwenden. Es wurden noch lustige zwei Stunden, bis die Wirtin erkennen ließ, dass sie schließen wollte. Da blieb uns nichts anders übrig, als zu bezahlen und zu gehen.

Noch ein Tag zur freien Verfügung

Unser letzter Tag in China stand noch einmal zur freien Verfügung. Erst am Abend war eine kleine Abschiedsfeier mit einem gemeinschaftlichen Essen vorgesehen. Ich war früh wach und arbeitete schon vor dem Frühstück eine kleine Abschiedsrede für Frau Cha und die Gruppe aus.

Wir von der Neunergruppe entschlossen uns zu einem Ausflug in die Innenstadt, um noch die letzten Einkäufe zu machen oder einfach bummeln zu gehen.

„Wir könnten mit der Metro fahren“, schlug ich vor.

„Aber kennt sich denn jemand von uns gut genug aus, dass wir an der richtigen Station aussteigen?“ fragte Frau M. ängstlich.

„Das haben meine Frau und ich schon in Peking hingekriegt und sind richtig angekommen“, antwortete ich etwas ärgerlich, „so schwer kann das doch nicht sein.“

Aber auch einige andere schienen die Idee nicht so gut zu finden und schlugen vor, lieber Taxis zu nehmen, was sicherer sei, wie sie meinten. Da kam Frau Cha auf uns zu:

„Ich habe gehört, Sie wollen in die Stadt. Darf ich mich anschließen. Ich wollte dort noch einige Bücher kaufen.“

„Oh ja, natürlich gerne“, meinte Frau M., „unter diesen Umständen hätte ich gegen eine Metrofahrt nichts mehr einzuwenden.“

Also machten wir uns auf den Weg zur Metro. Draußen war es richtig warm, vielleicht unser letzter Sommertag in diesem Jahr. Die nächste Station war schnell erreicht und mit Hilfe von Frau Cha die korrekte Richtung in die Stadt gefunden. Die Abteile des modernen Zuges waren schon beim Einstiegen voll und wurden an den nächsten Stationen immer voller, so dass wir ins Schwitzen kamen. Unsere Gruppe wurde zwangsläufig gesprengt. Als wir die Station Peoples Place erreicht hatten, an der wir aussteigen wollten, bekamen das nicht alle rechtzeitig mit.

„Haaalt“, ging ein Schrei durch den Wagen, als das Signal zur Abfahrt ertönte, „wir wollen noch aussteigen“.

Die letzten drei drängten sich gewaltsam durch und Frau M. sprang als letzte gerade noch heraus, bevor sich der Metro-Zug in Bewegung setzte und entschwand.

„Zum Glück ist mir nichts passiert“, meinte sie, „aber so kann es kommen. Ich hatte schon einen Albtraum, in der Metro eingeschlossen zu werden und weiterfahren zu müssen, wobei ich doch kein Wort chinesisch verstehe und sprechen kann.“.

Kaum hatten wir uns von diesem Schreck erholt, kam das nächste Problem. Zur Öffnung der Sperre vom Bahnsteig nach draußen, musste die Fahrkarte eingesteckt werden, die einer von uns verloren hatte. Die anderen mussten ihm ein neues Ticket aus dem Automaten ziehen, bis er herauskommen konnte.

Frau Cha führte uns zu einer der bekannten Einkaufsstraßen. In einem Musikgeschäft hielt man Ausschau nach CDs. Zunächst schien es so, dass sie viel billiger waren als in Deutschland, und auf solche Schnäppchen ist bekanntlich jeder Tourist scharf. Aber es schien auch wirklich nur so! Sah man genauer hin, dann waren Originalaufnahmen mit bekannten Künstlern nicht wesentlich günstiger als bei uns.

Danach ging es in ein Bücherkaufhaus. Frau Cha entschwand auf der Suche nach der gewünschten Literatur, während es uns etwas langweilig wurde, da natürlich alles nur in Chinesisch war und wir nichts lesen konnten. Meine Frau und ich beschlossen, uns von den anderen zu trennen, die auf Frau Cha warten wollten, Franz und Bernd schlossen sich uns an.

Meine Frau wollte noch einige Gewürze kaufen, und wir irrten auf der Suche nach einem Supermarkt lange durch die Straßen, ohne aber ein solches Geschäft zu finden, bis wir es aufgaben und die direkte Richtung zum Hafen einschlugen. So landeten wir schließlich am Bund, der immer interessant genug für einen Bummel ist. Als wir uns mit kühlen Getränken und einer Dose Bier für Franz versorgt und auf einer der Bänke in der Nähe eines jungen chinesischen Paares Platz genommen hatten, waren wir als Langnasen wieder einmal exotisch genug:

„Bitte können Foto machen von uns beiden“, meinte die Frau mit ein paar Brocken englisch.

Das war kein Problem, aber ein Versuch des Kontaktes mit Englisch scheiterte kläglich, so dass wir über ein „ni-hau“ und „che che“ nicht hinauskamen.

In der Nähe des Fischmarktes kamen wir in eines der verbliebenen Viertel Shanghais mit kleinen Gäßchen und alten Häusern. Obwohl Touristen massenweise in das Zentrum der Altstadt gekarrt werden, wie wir gestern gesehen hatten, waren hier am Rande die Chinesen unter sich und so gut wie keine Ausländer zu sehen. Franz erstand als Mitbringsel für zuhause einige Tassen chinesischen Geschirrs. An einem Teeladen durfte er einen Aufguss des grünen Tees probieren, der vermutlich nicht anders schmeckte wie der „Spinattee“ bei der Probe in Hangzhou, und fand ihn passabel genug, um damit seine Einkäufe zu vervollständigen.

Als ich dann einem Grill an der Straße entdeckte, auf dem leckere Fleischspieße gebraut wurden, meinte ich zu Franz:

„Können wir da wiederstehen?“

„Naa, wir nehm halt jeder an Spieß“, sagte es und hatte schon das Geld in der Hand.

Es sollte Rindfleisch sein, beef, wie man uns versicherte, aber wer konnte schon sagen, ob es stimmte. Die Spieße schmeckten jedenfalls vorzüglich. Meine Frau und Bernd dagegen bleiben ihren Prinzipien treu, in diesem Land nichts von Garküchen zu essen.

Wir schlenderten weiter und kamen ans Ende der Häuserzeilen. Es schien so, dass diese Gassen zu den letzten des alten Shanghai gehörten, denn gleich dahinter sah man schon leere Grundstücke mit Schutt, wo alte Häuser abgerissen waren. Nur das Touristenzentrum mit den grundsanierten Handelshäusern, die wir wenig später passierten, würde natürlich stehen bleiben, aber späteren Touristen einen verfälschten Eindruck der Altstadt vermitteln.

Die Marktbuden daneben hatten vermutlich auch keine reelle Überlebenschance, denn am anderen Ende waren die Bulldozer schon bei der Arbeit. Jenseits der nächsten größeren Straße fanden wir jedoch noch eine weitere stehengebliebene Gasse, wo wir doch noch unsere Gewürze bekamen.

Die Hochhäuser der Innenstadt waren bereits in Sichtweite. Nur hundert Meter weiter fanden wir uns in der City der modernen Weltstadt Shanghai wieder. Jegliches Zeichen der Altstadt war verschwunden, so als würde sie gar nicht existieren. Bald wird auch tatsächlich nichts mehr von ihr da sein, ein typisches Zeichen für den großen Umschwung, in dem sich das Land gerade befindet.

In einem Supermarkt kauften wir noch getrocknete chinesische Pilze ein. Dann waren wir so müde vom Stadtbummel, dass wir zurück ins Hotel wollten. Über eine Hochbrücke kamen wir zurück zum Platz des Volkes und an die Metrostation, von der wir ausgezogen waren. Drei Uhr nachmittags war vorüber, als wir uns in die stickige und volle U-Bahn zwängten. Es war schwülwarm geworden und nicht verwunderlich, dass ein tropischer Regen einsetzte, gerade als wir in unserem Hotel angekommen waren.

Nun hatten wir noch zwei Stunden Zeit zum Ausruhen. Während ich weiter an meiner kleinen Rede feilte, war meine Frau sofort tief eingeschlafen.

Wir hatten uns gut erholt, als wir am frühen Abend mit den anderen unserer Reisegruppe im Foyer zusammentrafen, ein jeder mit den letzten sauberen Kleidersachen, die man für einen besonderen Anlass am Ende meistens noch im Koffer hat. Frau Cha, die wie immer stumm durchzählte, rief erschrocken aus:

„Da fehlt doch jemand, ich habe nur 21.“

Während sie noch einmal zählte, rief ihr schon einer von uns zu:

„Es ist Herr Auser, der fehlt!“

„Natürlich“, meinte sie „das konnte ja nur der Auser sein. Schade, vorhin hatte er mir noch gesagt, dass er mitkommen wollte. Dann müssen wir eben ohne ihn fahren.“

„Es war schon schlimm, dass der seine andauernde Kritik an der Reise nun noch mit dem Boykott des Abschlussabends krönen wollte“, dachte ich mir, „es tut mir für die kleine Frau Cha leid, die sich so bemüht hat.“

Trotzdem ließ es sich niemand verdrießen, als wir ohne ihn aufbrachen.

Unterwegs zur Stadt legte ich unseren Obolus zur Sammlung für Frau Cha in einem Umschlag und gab diesen in Umlauf. Als der Bus gerade durch eine Straße fuhr, in der viele Baukräne zu sehen waren, meinte Herr Yong zu uns gewandt:

„Es ist unglaublich, wie schnell sich hier alles ändert. Wenn ich mal einige Wochen nicht in der Stadt gewesen bin, erkenne ich manche Straße nicht wieder, so viel wird in Shanghai gebaut.“

„Ist das denn ein staatliches Programm?“ fragte ich ihn.

„Der Staat baut so gut wie nicht mehr“, antwortete er, „hier bauen nur noch private Firmen. Dementsprechend hoch sind auch die Mieten, so hoch, dass die meisten Leute sie nicht zahlen können. Nur für die, die Wohngeld erhalten, sind sie überhaupt noch erschwinglich.“

Später bekam ich den recht gut gefüllten Umschlag der Sammlung zurück. Schon überlegte ich, ob ich nachzuzählen sollte, wieviel Frau Chas Reiseleitung den Teilnehmern unserer Gruppe wert gewesen war, aber da hielt schon der Bus und ich musste mit den anderen aussteigen.

„Ich habe für Sie ein typisches Restaurant der Stadt ausgesucht“, erklärte Herr Yong nicht ohne Stolz. Doch mir schien es eher ein typisches Restaurant für Touristen zu sein. Die Abschlussabend bestand eigentlich aus nicht viel mehr als dem letzten gemeinsamen Abendessen, ein bisschen festlicher gestaltet als sonst, aber von der Qualität her nicht überragend. Vor allem die so geschätzte Vielfalt der Speisen fehlte hier gänzlich, denn es

gab Seafood und nichts anderes als Seafood. Und wer das nicht gerne aß, wie Franz und ich, der hatte so ziemlich das Nachsehen.

Dafür konnten wir uns am Alkohol schadlos halten. Es gab nämlich Bier, Rotwein und Schnaps, wobei alles wild durcheinandergetrunken wurde. Das heizte die Stimmung ordentlich an und war auch gut für mich, denn es machte mich locker genug, eine passable Abschlussrede zu halten. Ich glaube Frau Cha und die ganze Gruppe, wir alle hatten viel Spaß dabei, wie das immer wieder aufflackernde Gelächter zeigte. Als ich Frau Cha schließlich im Namen der Gruppe unseren Dank für ihre tolle Leistung ausdrückte und den prall gefüllten Umschlag übergab, da sah ich Freude in ihren vom Alkohol schon etwas geröteten Gesicht aufkommen. So war ich doch noch leidlich zufrieden mit diesem Abend.

Wir konnten unseren Abschied noch nicht einmal ausführlich feiern, da wir das Lokal schon nach nur zwei Stunden für die nächste Touristengruppe räumen mussten. Auf der Busfahrt zurück ins Hotel wurde in aller Eile schnell noch ein letztes Mal gesammelt. Kurz vor der Ankunft übergab Frau Cha Herrn Yong sowie dem Busfahrer ihre Trinkgelder, da jetzt, wo die „Luft raus war“, sie keinen mehr zu einer Rede hatte gewinnen können. Herr Yong, der es nun eilig hatte, seinen Feierabend anzutreten, verabschiedete sich kurz und bündig mit dem Hinweis, dass Frau Cha uns morgen früh zum Flughafen bringen würde, da er eine andere Aufgabe zu erledigen hätte.

Zum Schlafengehen war es noch zu früh. Die Neunergruppe fand sich zum letzten Mal zusammen. Wir landeten im gleichen Restaurant wie gestern zum letzten gemeinsamen Bier. Aber die Stimmung war wie weggeblasen. Es war unverkennbar, dass sich der Urlaub dem Ende zuneigte.

Der Rest war Reisestress: Um 4 Uhr 30 Aufstehen, zu früh für ein Hotelfrühstück, die Koffer persönlich zum Bus schaffen, Abfahrt um 6 Uhr. Die Busfahrt durch die gerade aufstehende Stadt bis hinaus zum Flughafen von Shanghai dauerte weit über eine Stunde. Es war in etwa die Strecke, auf der die deutsche Transrapid die Fahrzeit einmal drastisch reduzieren soll.

Am Flughafen verabschiedete sich Frau Cha ohne viele Worte und war recht schnell verschwunden, wie es sonst auf der Reise nicht ihre Art gewesen war. Wahrscheinlich war sie nach drei Wochen der Gesamtverantwortung zu erschöpft für lange Abschiedsszenen. Es reichte ihr, uns heil am Flughafen abgegeben zu haben. Ihre Gedanken waren bestimmt schon bei ihrer Tochter, die sie nun bald sehen würde. Sie war uns jedenfalls trotz ihrer Jugend eine gute und umsichtige Reiseleiterin gewesen, wie sich zuletzt noch einmal zeigen sollte. Damit sich zum guten Schluss nicht noch ein Problem für uns ergeben würde, hatte sie uns wiederholt eingeschärft, nicht alles chinesische Geld auszugeben, sondern wenigstens noch 90 Yuan pro Person für die Flughafengebühr bereit zu halten. Das hatte, wie es schien, funktioniert.

Der Flug MU557 mit China Eastern brachte uns nach Zwischenlandung in Peking wohlbehalten nach München zurück. Es war die interessanteste Reise und eine der schönsten dazu, die meine Frau und ich in unserem Leben je gemacht haben.

